BLIOTHEK DER TERHALTUNG UND DES WISSENS







Bücher-Sammlung
von

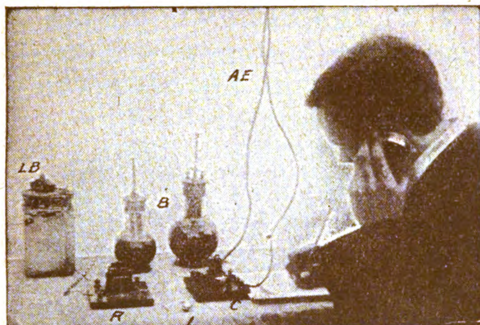


Ankündigungen aller Art, soweit sie sich zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von Anzeigen durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Das Neue Universum.

Band 32. Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten, sowie Reiseschilderungen, Erzählungen, Jagden u. Abenteuer. Ein Jahrbuch für Haus u. Familie. Mit einem Anhang zur Selbstbeschäftigung: **„Häusliche Werkstatt".** 474 Seiten Text mit 436 Abbildungen und Beilagen. Eleg. geb. 6 Mark 75 Pf.



Selbstgefertigter Funkentelegraph: Die Empfangsstation.

Ein für Haus und Familie, wie besonders auch für die reifere Jugend geeignetes Jahrbuch, das die bemerkenswertesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten behandelt, außerdem Reisebeschreibungen, Jagd- und Abenteuergeschichten in großer Auswahl enthält. Sehr nützlich ist der unter dem Titel „Häusliche Werkstatt" zur Selbstbeschäftigung anleitende Anhang. Straßburger Post.

Der Gute Kamerad.

Illustriertes Knaben-Jahrbuch. Band 25. Ein 828 Seiten starker Quartband mit vielen Illustrationen und 17 Kunstbeilagen. Elegant gebunden 10 Mark.

„Der Gute Kamerad" kann auch als Zeitschrift in 52 wöchentlichen Nummern bezogen werden. Preis vierteljährlich 2 Mark.

Ein Jahr in Waffen.

Eine Erzählung für die reifere Jugend. Von **Wolf Graf v. Baudissin.** Mit 26 Abbildungen von **Adolf Wald.** Elegant gebunden 4 Mark 50 Pf.

Helden des Eismeers.

Die wichtigen Nord- und Südpolfahrten. Der reiferen Jugend geschildert von **Ernst Wächter.** Mit 8 Einschaltbildern und ca. 200 Textillustrationen. Elegant gebunden 6 Mark.

Physikalisches Experimentierbuch für Knaben.

Eine Anleitung zur Ausführung physikalischer Experimente und zur Selbstanfertigung der hierzu nötigen Apparate. Von **Richard Weißwanger.** Mit 216 Abbildungen. Elegant gebunden 4 Mark.

Elektrotechnisches Experimentierbuch für Knaben.

Eine Anleitung zur Ausführung elektrotechnischer Experimente unter Verwendung einfachster, meist selbst herzustellender Hilfsmittel. Von **Eberhard Schnetzler.** 15.—19. umgearbeitete Auflage. Mit 250 Abbildungen. Elegant gebunden 4 Mark.

Werkbuch fürs Haus.

Eine Anleitung zur Handfertigkeit für Bastler. Von **Eberhard Schnetzler.** 6.—9. Auflage. Mit 409 Abbildungen. Praktisch gebunden 5 Mark.

. . . Ein Buch, das als ganz besonders gut und praktisch bezeichnet werden muß. Der Verfasser hat in erschöpfender Weise das Thema behandelt und ein Buch geschaffen, das als Nachschlage- und Lehrbuch gleich gut ist.

Zu haben in allen Buchhandlungen.



Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens





Zu der Novellette „Nummer 17“ von J. Barinkay. (S. 13)
Originalzeichnung von E. Buffetti.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit
Originalbeiträgen
der hervorragendsten
Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

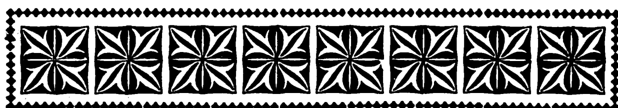


Jahrgang 1912 ❖ Fünfter Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart ❖ Berlin ❖ Leipzig

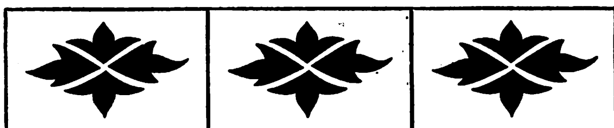
Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.







Nummer 17.

Novellette von J. Barinkay.

Mit Bildern
von E. Buffetti.

(Nachdruck verboten.)

Die Nummer 17 war ein Abonnementsplatz im Hoftheater. Er befand sich gerade vor meinem Sitz und hatte zum Inhaber einen großen, schlanken jungen Herrn.

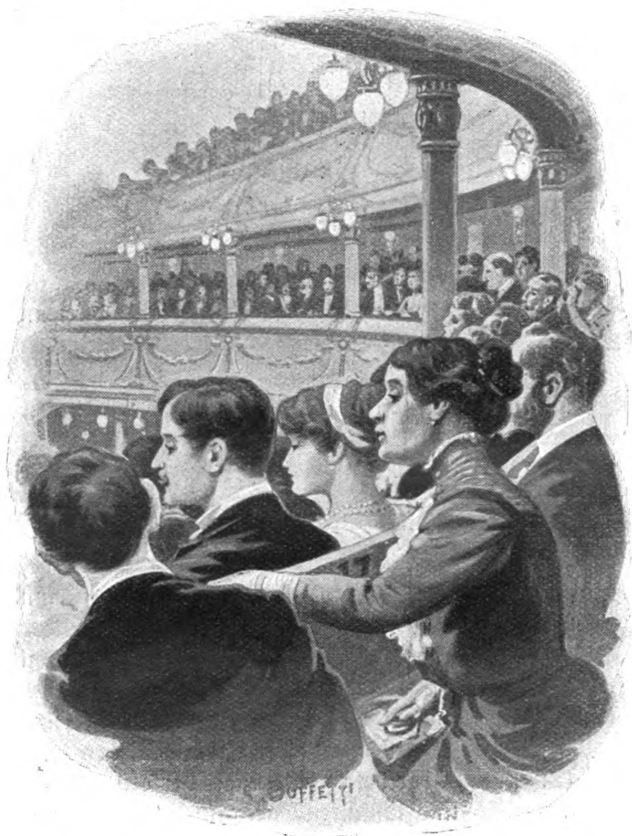
Anfangs war ich nicht gut zu sprechen auf ihn oder vielmehr auf seinen Rücken, wenngleich der weder breit noch plump war, und auf seinen Kopf, obwohl der sehr hübsch geformt und mit reichem, dunklem Haar ausgestattet war.

Er versperrte mir damit eben die Aussicht zur Bühne, und ich mußte mich recht oft drehen und strecken, um zu sehen, was ich sehen wollte.

Nachdem ich dem jungen Mann aber ein paarmal in das bartlose, ovale Gesicht geschaut hatte, legte sich mein Groll. Seine Züge waren so angenehm, seine Augen fand ich so voll ernsthafter Schönheit, den feinlippigen Mund, über dem schattenhaft der erste Flaum saß, so seelisch und anmutend geformt, daß ich's ihm verzieh, meinen Blicken ein solches Hindernis zu sein.

Ich bekam es bald in Übung, so zu sitzen, daß ich neben ihm durch oder über seine Schulter hinweg ohne Einbuße die Vorgänge auf der Bühne betrachten konnte.

Der junge Mann auf Nummer 17 behielt von da an mein Interesse und mein Wohlwollen.



Ich erkannte an seinem Aussehen den Sproß einer guten Familie, an seiner Haltung und seinem Auftreten den vorhandenen Intellekt, an seinem Eifer für die Kunst seine begeisterungsfähige Seele, an dem Beifall,

wie und wann er ihn spendete, seine Gesinnung, seinen Geschmack, daran, daß er für die hübschesten Mädchen in seiner Nähe keinen der flirtenden, fragenden, suchenden Blicke hatte, seinen sittlichen Ernst. Wie sprühte dagegen sein Auge, wenn die Ferina, unsere berühmte dramatische Sängerin, oben auf der Bühne stand, ihre prachtvollen, ergreifenden Töne das Theater füllten!

Es war mir ein stilles Vergnügen, ihn zu beobachten und zu studieren, und ich freute mich, wenn ich einen Zug, eine Gebärde, eine Art in seinem Benehmen entdeckte, die mir so sympathisch waren wie der äußere Mensch.

Er besaß offenbar noch einen Idealismus, wie er in unserer Zeit immer seltener wird. Denn die Zeit gestaltet sich ja von Tag zu Tag prosaischer, schwieriger, lauter und anspruchsvoller, und den Geschöpfen, die in ihr leben, mangelt mehr und mehr Muße und Lust und Kraft, an Altären zu opfern, auf denen Gottheiten thronen, die nur die Seelen speisen und die Herzen erheben.

Auch dem jungen Mann vor mir würde der Materialismus langsam die zarten, schwingenden Empfindungen der Seele meucheln wie tausend und tausend anderen vor ihm.

Doch noch brannte die selbstlose, reine, göttliche Begeisterungsflamme in seiner Brust. Ich las es aus dem Glanz seiner Augen, aus der Sprache seiner Mienen.

Zwei Jahre gingen dahin.

Ich sah den jungen Mann reifer und männlicher werden — das Bärtchen lag schon als kräftiger Strich über der Oberlippe — und freute mich über ihn. Dann sah ich ihn nach dreimonatiger Sommerfrische im Herbst wieder. Er kam mir verändert vor.

Ich war unsicher, worin diese Veränderung bestand. Schaute er nicht ein bißchen blaß, ein bißchen müde aus? War er krank gewesen?

Die Frische war weg. Und sie blieb weg!

Statt zu voller Manneskraft anzuwachsen, schien er auf dem erreichten Punkt erschöpft stehen zu bleiben — nein, davon wieder herabzugleiten. Seine Augen blickten ernster, matter und schimmerten dann manchmal stärker als je.

Rätselhaft! Hatte er eine unglückliche Liebe?

Nach einem halben Jahre — man ging bereits weniger gern ins Theater, denn die Abende wurden täglich heller und lauer, und die ersten Amseln sangen vor der Stadt — war ich mir klar über die Ursache seines veränderten Aussehens, mit Betrübnis vollkommen klar.

Der häßliche, unbezwingliche Wurm, der an dieser Lebenskraft nagte und sich sichtlich immer tiefer einbohrte, war die gräßliche Krankheit, für die alles menschliche Streben, der brennendste Eifer der Berufenen bis heute noch kein radikales Heilmittel gefunden hat — die Schwindsucht.

Zu meinem Interesse und Wohlwollen gesellte sich heißestes Erbarmen, nachdem ich das erste Entsetzen über meine Erkenntnis überwunden hatte.

Mit Schmerz sah ich fernerhin, wie von unsichtbaren, üblen Mächten unterminiert und allmählich vernichtet wurde, was sich mir erst aufblühend und köstlich gedeihend gezeigt.

So töricht es war, am Ende der Saison, als der Sommer mit freigebigen Händen wie eine gold- und glanzstrotzende Majestät über die Erde zog, hoffte ich noch für ihn.

Ferien, Landluft, die wundervollen Düfte, die da

schweben, die blendenden Sonnenflammen, die da leuchten und wärmen — vielleicht halfen sie ihm doch gesunden!

Vielleicht aber sah ich ihn überhaupt nicht wieder!

Denn wenn die Blätter fallen — — —

Als er am Schlusse des Stückes ging, flogen meine wärmsten Segenswünsche hinter ihm nach.

* * *

Im Herbst, bei Beginn des Theaters, sah ich voll Spannung auf Nummer 17.

Wirklich — er saß da! Doch ich erschrak über die fürchterliche Zerstörung, die ich erblicken mußte.

Die Haltung war gebeugt; der Rock lag schlaff über den eckigen Schultern. Das Gesicht hatte die tote Blässe, die krankes Blut erzeugt; der Mund war unheimlich weiß, und das Schwarz des Bärtchens sah hart und derb darüber aus. Auch das Haupthaar fiel so lose, so müde auseinander, als besäße es nicht mehr die Kraft, sich zu einer Welle zu sammeln. Die Ohren standen ab von der Kopfform, die an den Schläfen eine leichte Senkung hatte.

Und er war so schön gewesen!

Nur die Augen! Als hätte sich all die entschwundene Schönheit in sie zurückgezogen, so wunderdunkel, so himmelsgroß sahen sie in die Welt. Aber traurig — ach so traurig!

Mir tat das Herz weh. Und zugleich brannte wilder Zorn in mir.

Warum schleicht dieser Würger noch immer tückisch unter den Menschen umher?! —

Nach vier Wochen fehlte der junge Mann und blieb auch ferner aus. Es saß nun auf Nummer 17 ein junges Mädchen, groß und schlank wie er, und ich

bildete mir ein, sie habe Ähnlichkeit mit dem Abwesenden.

Ich konnte es nicht unterlassen, sie im Zwischenakt



in der Wandelhalle anzusprechen. Nicht aus Neugier, aus ehrlichster Teilnahme tat ich's.

„Liebes Fräulein, verzeihen Sie, sind Sie eine Schwester des Herrn, der bisher Nummer 17 innegehabt hat?"

„Nein,“ entgegnete sie, „aber eine Base.“

„Wie geht es ihm?“

Sie zuckte die Schultern. „Er ist in einer Heilanstalt für Lungenkranke. Eine Winterkur im Gebirge —“

„Ist noch Hoffnung?“

„Für uns nicht. Die Ärzte geben zwar eine schwache, an die wir nicht glauben können, aber er — er hat Vertrauen auf seine Jugend und den Segen der schwindsuchtsfreien Zone, in der er sich aufhält, und die Wirkung der ja tatsächlich weit vorgeschrittenen Therapie —“

Schmerzlich durchzuckte es mich. „Wie kam er denn nur zu dem schrecklichen Leiden? Er schien so stark und gesund!“

„Er war es auch. In der ganzen Familie ist kein Schwindsüchtiger. Es muß eben Ansteckung angenommen werden, ein Keim, vom Körper aufgenommen in einer Stunde der Schwäche und Wehrlosigkeit. Dann zu spätes Erkennen der Feinde, die in ihm ihr böses Werk trieben. Niemand dachte daran.“

„Hat er Eltern?“

„Ich bin hierher gekommen zu seiner verwitweten Mutter, damit sie nicht so allein ist.“

Schweigend drückte ich ihr die Hand.

Armer junger Mann! Arme Mutter!

Von da ab plauderte ich öfter mit dem Mädchen, natürlich über nichts als den bedauernswerten Kranken.

Da das liebe Kind die Echtheit meiner Teilnahme fühlte, erfuhr ich manches, was man Dritten nicht leicht sagt.

„Ich muß ihm von jedem Theaterabend getreuen Bericht senden. Das Theater ist seine Leidenschaft. Er beneidet mich — und will doch nicht, daß wir den Platz vergeben. Er freut sich ja so sehr darauf, wieder hier zu sitzen. ‚Nummer 17 ist meine Sehnsucht,‘

schreibt er jedesmal. Er will jetzt um jeden Preis zurück. Er behauptet, sich ganz wohl und frisch zu fühlen. Nur die Müdigkeit und das dumme Fieber drücken ihn noch. Der Husten sei fast ganz gewichen. — Und wissen Sie, wer es ist, die ihn so hierher zieht? Die Ferina! Er verehrt sie. Ich glaube, sie ist seine stille Liebe. Er hörte sie zum letzten Male als Dalila, und dieser Abend, an dem die Künstlerin ja in der Tat hinreißend gewesen sein muß, leuchtet in ihm fort."

Eine stille Liebe! Das also war das Poetische, das Feine, Tiefe gewesen, das ihn umspielte!

Nun, die Ferina war es wert, eines jungen Herzens Ideal zu sein. Schön wie ein Meisterbildnis, sang sie ergreifend, die Sinne schmeichelnd, die Seele packend.

„Wird er wirklich kommen können?" fragte ich weiter.

Das Mädchen schüttelte traurig den Kopf.

„Ist er weit weg?"

„In der Schweiz — im Engadin."

„Etwa in Lublins Sanatorium?"

„Ja — dort ist er."

Die Lublinsche Anstalt kannte ich. Die Frau des Leiters war eine Jugendfreundin von mir. Ich war schon mehrmals dort gewesen in der prächtigen, einzigartigen Anstalt, die so manchen mit neuen Lebenskräften entließ, der sie früh genug aufgesucht hatte.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Winter rückte voran. In mir wurde ein Plan rege, dem ich nach einigem Zögern nachgab.

Ein paarmaliger Briefaustausch mit Frau Else Lublin — und eines Morgens reiste ich ab.

Ich war alleinstehend. Mich hielt niemand, und etliche Wintertage im Hochgebirge lockten mich.

Man hieß mich sehr herzlich willkommen. Sobald

es anging, erkundigte ich mich bei Lublin nach dem Kranken.

Da fiel das Wort „hoffnungslos“.

„Darf man ihm eine Freude bereiten? Wird sie ihm schaden?“

„Dem Ärmsten schadet nichts mehr! Seine Tage zählt man an einer Hand!“

„Und seine Mutter? Kommt sie nicht her?“ fragte ich erschrocken.

„Wenn er's nicht ausdrücklich verlangt — nein! Es ist für beide besser! Für die Lebende — und den Sterbenden.“ —

Am nächsten Tage sah ich ihn in der Liegehalle, in die strahlend und belebend das Sonnenlicht fiel, die Beklagenswerten wärmend, ihren Jammer vergoldend und sie zur Hoffnung anfeuernd.

All das Schreckliche der Schwindsüchtigen im letzten Stadium trug er im Gesicht und all das Schöne, Ätherische, Überirdische im Blick.

Er besann sich bei meinem Anblick. Meine Erscheinung mochte ihm nicht ganz fremd sein. Als ich eine zarte Röte über seine Wangen laufen sah, fühlte ich, daß er mich erkannte.

Ich lächelte ihm grüßend zu, eilte aber rasch weiter.*) Ich hätte vor Bewegung nicht reden können mit ihm.

Am nächsten Abend war eine kleine Feier im Hause. Ein Genesener veranstaltete sie, der bereits dreimal den Winter hier verbracht hatte und nun endgültig dem Leben wiedergegeben war. Morgen verließ er das Sanatorium.

Mein armer Kranker konnte nicht teilnehmen daran.

---

*) Siehe das Titelbild.

Lublin hatte ihm gesagt, daß es besser für ihn sei, sich recht zu schonen, da er doch bald abreisen wolle.

„Sie dürfen mir's auch glauben, Herr Doktor, ich kann reisen. Mir ist bedeutend wohler seit einigen Tagen. So leicht in der Brust! Sicher ist alles ausgeheilt. Ich spür' es. So frisch fließt mein Blut. Gewiß habe ich nun das Schlimmste hinter mir, und es geht wieder aufwärts. Ich darf doch reisen?"

„Aber gewiß, Sie dürfen bald heim. Schonen Sie sich nur, damit die Kräfte wachsen."

Mit befriedigter Miene legte er sich zurück.

„Seine Uhr läuft ab! Er wird das Bett nicht mehr verlassen!" äußerte Lublin zu mir.

Zitternden Herzens, mit Angst ging ich nun an die Ausführung meiner Idee.

Ein Diener trug mir das Material in das Zimmer des jungen Mannes, der Nummer 17, wie ich ihn in meinen Gedanken nannte.

In ruhiger Milchfarbe brannte das Licht in dem hübschen, weißgestrichenen Raum. Von dem hohen Doppelfenster waren die Vorhänge zurückgeschoben. Die Sterne schienen herein, so rein und stark strahlend, wie man sie nur im Hochgebirge sehen kann. Und so nahe, als brächte ein kurzer Flug die Seele, die ich erfreuen wollte, die Seele, die da scheiden mußte, zur Himmelspforte.

Lublin war bei mir.

„Ganz bestimmt macht es Ihnen Vergnügen, ein bißchen unterhalten zu werden, damit der Abend sich kürzt," sprach ich nach einigen allgemeinen Reden und hob das Tuch von dem Gegenstand, der eine so wundervolle Erfindung des menschlichen Geistes ist, wenngleich ihr noch die höchste Vollendung fehlt und Mißbrauch damit getrieben wird — ein strahlender Triumph

des Gehirns der in vielem so armseligen Erdengeschöpfe. Sie besiegten den Laut und bannten ihn auf ein totes Material, so daß er überall und unabhängig vom Erzeuger zum Schallen und Klingen gebracht werden kann.

„Ein großes Vergnügen!“ erwiderte Nummer 17, und der Glanz seiner Augen flog wie eine Sternschnuppe zu mir und meinem Phonographen, den ich in bestimmter Absicht in dieses Hochtal mitgenommen hatte.

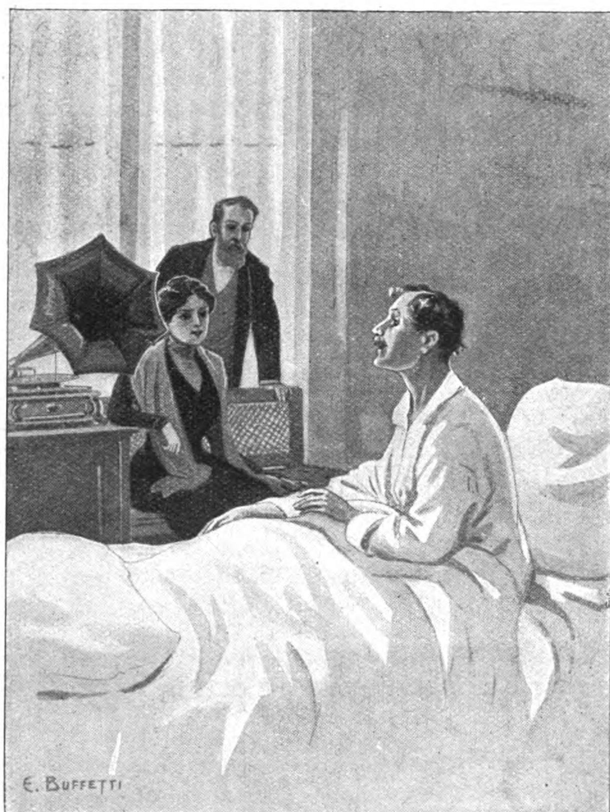
Ich ließ einiges abspielen, gute, ernste Nummern, den Gesang erster Kräfte, der am vollkommensten zur Geltung kommt.

Und dann eine Arie von ihr, der Ferina, die seine stille Liebe war, die Arie der Dalila, die sie singt in der Glorie des Sonnenaufgangs, zwischen den Mädchen, die rosige Blütenzweige schwingen, singt mit gleißender Glut, in verführerischer Schönheit, um Samson zu bezwingen.

„Die Sonne, sie lachte,
Der Frühling erwachte
Und küßte die Flur;
Er zog durch die Lande
Im Blumengewande
Auf duftender Spur.
Er bannet die Schmerzen,
Die einsame Herzen
Verschwiegen gequält,
Und Liebesgedanken
Durchziehn ohne Schranken
Die hoffende Welt!“

Mein Atem hatte ausgesetzt bei den ersten Tönen, die rund und voll, in ihrer schmelzenden, sinnverwirrenden, dunklen Schönheit durch den stillen Raum klangen.

Die Ehrfurcht, die wir vor eines anderen Menschen



innerstem Wesen haben und haben sollen, fühlte sich in mir gepeinigt.

Hatte ich recht getan?

Das Jünglingsgesicht mit dem Todesmal in jedem Zuge gab mir die Antwort.

Es wischte sich alles darinnen aus, was Leiden und Siechtum eingegraben. Es wurde nach dem ersten,

flüchtigen Wundern durchleuchtet von grenzenloser Verzückung. Die weiße, vom Schmerz und Verzicht scharf ausmodellierte Stirne strahlte.

Er hatte sich aufgerichtet und horchte. Alles an ihm war diesem Sinn untertan. Wir existierten nicht mehr für ihn.

Als der letzte Ton verhallt war, schaute er mich an mit den rührenden, drängenden Augen eines bittenden Kindes.

Ich ließ sie also weiterschallen, die geliebte Stimme, in wechselnden Gesängen, die Stimme, die den Armen zurückversetzte auf seine Nummer 17 in das hellschimmernde Haus, zwischen die lebensfrohe Menge — er noch gesund und glücklich und weit und hoffnungsvoll ins Leben schauend, sie vor ihm, in Jugend und Schönheit und dem Zauber der Kunst — sie, die sein Herz in süße, zitternde Schwingung brachte, die zum ersten Male das göttliche Empfinden in ihn goß, das wir Liebe nennen. —

Langsam fiel er zurück. Die Augen blieben groß und selig noch eine Weile an dem Apparat haften, als sähen sie den lebendigen Mund, der die Töne ursprünglich gesungen. Dann schlossen sich die Lider. Die Lippen formten sich zu einem hinreißenden Lächeln.

Er war in Sphären, an denen wir keinen Teil mehr hatten.

Ich schaute Lublin an.

Er nickte.

Die Maschine verstummte.

Still, mit weltentrücktem Gesichtsausdruck lag der Kranke in den Kissen.

Wir gingen hinaus. Ich mit befreitem Gefühl.

— — — — — — — — — — — — — —

In der Nacht starb er. Rasch und ohne Kampf, ohne Todesahnung.

Am Morgen sah ich ihn.

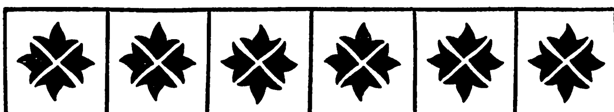
Die hohen Fensterflügel standen offen. Den frostklaren Himmel erblickte man im tiefsten, stählernen Blau und die beschneiten Berggipfel in glänzendem Weiß, wie ich mir Engelsflügel im Himmelslicht vorstelle.

Dazu die heilige, überwältigende Hochgebirgsstille.

Ein Glöcklein hörte man zart und lieblich vom Dorfe herauf, das am Bergabhang lag.

Welch ein Frieden!





Die Frau des Adjutanten.

Roman von Fr. Lehne.

(Fortsetzung und Schluß.)  (Nachdruck verboten.)

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Flimmernd lag die Mittagssonnenglut auf dem Spiegel des Sees. Kein Lufthauch bewegte die weite Fläche.

Dicht am Ufer lag Jolantha in einer Hängematte, die man an einer schattigen, lauschigen Stelle zwischen zwei Bäumen befestigt hatte. Träumend ruhten ihre Augen auf dem Wasser, das flinke Boote durchkreuzten; ein Dampfer, mit Ausflüglern besetzt, fuhr eben vorüber.

Das Buch, in dem sie gelesen, war ihrer Hand entglitten. Sie wurde müde. Leichter Schlummer schloß ihr die Augen. Sie hörte nicht das leise Geräusch von Schritten, die vorsichtig näher kamen.

Mit heißen, verzehrenden Blicken starrte Prinz Adrian auf die schöne Schläferin.

Ein Geräusch schreckte sie auf. Sie blinzelte mit den Augen, und als sie ihn erkannte, versuchte sie sich hastig aufzurichten. Doch die großen Schildpattnadeln, die ihr locker aufgestecktes Haar nur leicht zusammenhielten, hatten sich in den Maschen der Hängematte verstrickt.

„Nicht doch, Frau Jolantha, Sie tun sich ja weh! Nicht so zerren!“ Er war ihr behilflich, zog aber dabei

die Nadeln ganz aus ihrem Haar, daß es lang über ihre Schultern wallte.

Errötend wollte sie es fest zusammendrehen und aufstecken.

Doch er hinderte sie daran. „Lassen Sie mich diese Pracht schauen, Jolantha!“ bat er mit verhaltener Stimme. Er beugte sich zu ihr und barg sein Gesicht in den kühlen, duftenden Haarmassen. „Das hab’ ich mir ja schon lange gewünscht!“

„Hoheit, ich bitte —“

„Jolantha, seien Sie doch nicht so grausam! Fühlen Sie denn meine Sehnsucht nicht, die mich förmlich verzehrt, die mir den Schlaf meiner Nächte, die Ruhe meiner Tage raubt?“

Er kniete vor ihr und hielt die Frau, die sich nicht rühren konnte, fest im Arm, daß sie sein heftig schlagendes Herz fühlte. „Jolantha —“ in heißem Flehen schauten sie seine braunen, schwermütigen Augen an.

Sie war förmlich betäubt. Wie eine glühende Welle ging der Strom seines Begehrens über sie hin. Sein blasses Gesicht neigte sich dicht über sie, und in heißem Kusse preßten sich seine Lippen auf die ihren.

„Jolantha — du süße, süße Frau!“ flüsterte er.

„Nicht — — o nicht doch!“ stammelte sie und versuchte sich aus seinen Armen zu befreien. „Haben Sie doch Erbarmen, Hoheit!“

„Hast du denn Erbarmen? Dem Verdurstenden hast du die ersehnte Labung verweigert, hast mich schmachten lassen, hast mich nicht verstanden —“

„Weil ich nicht durfte und nicht wollte! Denn noch trage ich den Namen meines Mannes, dem —“

„Aber doch nicht lange mehr! Dann bist du frei — nach eigenem Willen. Und nachher wirst du meinen Namen tragen.“

Er lächelte und schaute sie schwärmerisch an.

„Hoheit!“ Sie war tief erschrocken. Das sah ihm ähnlich in seinem romantischen Sinn. „Das ist unmöglich!“ In Hast befestigte sie ihr loses Haar.

„Für mich ist nichts unmöglich, wenn ich etwas will! Und ich will dich haben, Jolantha, du bist die einzige Frau, die mir im Leben etwas sein kann!“ sagte er leidenschaftlich. Ein eigensinniger Zug prägte sich auf seinem Gesicht aus, den sie schon kennen und fürchten gelernt hatte. Mit diesem Ausdruck hatte er noch alles bei seiner Mutter erreicht.

„Aber ich will es nicht!“ erwiderte sie in festem Ton.

Er sah sie lange an. „Ich kann abwarten, wessen Wille der stärkere ist,“ sagte er ruhig.

„Hoheit, ich wiederhole — das ist unmöglich! Schon aus Gründen der Dankbarkeit. Wie könnte ich noch vor Ihrer Mutter bestehen!“

„Wenn das allein dich kümmert — das lasse meine Sorge sein!“

„Und dann — wenn ich auch eine Trennung von meinem Manne wünsche, so habe ich doch nie aufgehört, ihn zu lieben. Und nie werde ich einen anderen lieben können —“

Schmerzlich zuckte es über sein Gesicht. War das die Wahrheit, was der weiche, süße Frauenmund da sprach? Er glaubte es nicht, konnte es nicht glauben. Mit bebender Stimme erwiderte er: „Ich bin bescheiden, Jolantha, und ich will zufrieden sein, wenn du dich von mir lieben lässest! Eines Tages wirst du dann erwachen und wirst das Geschenk meiner Liebe erwidern. Auf diesen Augenblick werde ich geduldig warten!“

Seine Hartnäckigkeit brachte sie fast zur Verzweif-

lung. Sie fühlte sich schuldig der Prinzessin gegenüber, und sie hatte doch nichts dazu getan, seine Liebe zu wecken. „Hoheit, ich bitte Sie inständig, wenn ich noch hier bleiben soll, nie wieder so zu mir zu sprechen. Ich darf Sie nicht anhören.“

Sie stand jetzt vor ihm in fester Haltung.

Er griff nach ihren beiden Händen. „Was du auch sagst, Jolantha — du bist mein! Gewöhne dich an diesen Gedanken!“ Er küßte erst ihre rechte Hand, dann die linke, ehe er sie freigab und sich von ihr trennte.

Mit traurigen Augen sah sie ihm nach. Zürnen konnte sie ihm nicht, weil sie wußte, wie unerwiderte Liebe brannte, wenn er ihr auch jetzt durch seine Leidenschaft die liebgewordene Zufluchtsstätte geraubt. Denn länger konnte sie nach dieser Stunde nicht bleiben, wenn sie die Güte ihrer hohen Gastgeberin nicht mit Undank lohnen wollte.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die behäbige Gestalt in ein leichtes, luftiges Gewand gehüllt, saß die Prinzessin nach ausgiebiger Nachmittagsruhe in einem bequemen Korbsessel auf der Terrasse und ließ sich den Tee schmecken, den ihr Jolantha bereitete.

„Gott, Kind, ist das hier wundervoll!“ Sie dehnte sich ein wenig. „Ich kann mich kaum darauf besinnen, einen so schönen Sommer verlebt zu haben. So ganz mein eigener Herr, nicht eingeengt durch Zwang und Etikette. Wo könnte ich es mir so bequem machen, ich, die ich so unter der Hitze leide — — und sie doch auch wieder so gern habe!“

Ihre Blicke schweiften umher und ruhten auf dem lieblichen Bilde. Die grün bewaldeten Höhen des jenseitigen Ufers grüßten zu ihr herüber und spiegelten sich in dem tiefgrünen Wasser. Nur ein schmaler,

dunkler Streifen deutete am Horizont die Bergkette an.

Mit schüchterner Stimme brachte Jolantha jetzt ihr Verlangen nach Abreise an.

Unangenehm überrascht, stirnrunzelnd sah die Prinzessin sie an. „Warum in aller Welt? Und so plötzlich? Haben Sie irgend eine Nachricht bekommen?“

Jolantha hielt das erglühende Gesicht gesenkt. „Ich muß fort, Hoheit! Eine innere Unruhe —“

„Ah, jetzt weiß ich's,“ sagte die Prinzessin lebhaft, von einem plötzlichen Gedanken erfaßt. „Sie wollen zu Ihrem Manne, haben sich doch besonnen, daß —“

„Nein, Hoheit, nicht zu meinem Manne!“ fast entsetzt hob Jolantha den Kopf.

„Ja — aber was denn? Ich glaube, ein wenig Anspruch auf Vertrauen hab' ich denn doch und darf wissen, weshalb Sie mich so plötzlich verlassen wollen,“ meinte die Prinzessin empfindlich. In peinlicher Verlegenheit saß Jolantha da. Sie konnte doch nicht sagen: dein Sohn verfolgt mich mit seiner Liebe! — Eher wollte sie in den Verdacht der Launenhaftigkeit und Undankbarkeit kommen. „Ich plane nichts Besonderes, Hoheit.“ Es widerstrebte ihr, eine durchsichtige Ausflucht zu gebrauchen. Die Prinzessin hätte ihr doch nicht geglaubt.

„Wie Sie wollen, Frau Jolantha!“ bemerkte die hohe Frau nach einer Pause kühl. „Was fort will, durchaus fort will, soll man nicht halten! Ich werde der Ruge schreiben, daß sie zurückkommt. Dann steht Ihrer Abreise nichts im Wege.“

In Jolanthas Augen funkelten die Tränen. Die Worte der Prinzessin taten ihr weh. Deutlich genug klangen Unwillen und Verdrießlichkeit heraus. Lieber

aber wollte sie das auf sich nehmen, als daß ihre mütterliche Freundin die Wahrheit erfuhr.

Die Stimmung war ungemütlich geworden. Jolantha wollte vorlesen; doch die Prinzessin dankte. Sie gab sich gar keine Mühe, ihre Verstimmung zu verbergen.

Als Prinz Adrian erschien, entfernte sich Jolantha unter einem Vorwand.

„Unbegreiflich von ihr!“ murmelte die Prinzessin.

„Was denn, Mama?“ fragte er zerstreut.

„Jolantha will uns plötzlich verlassen.“

„Warum?“

„Ja, das weiß ich eben nicht. Es hat mich verstimmt. Ich habe mich sehr an sie gewöhnt, und wiederum hat es mich angenehm berührt, daß sie keinen unwahren Grund angegeben hat. Lieber schweigt sie. Die Frau ist klar und lauter wie die Sonne. Es muß also etwas Schwerwiegendes sein. Vielleicht, daß sie bereut und zu stolz ist, darüber zu sprechen.“

Adrian warf seine Zigarette weg und stand erregt auf. Also so schnell und so gründlich zog sie die Konsequenzen der letzten Stunde! Das durfte sie nicht. Sie mußte bleiben auf jeden Fall. Ob er sich seiner Mutter anvertraute? Doch er wollte erst noch eine Aussprache mit Jolantha suchen, und dann mußte seine Mutter ihm helfen.

„Ich meine, es gibt auch eine Pflicht der Dankbarkeit,“ sagte er. „Das scheint Jolantha vergessen zu haben. Jetzt, da du allein bist —“

„Du kennst mein Prinzip, Adrian: Jedem Menschen seinen Willen lassen! Und ich ehre ihre Gründe, auch wenn ich sie nicht kenne. Es schmerzt mich nur, daß sie sich mir nicht anvertraut, da ich sie wirklich lieb habe. Hätte ich eine Tochter, wünschte ich wohl, sie gliche ihr —“

„Wirklich, Mama?“ fragte er. In seinem Auge blitzte es auf. Er zündete sich eine neue Zigarette an, um seiner Mutter seine Erregung zu verbergen. —

Gleich nach dem Abendessen zog sich die Prinzessin zurück.

Adrian hatte sich schon vorher verabschiedet, weil er Stimmung zum Arbeiten fühlte, und so blieb Jolantha sich selbst überlassen. Die Wände ihres Zimmers erdrückten sie beinahe. Sie mußte noch hinaus ins Freie.

Ihr war so weh ums Herz, denn es wurde ihr schwer, von den ihr so lieben Menschen und auch von diesem gesegneten Stück Erde fortzugehen. Wohin ihr Weg sie führen würde, das lag noch im Dunkel. Ohne daß sie es wollte, lösten sich schwere Tränen aus ihren Augen. Wie ein verirrtes Vögelein war sie, das keine Heimat mehr hat. Mehr als ein Jahr war nun verstrichen seit jenem Tage, an dem ihrem Glück ein so rasches Ende bereitet wurde. Keine Stunde gab es, in der sie nicht daran gedacht. Die Wunde schmerzte wie am ersten Tag. Nie würde sie sich schließen, denn nie würde sie aufhören, den zu lieben, der ihr dieses Schwerste angetan.

Wie einsam er jetzt wohl war! Mahnende, vorwurfsvolle Stimmen erhoben sich in ihrem Innern, die sie wegen ihrer Unversöhnlichkeit anklagten. Mehr, als er ihr entgegengekommen, konnte er nicht, ohne seiner Manneswürde etwas zu vergeben. Er war friedlos und freudlos geworden.

Unwillkürlich seufzte sie tief auf.

Sie saß vor der Terrasse, an der mit wildem Wein bewachsenen Wand und blickte wehmütig vor sich hin. Unter vorsichtig näher kommenden Schritten knirschte leise der Kies auf dem Wege. Adrian war es.

„Hoheit!“ Sie legte die Hand auf das klopfende Herz und starrte ihn an.

„Hier finde ich Sie endlich, Jolantha!“ sagte er leise. „Ich habe Sie schon im ganzen Garten gesucht, und drunten am See glaubte ich Sie bestimmt zu finden.“ Sie hörte wohl die Enttäuschung in seiner Stimme — und einen heimlichen Wunsch. „Ach, Jolantha, ich habe Ihnen ja so viel zu sagen —“

„Um diese Zeit? Jetzt darf ich Hoheit nicht mehr anhören. Morgen, übermorgen —“

Sie schickte sich zum Gehen an.

Doch er vertrat ihr den Weg. „Bis Sie fort sind, Jolantha? Sie wollen mir entschlüpfen. Ich weiß alles. Meine Mutter ist sehr böse über Ihre Absicht, uns zu verlassen.“

„Wüßte sie den Grund, würde sie mich noch heute haben gehen lassen.“

„Jolantha, Sie sind grausam!“

„Nein, Hoheit, nur vernünftig.“

Er faßte nach ihrer Hand. „Jolantha, so hören Sie mich doch an! Morgen weichen Sie mir wieder aus — und dann sind Sie fort!“

Ängstlich glitten ihre Blicke über das Haus. Dunkel lag es da. In Villa „Seefrieden“ ging man früh zur Ruhe, weil der Tag zeitig begann.

Er war ihren Blicken gefolgt. „Wir sind ungestört, Jolantha,“ sagte er leise.

„Was wollen Sie noch, Hoheit? Ich hab' Ihnen doch schon gesagt, daß —“

„Das war ja alles Unsinn! Wenn Sie Altorf wirklich liebten, dann wären Sie doch noch bei ihm! Und er liebt Sie auch nicht, sonst würde er Sie längst geholt haben! Die Frau, die ich liebe, die lasse ich nicht von meiner Seite. Im sichersten Versteck wüßte ich

—

sie zu finden. — Und Sie sind jetzt frei von ihm. — — Jolantha — und ich liebe dich! Hab' doch Erbarmen! Die Sehnsucht nach dir verbrennt mich!"

Er fiel vor ihr nieder und barg sein Gesicht in ihren Kleiderfalten.

Sie legte die Hand auf seinen dunklen Kopf. Er tat ihr leid. „Hoheit, es kann doch nicht sein! Besinnen Sie sich doch!" sagte sie weich. „Denken Sie an Ihre Mutter!"

„Meine Mutter will nur mein Glück, und das bist du, Jolantha, das ist dein Mund, deine Augen, dein Haar, du süße Frau!"

„Ob die Frau Prinzessin ebenfalls in mir Ihr Glück sieht, das bezweifle ich sehr."

„Ich werde sie davon überzeugen. Denn du bist die einzige Frau, Jolantha, die ich heiraten kann. Ich werde um dich kämpfen, und sie muß nachgeben —"

„Wollen Sie noch mehr Opfer von Ihrer Mutter verlangen, Prinz Adrian, als sie Ihnen schon gebracht hat?" fragte sie eindringlich. „Das Leben Ihrer Mutter ist bisher nur ein Leben für Sie gewesen. Sie hat Ihnen mehr geopfert, als Sie ahnen. Sie hat auf ein neues Glück verzichtet — um Ihretwillen, Prinz Adrian. Schweigend brachte die Mutter dem Kinde dieses schwerste Opfer, und nun ist es an Ihnen, sich auch einmal erkenntlich zu zeigen. Auch die Mutterliebe hat ihre Grenzen, und hier, mein Prinz, beginnt Ihre Pflicht. Ein solches Opfer können Sie nicht von Ihrer Mutter verlangen, daß sie eine geschiedene Frau als Tochter anerkennt. Bekämpfen Sie also Ihrer Mutter zuliebe Ihre unselige Neigung, die ihr nur Kummer bereiten würde! — Und was nützt es Ihnen, wenn Sie sich ein Weib ertrotzen, das mit einem leeren, toten Herzen an Ihrer Seite lebt? Eines Tages

würde Ihnen diese Erkenntnis eine schwere Enttäuschung bringen — — — und Sie hätten nichts dafür eingetauscht, daß Sie das zärtlichste, beste aller Mutterherzen bis in den Tod betrübt und die seltene Harmonie Ihres Zusammenlebens zerstört hätten.“

Sie hatte mit beschwörender Stimme gesprochen. Ihr weißes Gesicht trug einen fast überirdischen Ausdruck, als sie ihm jetzt die Hand entgegenstreckte.

„Nicht wahr, Prinz Adrian, Sie sehen ein, daß ich recht habe? Und Sie werden diese Stunde zwischen uns vergessen, damit ich nicht auf Ihre Freundschaft und die Liebe der Frau Prinzessin verzichten muß, die mir so wertvoll sind — das einzige, was ich noch habe!“

„Eben darum, Jolantha! An meinem Herzen sollten Sie alles vergessen, was Sie Trübes erfahren.“

„Nein, Prinz Adrian, Sie müssen ein Wesen zur Seite haben, das noch ein unbeschriebenes Blatt ist, das Ihnen viel, viel Liebe entgegenbringt und Zärtlichkeit, dessen Herz Sie allein ausfüllen! — Das alles kann ich Ihnen nicht geben. Ich habe abgeschlossen mit meinem Leben. Zu viel hab' ich gelitten. Ich bin müde geworden.“

Er nahm ihre Hände und drückte sie gegen seine Augen. „Jolantha, o Jolantha — nach dir kann ich keine andere mehr lieben. Alle würde ich an dir messen, mit dir vergleichen — und keine würde dich erreichen. Du bist wert, eine Königskrone zu tragen — und mich hast du so arm gemacht!“ Er küßte in heißer Inbrunst ihre beiden Hände.

Vorwurfsvoll sah sie ihn an. „Das sagen Sie, Prinz Adrian, der Sie eine so gütige Mutter haben! Und Ihre Kunst? Sie sind nicht arm! Und Sie werden reich, wenn Sie einem Beruf leben, der Ihre ganzen

Kräfte erfordert. Denken Sie einmal darüber nach. Sie werden Ihre Mutter erfreuen und sich ein befriedigtes Dasein schaffen! — — — Gute Nacht, Prinz Adrian!“

Er stand noch immer, als sie längst im Hause verschwunden war.

Mit einem tiefen Seufzer wandte er sich endlich und ging zurück in den Garten, nach dem See; die laue Nachtluft strich um sein erhitztes Gesicht.

Vorsichtig trat da jemand von der Galerie zurück, die im ersten Stockwerk rund um das Haus lief. Es war die Prinzessin in einem leichten seidenen Schlafrock. Die Hitze hatte sie nicht schlafen lassen. Sie war wieder aufgestanden und hatte sich an die offene Schlafzimmertür gesetzt. Da hatte sie Schritte und halblautes Sprechen gehört. Sie beugte sich vor und sah ihren Sohn mit Jolantha im Gespräch. Eine beklemmende Unruhe erfaßte sie. Die üppig blühenden Blumen in den Kästen, der rankende wilde Wein verbargen sie vor jedem Blick — sie sah über die Galerie, um besser hören zu können. Vor Überraschung stockte ihr beinahe der Herzschlag — in leidenschaftlichen Liebesworten warb ihr Sohn um Jolantha Altorf!

Gespannt lauschte sie jetzt auf deren Erwiderung. Sie hielt den Atem an, damit ihr kein Wort verloren ging, und reglos blieb sie, bis sie den Sohn einsam und traurig wieder in den Garten zurückgehen sah.

Mein Gott, wenn sie das geahnt hätte! Das also war der Grund, weshalb Jolantha sie verlassen wollte!

War sie denn blind gewesen, daß sie von des Sohnes Liebe nichts gemerkt?

Wie nahe war ihrem Hause ein Unheil gewesen, von dem sie nichts geahnt!

Ein befreiender Atemzug hob ihre Brust, und sie

mußte die junge Frau bewundern, die ohne Besinnen ausschlug, was tausend andere mit heißer Freude jubelnd genommen hätten.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Jolantha war überrascht, mit welcher wahrhaft mütterlichen Herzlichkeit und Wärme ihr am anderen Tage die Prinzessin begegnete. Sie hatte sich ein wenig gefürchtet. Mit Tränen in den Augen stammelte sie: „Hoheit verzeihen mir also! Ich weiß, daß ich launenhaft und undankbar erscheinen muß —“

„Sie nicht, mein liebes Kind, dazu kenne ich Sie zu gut! Am Montag kommt meine gute Ruge wieder. Ich habe ihr geschrieben, und Sie können also reisen. Gefällt es Ihnen draußen nicht mehr, so kommen Sie ruhig wieder. Daß Sie bei mir stets ein Zuhause finden, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen!“

Dankbar küßte Jolantha ihr die Hand. Die Worte fehlten ihr, zu sagen, was sie bewegte.

Aufmerksam beobachtete die Prinzessin ihren Sohn, und da sah sie seine heißen Augen, mit denen er die junge Frau fast verschlang, bemerkte deren leise Abwehr. Alles das war also früher schon gewesen, und es war ihr entgangen. An das Nächstliegende hatte sie nicht gedacht. Jolantha in ihrer zarten Schönheit mußte doch jeden Mann entflammen, der nicht ganz empfindungslos war. Und ihren Sohn mit seiner leicht begeisterten Künstlerseele um so mehr, da er genug Gelegenheit hatte, auch die Anmut ihres Wesens zu beobachten und ihre Güte kennen zu lernen.

Aber kein Wort, nicht die leiseste Andeutung dessen, was sie wußte, kam über ihre Lippen.

— — — — — — — — — — — — — —

Jolantha packte ihre Sachen. Fräulein v. Ruge hatte geschrieben, daß sie Montag eintreffen würde. Am Dienstag wollte Jolantha dann abreisen, zunächst nach Blankenburg zu Tante Cölestine. Es wurde ihr schwer, nochmals dort Zuflucht zu suchen, doch wegen der Prinzessin mußte sie dieses Reiseziel wählen.

„Zwei Briefe für Sie, Frau Jolantha.“ Die Prinzessin hatte eben die Posttasche geöffnet und gab der jungen Frau die an sie gerichteten Schreiben.

Den einen Brief mit der Handschrift Frau v. Reinckes legte Jolantha beiseite, weil sie erst den lesen wollte, der vom Oberst v. d. Heyden kam, dessen schwer leserliche Schrift ihr sehr in der Erinnerung war. Was wollte denn der von ihr?

Mit einem leichten Unbehagen öffnete sie den Umschlag. Sie überflog die Zeilen. In Entsetzen weiteten sich ihre Augen. Dann brach sie mit einem erschütternden Wehelaut zusammen — so jäh, so unvermittelt traf sie der Inhalt des Schreibens.

Liebreich neigte sich die Prinzessin zu der Fassungslosen. Mit einer matten Gebärde streckte ihr die junge Frau das Briefblatt hin.

„Wenn Frau v. Altorf ihrem todkranken Mann noch eine Wohltat erweisen will, dann möge sie daran denken, wo sie von Rechts wegen hingehört und soll ihren törichten Groll vergessen und sich auf ihre Pflicht besinnen!

Heinrich v. Altorf hat das nicht um sein Weib verdient, daß es seinem Schmerzenslager fernbleibt!

Er hat sich um Ihre Ehre geschlagen, Jolantha v. Altorf, und dafür liegt er auf den Tod verwundet.

Ich kann es nicht mehr mit anhören, wie er nach Ihnen ruft!

Senden Sie mir ein Telegramm, ob und wann Sie kommen. Ich werde Sie erwarten.

Ergebenst

Karl v. d. Heyden."

Das war ganz der Oberst — hart, erbarmungslos, ohne Schonung. In tiefem Mitleid blickte die Prinzessin auf die junge Frau, die von Schauern des Entsetzens geschüttelt wurde. Liebreich legte sie den Arm um deren Schultern und sprach ihr tröstend zu. „Lesen Sie doch den anderen Brief. Vielleicht ist es nicht ganz so schlimm."

Jolantha schlug die Hände vor das Gesicht. Hörte sie wohl, was ihr die Prinzessin jetzt vorlas, die das Schreiben Frau v. Reinckes geöffnet hatte?

„Meine liebe Frau v. Altorf,

es ist ja kein Geheimnis geblieben, daß Sie sich leider von Ihrem Manne getrennt haben. Ich habe schon viele Tränen darum geweint und hab' mich so oft gefragt, wie konnte das denn nur möglich sein?

Was auch immer der Grund sein mag, so schwer kann er aber doch nicht sein, daß Sie jetzt nicht alles vergessen und zurückkommen. Denn Ihre Anwesenheit ist dringend notwendig, Frau Jolantha. — Herr v. Altorf ist krank, schwer krank. Sie müssen es erfahren. Man hat es Ihnen wohl noch nicht mitgeteilt, denn sonst wären Sie doch sicher da, wie ich Sie kenne. Ich bin sehr traurig, daß ich es sein muß, die Ihnen so wenig Erfreuliches schreibt. Wer sonst aber würde es tun? Herr v. Altorf ist von Leutnant v. Reinach im Duell verwundet worden. Reinach war schon länger in sehr gereizter Stimmung, weil er nach dem Manöver versetzt wird. Anstatt den wahren Grund einzusehen, daß es auf Veranlassung des Herrn Oberst geschieht — infolge von dessen unerquicklichen Familienverhält-

nissen, denn Frau v. d. Heyden ist seit einiger Zeit fort, und zwar wohl für immer — anstatt also hierin die Ursache zu suchen, gibt er Herrn v. Altorf die Schuld.

Und vor wenigen Tagen, als die Herren im Kasino saßen, brach er einen Streit vom Zaune, zog Sie, teure Frau Jolantha, mit hinein. Ich muß es Ihnen sagen, so schwer es mir wird — er sprach in wenig respektvoller Weise von Ihrem Fernsein, von Ihrem Aufenthalt bei der Frau Prinzessin und dem Prinzen Adrian. — Genug, Herr v. Altorf forderte dafür Genugtuung. Im Duell wurde Leutnant v. Reinach schwer am Kopfe verwundet, Herrn v. Altorf trug man für tot vom Platze. Der Schuß hatte die Lunge gestreift. Doch der Arzt gibt die Hoffnung nicht ganz auf, ihn dem Leben zu erhalten. Der Oberst weicht kaum von seinem Lager. Wie um einen Sohn ist er für ihn besorgt.

Kommen Sie so schnell als möglich! In seinen Fieberphantasien ruft Herr v. Altorf ständig nach Ihnen. Ihre Gegenwart wird Wunder wirken. Kommen Sie sofort!

In herzlicher Zuneigung

Ihre

Maryla Reincke."

Mit versagender Stimme hatte die Prinzessin zu Ende gelesen. Das Schicksal dieses von ihr hochgeschätzten Mannes ging ihr selbst zu Herzen.

Und sie sah den starren, tränenlosen Schmerz der jungen Frau. „Wenn sie doch weinen wollte!" dachte sie erschüttert.

Es gibt Menschen, die in ihrem Jammer allein sein müssen, denen jedes noch so gut gemeinte Wort eines anderen zur Qual wird. Die Prinzessin fühlte,

daß sie hier überflüssig war. Sie stand leise auf und entfernte sich.

Adrian begegnete ihr im Hause, als sie gerade den Diener mit einem Telegramm an den Obersten fortschickte.

„Was ist dir, Mama?“ fragte er, als er das verstörte Gesicht der Mutter gewahrte.

Sie sagte ihm Bescheid. „Ich werde Jolantha selbst zu ihrem Manne bringen,“ fügte sie hinzu.

„Warum dem Schicksal vorgreifen wollen, wenn sie sich doch von Altorf getrennt hat?“

„Spricht das mein Sohn?“ Mit einem durchdringenden Blick sah sie ihn an, daß er verlegen die Augen niederschlug. „Ich betrachte es als Fügung, daß die beiden, die zusammengehören, sich wiederfinden. — Wenn es nicht schon zu spät ist!“ setzte sie leise hinzu. „Ich bete zu Gott, daß er ihr erhalten bleibt.“

Er wollte fortstürzen.

„Bleibe hier, Adrian!“ sagte sie heftig. „Lasse Jolantha jetzt allein!“

Sie selbst ging nach einiger Zeit wieder zu der unglückseligen Frau. Sie fand sie mit dem gleichen, förmlich erstarrten Gesicht, die Arme über den Tisch geworfen, die Augen mit erloschenem Blick auf eine Stelle geheftet — ein Bild trostlosen Jammers.

Leise legte die Prinzessin die Hand auf ihre Schulter.

Da durchlief ein krampfhaftes Zittern ihre Gestalt. „Heinrich — Heinrich!“ wimmerte sie, und dann schrie sie förmlich: „Ich will zu meinem Manne! — Um mich stirbt er, und ich habe ihn —“

„Das sollen Sie, Jolantha, und ich will Sie begleiten. Kommen Sie. In einer Stunde fahren wir. Sie müssen sich jetzt fertig machen.“

Da fiel Jolantha vor ihr nieder und drückte ihre

bebenden Lippen auf ihre Hand. Laut betete sie: „Lieber Gott, gib, daß er gesund wird! Strafe mich nicht so hart für meinen Trotz! Sieh meine Reue — ich will ja alles tun, nur erhalte ihn, lasse ihn leben!“

Mit nassen Augen wandte sich die Prinzessin ab. „Gott ist barmherzig, Jolantha! Wir dürfen hoffen! Solange Leben ist, ist auch Hoffnung!“

Adrian half den Damen in den Wagen. Mit schmerzlichem Blick ruhten seine Augen auf der geliebten, nun für immer verlorenen Frau. Wenn er noch eine schwache Hoffnung gehabt, sie zu erringen — angesichts dieses todblassen Gesichts mußte er sie aufgeben.

Er wußte, das war ein Abschied für immer.

Gleichgültig, abwesend blickte sie über ihn hinweg, als er ihr die Hand küßte. Sprechen konnte er nicht. Die Kehle war ihm wie zugeschnürt.

— — — — — — — — — — — — — —

In ernstem Gespräch stand Oberst v. d. Heyden mit Reinckes vor der Tür von Altorfs Haus. Er hielt das Telegramm der Prinzessin in der Hand, sah nach der Uhr und erwog die Möglichkeit, daß man die Damen jeden Augenblick erwarten könne.

Da kam in schneller Fahrt ein vollständig mit Staub bedeckter Kraftwagen daher, hielt in ganz kurzer Entfernung vor dem Hause, und zwei Damen stiegen aus.

Die Ältere stützte die Jüngere. „Mut, Jolantha!“ flüsterte die Prinzessin. „Wir sind ja jetzt am Ziel!“

Der Oberst und Reinckes eilten ihnen entgegen und begrüßten sie.

„Wie geht es?“ fragte die Prinzessin.

Angstvoll hingen Jolanthas Blicke an den Gesichtern der drei. Der Herzschlag setzte ihr beinahe

aus, und krampfhaft preßte sie Frau v. Reinckes Hand, die neben sie getreten war.

Der Oberst zuckte die Achseln. „Es ist noch dasselbe, Hoheit," sagte er. „Es ist gut, daß Frau v. Altorf da ist."

Sie gingen alle zusammen ins Haus, und während die Prinzessin sich von den Herren ausführlichen Bericht erstatten ließ, führte Frau v. Reincke Jolantha nach ihrem Zimmer. Überall im Hause waren Decken und Läufer gelegt, um möglichste Stille zu erzielen.

Jolantha konnte sich kaum noch auf den Füßen halten. Wie im Fieberfrost schlugen ihr die Glieder. „Ich will sofort zu meinem Manne!" stieß sie hervor.

„Nicht jetzt. Der Arzt ist bei ihm. Er wird Sie holen."

Frau v. Reincke war ihr beim Ablegen behilflich. Die Fenster im Zimmer waren weit geöffnet, frische Blumen dufteten darin. Es war, als sei sie gar nicht fort gewesen.

„Ich wußte doch, daß Sie kommen würden. Auch bin ich jeden Tag hier gewesen, weil ich glaubte — wegen des Arztes und des Herrn Obersten. Die Dienstboten sind trotz allem guten Willen doch nicht so zuverlässig. — Sie verzeihen mir doch?"

„Ich Ihnen verzeihen! Nie kann ich Ihre Güte vergelten!"

„O still, still — nun ist's ja gut, und Sie sind da! — Jetzt ruhen Sie ein wenig. Noch sind wir überflüssig. Doktor Sassen weiß Bescheid — wir dürfen nicht stören."

Nach einer Viertelstunde kam der Arzt. Jolantha wankte ihm einige Schritte entgegen. An ihren ausgestreckten Händen hielt er die halb Ohnmächtige fest.

„Darf ich ihn sehen?" hauchte sie.

Er geleitete sie nach dem Krankenzimmer. Durch eine kleine Spalte der Tür durfte sie hineinblicken. Eine Lampe mit grünem Schirm verbreitete einen schwachen Lichtschein. Kaum konnten ihre umflorten Augen die Umrisse der Männergestalt auf dem breiten Bette sehen, an dem eine Krankenpflegerin saß.

Der Arzt fühlte die zarte Frau an seinem Arm erbeben. Er zog sie schnell von der Tür fort, da er einen lauten Schmerzensausbruch fürchtete.

„Ich will zu ihm!“

„Nein, das geht jetzt nicht. Bei Schwester Luise ist der Kranke in den besten Händen. Und Sie müssen erst ruhen von den Anstrengungen Ihrer tollen Fahrt.“ Er führte die Widerstrebende in ihr Schlafzimmer zurück und bedeutete Frau v. Reincke durch einen Blick, auf Jolantha zu achten.

Als die Prinzessin kam, um sich zu verabschieden, fand sie die junge Frau zitternd auf ihrem Stuhle. In nervösem Spiel zupften ihre Finger an dem Taschentuch.

„Fassen Sie sich, Jolantha! Sie haben sich bis jetzt so tapfer gezeigt! — Schlafen Sie jetzt!“

„Schlafen — ich?“ Sie hob die heißen, trockenen Augen zu der Sprechenden und schüttelte langsam den Kopf.

„Versuchen Sie es, Jolantha! Der Tag morgen stellt große Anforderungen an Sie. Morgen bin ich noch hier, und diese Nacht wird Frau v. Reincke bei Ihnen bleiben. — Gute Nacht, Jolantha!“

Sie küßte Jolantha herzlich und ging schnell hinaus. Der schweigende, tränenlose Jammer der jungen Frau packte sie tief.

Die Nacht ging hin — eine lange, traurige Nacht. In ein Glas Wasser, das Jolantha sich erbeten, hatte

der Arzt ein leichtes Schlafpulver getan, so daß ihr übermüdeter Körper wenigstens etwas Ruhe bekam.

Schweigend saß Frau v. Reincke neben ihrem Bett, ihre Hand festhaltend und leise streichelnd, bis endlich der Schlummer die müden Augenlider schloß. Dann legte sie sich selbst zu kurzer Rast auf den Diwan.

Sie konnten ja doch nichts helfen in dem Kampf, der, nur wenige Räume von ihnen, um ein Leben ging.

Still, erbittert kämpfte der Arzt, der nicht von dem Lager des Kranken wich, während in einem anderen Zimmer zwei Männer saßen und warteten — der Oberst und der Major Reincke.

Gegen Morgen, als im Osten der junge Tag dämmernd emporstieg, kam der Arzt zu den beiden. Erschöpft setzte er sich und wischte sich den Schweiß von der Stirn. In einem Zuge leerte er das Glas, das ihm der Oberst mit schwerem Portwein gefüllt. Die Zunge klebte ihm am Gaumen.

In banger Frage ruhten die Augen der Männer auf ihm. Laut wagten sie die Frage nicht zu tun, die ihre Herzen bewegte.

Schweigend, wie er gekommen, ging er wieder hinaus. Er konnte nicht sprechen.

In stummer Angst ließ er die beiden zurück, die nun schon die dritte Nacht hier saßen und warteten.

— — — — — — — — — — — — — —

Strahlend war die Sonne aufgegangen.

Jolantha schreckte auf von dem hellen Licht in ihrem Zimmer. Sie mußte sich besinnen, wo sie war. Und dann kam mit einem Male wieder die Erinnerung an das Entsetzliche. Sie sah Frau v. Reincke in ihren Kleidern schlafend auf dem Diwan liegen. Hastig sprang sie aus dem Bett, wusch sich und lief hinaus.

Fremd kam sie sich vor im eigenen Hause. Sie

gehörte ja nicht mehr hierher, wo fremde Menschen für sie schalteten und walteten.

Vor der Tür des Krankenzimmers blieb sie stehen. Sie legte das Ohr daran, um zu hören, was drinnen vorging.

Mit überwachtem Gesicht gesellte sich der Oberst ihr zu.

„Sie schon hier, Herr Oberst?“

„Frau v. Altorf, ich warte auf den Doktor.“ Er faßte sie am Arm. „Jetzt — wenn die Tür sich öffnen wird, dann —“

Er brach kurz ab. Seine Stimme klang rauh. Er klemmte die Unterlippe zwischen die Zähne.

Jolantha sank auf den nächsten Stuhl. In stiller Verzweiflung krampfte sie die Finger ineinander, biß sich auf die Knöchel. Sie trug ja die Schuld an allem. Wenn sie nicht davon gegangen wäre in törichtem Hochmut, in verblendetem Stolz, dann läge er nicht auf dem Siechenbett, dann hätte er nicht nötig gehabt, sich für ihre Ehre zu schlagen, die ihn ja im Grunde nichts mehr anging.

Diese Selbstvorwürfe quälten sie bis zum Wahnsinn. Sie — sie allein trug die Schuld! Der Gedanke hatte ihre Sinne beherrscht auf der langen, tollen Fahrt.

Reue und sehnsüchtige Frauenliebe erfüllten sie ganz. Sie sehnte sich verzweifelt nach einem erkennenden, verzeihenden Blick.

„Mein Gott, lasse ihn nicht sterben!“ murmelten ihre blassen, bebenden Lippen.

Der Mann, der mit ihr wartete, sagte nichts. Ohne Mitleid betrachtete er die gebrochene, von Angst und Sorge und Reue gefolterte Frau. Er dachte dasselbe wie sie: Sie trug die Schuld! Die größere aber trug

sein Weib! Denn durch Leonie war all das Unheil über dieses Haus gekommen. Und deshalb fühlte er die Verpflichtung, so viel in seinen Kräften stand, gutzumachen.

Die Tür ging auf. Doktor Sassen stand auf der Schwelle. Zwei Augenpaare hingen an ihm.

Sein überwachtes Gesicht zeigte ein Lächeln, einen fast leuchtenden Ausdruck. Und dann nickte er.

„Gerettet?“ Der Oberst war es, der das Wort rauh hervorstieß.

Als Antwort wieder nur ein Nicken.

Da griff die Frau mit einem tiefen Seufzer, der wie ein Schluchzen klang, nach seiner herabhängenden Hand und preßte ihre Lippen darauf. Sie konnte nicht sprechen.

Dann brach sie ohnmächtig zusammen.

— — — — — — — — — — — — — —

Von nun an teilte sich Jolantha mit Schwester Luise in die Pflege des Kranken.

Begleitet von den heißesten Dankesworten der jungen Frau war die Prinzessin Chlodwig wieder abgereist in dem befreienden Gefühl, daß hier nach menschlicher Voraussicht alles gut werden würde.

Aber das Herz wollte Jolantha schier vor Jammer brechen, als sie zum ersten Male an das Lager ihres Gatten trat.

Ein mahnender Händedruck der Schwester erinnerte sie, stark zu sein und den Schmerz in sich zu verschließen. Die geringste Unvorsichtigkeit und Aufregung konnte von den verhängnisvollsten Folgen begleitet sein.

Es war, als wirke ihre Gegenwart Wunder. Der Kranke kannte sie nicht. Apathisch, mit geschlossenen Augen lag er da. Aber wenn sie bei ihm war und ihre kühle, weiche Hand über seine Stirn strich, war es ihr,

als ob er lächle, als ob ein Ausdruck von Freude sich über sein Gesicht breite.

So vergingen die Tage. Und jeder Tag brachte einen Fortschritt in der Genesung.

Altorf lag jetzt oft mit klaren, offenen Augen da, und es war, als sinne er über etwas nach. Er blickte immer nach der Tür, als erwarte er jemand, und er war enttäuscht, wenn dieser Jemand nicht kam.

Jolantha hatte er noch nicht gesehen. Um die Aufregung zu vermeiden, die ihm noch schädlich sein konnte, zeigte sie sich nicht mehr im Krankenzimmer. Nur nachts, wenn er schlief, wachte sie an seinem Lager.

Und jeder ihrer Gedanken galt dem über alles geliebten Mann, war ein Gebet für sein Glück und seine Genesung, war eine Anklage gegen sich selbst, war Reue über ihren Starrsinn, ihre Unversöhnlichkeit. — Ach, wie war das alles doch so nichtig, was sie getrennt — jetzt erkannte sie das, da das Schwerste über sie hereinzubrechen gedroht hatte.

Wie stolz und überzeugt hatte sie gesprochen: „Niemals kehre ich zu meinem Manne zurück!“ Und jetzt? Jetzt verrichtete sie Magddienste für ihn und war froh, daß sie seinen Schlaf bewachen durfte!

— — — — — — — — — — — — — —

Der Oberst kam jeden Tag zweimal, sich zu erkundigen. Einmal sagte er: „Sobald er so weit ist, daß er ohne Gefahr reisen kann, muß er fort, in eine andere Umgebung.“

„Daran hab' ich auch schon gedacht. Wie will ich froh sein, wenn es erst so weit ist!“

„Sie bleiben bei ihm?“

Ein lichtes Rot färbte ihr blasses, versorgtes Gesicht. „Ja, Herr Oberst — wenn er es noch will.“

„Das ist ein Wort, Frau v. Altorf! Das macht

vieles wieder gut! Den Vorwurf kann ich Ihnen freilich nicht ersparen, daß Sie sich schwer an Ihrem Manne versündigt haben. Die ganze Lebensfreude haben Sie ihm genommen — um eine Lappalie!"

„Herr Oberst, Sie wissen ja nicht —"

„Ich weiß alles! Altorf hat mir nichts verschwiegen. Er hat nur gesprochen, damit ich, wenn er fallen sollte, die volle Wahrheit wisse." Aus seiner Brusttasche zog er einen Brief. „Den trage ich schon seit Wochen mit mir herum. Im Fall seines Todes war er für Sie bestimmt. Ich habe Ihnen damals diese seine letzten Worte nicht mitgeschickt, weil ich wissen wollte, ob Sie sich auch ohne das auf Ihre Pflicht besinnen würden."

„Ich bin gekommen, Herr Oberst —"

„Ja, Frau Jolantha, es war die höchste Zeit! — Was ihr Frauen aus einem Mann machen könnt —"

Die Frage nach Leonie schwebte auf ihren Lippen. Doch sie wagte sie doch nicht auszusprechen.

„Daß in meinem Hause sich eine Veränderung vollzogen hat, werden Sie wohl auch wissen," fuhr er fort. „Leonie Reinach ist wieder bei ihrer Mutter. Dort wird sie auch bleiben. Ich will sie nicht wiedersehen. Sie trägt die Hauptschuld an dem Unfrieden in Ihrer Ehe."

Sie sah, wie ihn das Bewußtsein quälte. Leise legte sie die Hand auf seinen Arm. „Ich habe alles vergessen, Herr Oberst — alles! Nur den einen Gedanken hab' ich, daß Heinrich wieder gesund wird!" —

In der Stille ihres Zimmers las sie dann seinen Brief.

„Mein geliebtes Weib, noch einmal nenne ich Dich so — zum letzten Male in meinem Leben! So gern

hätte ich Dich wiedergesehen! Dein liebes Bild steht vor mir — ich sehe Dich an; ich küsse Dich!

Wärest Du in dieser Stunde an meiner Seite — doch nein, so wird es mir leichter, zu scheiden! Ohne Dich ist mir das Leben wertlos geworden.

Wie auch die Würfel fallen werden, nimm einen letzten Gruß von einem, der Dich unaussprechlich geliebt hat, Jolantha!

Und Dir wünsche ich alles Glück, das die Erde zu geben hat!

Heinrich."

Die wenigen Zeilen erschütterten sie so, daß sie in heiße Tränen ausbrach. Sie weinte wie noch nie in ihrem Leben. Und diese Tränen waren ihr eine Wohltat — ihr, die so lange nicht hatte weinen können.

Sie drückte ihre Lippen auf das Papier.

„Heinrich, du — du sollst bei mir bleiben!" schluchzte sie. „Und ich will nur für dich noch leben!"

— — — — — — — — — — — — — —

Endlich kam der Tag, an dem der Arzt sie zu dem bei vollem Bewußtsein befindlichen Kranken führte. Dringend hatte Altorf nach ihr verlangt. Er wußte ja, daß sie da war, wenn man es ihm auch vorsorglich verschwiegen hatte. Er hatte ja ihre Anwesenheit gefühlt. Wie ein holdes Traumbild war sie ihm erschienen, wenn sie des Nachts an seinem Bette saß.

Und heute stand sie vom vollen Tageslicht umflossen vor ihm.

Mit großen, entzückten Augen sah er sie an. „Jolantha — meine Jolantha!" flüsterte er mit unbeschreiblicher Innigkeit.

Sie kniete vor seinem Bette und legte ihr Gesicht auf seine Hände. Heiße Tropfen fielen darauf nieder. Die Sprache versagte ihr.

Er streichelte ihr Haar. „Wie ein Traum ist's mir, daß du wieder da bist, Jolantha! Ein Wunder ist geschehen — —“

Unter Tränen lächelnd sah sie zu ihm empor. „Kein Wunder, kein Traum ist es, mein Geliebter! Ich bin da, und ich bleibe da — wenn du es noch willst,“ fügte sie leise und demütig hinzu.

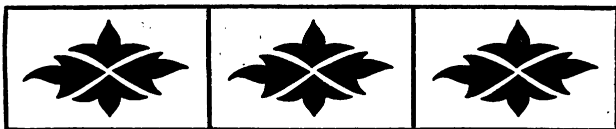
„Jolantha, du mein geliebtes Weib!“

Da neigte sie sich zu ihm und küßte ihn auf seinen Mund.

Weihe lag über der Stunde, in der sich zwei Menschen wiedergefunden hatten zu neuem Leben, zu neuem Glück.

Ende.





Der Makel.

Roman von Friedrich Jacobsen.



(Nachdruck verboten.)

Es war Hochsommer, und die Sonne schien grell auf einen großen viereckigen Hof. Der war ringsum von Mauern umgeben, und die Mauern waren so hoch, daß ein Mann, der auf den Schultern eines anderen stand, den oberen Rand nicht zu erreichen vermochte. Zum Überfluß hatte der Erbauer die Krone mit glitzernden Glasscherben gespickt und die Fugen zwischen den roten Backsteinen so sorgfältig gedichtet, daß selbst die Krallen einer Katze daran abgeglitten wären.

Aus dem hartgetretenen Kies des Hofes wuchs kein Baum und kein Strauch; nur genau in der Mitte befand sich ein runder Rasenfleck, der im Winter aufgeweicht und im Sommer ausgedörrt war.

Auf diesem Zerrbild der Natur stand ein alter Mann. Er trug blaue Uniform mit blinden Metallknöpfen, an der Seite hing ihm ein halblanger Säbel in lederner Scheide. Das Ding sah aus, als ob es eingerostet wäre, und in dieser Umgebung wäre das wirklich kein Wunder gewesen, denn das Zuchthaus von Neustadt lag sehr weit ab vom Verkehr, und es führte nicht einmal eine Landstraße vorüber.

Um den Rasenfleck marschierten zehn Sträflinge.

Sie trugen alle den braunen Anzug der Anstalt, sie waren ohne Ausnahme barhäuptig, kahl geschoren und glatt rasiert, und sie hielten sämtlich die Hände auf dem Rücken.

So war es Vorschrift. Ebenso wie der genau abgemessene Zwischenraum von fünf Schritt, denn man wollte vermeiden, daß die Sträflinge miteinander redeten oder sich Kassiber zusteckten. Darum drehte sich auch der alte Aufseher langsam im Kreise, so daß der ganze Vorgang den Eindruck einer sich drehenden Maschine machte.

Und dies war die Freistunde. Die eiserne Disziplin der Anstalt umfaßte mit ihren Klammern auch diese kurze Spanne Zeit. Zur eigentlichen Erholung im menschlichen Sinn war die Freistunde ja gar nicht gegeben, sie sollte nur neue Kräfte für die Arbeit schaffen und die Möglichkeit zum Schlaf, ohne den auch der Zuchthäusler nicht auskommen kann.

Die Einförmigkeit der Kleidung, die sich auch auf die Gesichtszüge der Sträflinge übertrug, wurde an einer Stelle fast unmerklich unterbrochen. Der vorletzte Mann trug am Ärmel ein kleines gelbes Abzeichen. Aber das bedeutete nicht gerade eine Auszeichnung. In der stummen und schrecklichen Sprache dieses Ortes besagte das nur, daß der Träger zu den „Lebenslänglichen" gehörte. In diesem besonderen Falle war er sogar ein Todeskandidat gewesen, der nur auf dem Wege der allerhöchsten Gnade dem Richtbeil entschlüpft war.

Draußen in der Welt hatte er den Namen Riemann getragen, war Schuhmacher gewesen und stammte aus dem kleinen Walddorf Gröde im äußersten Winkel der Provinz. Zwischen diesen Mauern hatte er nur die Nummer elf und außerdem die Hoffnung, noch min-

destens zwanzig Jahre zu leben, denn er war ein Mann in den „besten“ Jahren.

Nummer elf ging gerade so wie die übrigen, aber der Aufseher hatte doch ein besonderes Auge auf ihn. Die Lebenslänglichen sind entweder ganz stumpf, oder sie haben Mucken im Kopf. Und der Schuster Riemann hatte wirklich welche, denn er behauptete steif und frech, daß er vollkommen unschuldig an dem Morde sei, der ihn hierher gebracht hatte.

Während der drei Jahre, die er schon saß, hatte er sich im ganzen viermal vorführen lassen, um die Wiederaufnahme des Verfahrens zu beantragen, und das gab jedesmal eine ganze Masse Schreiberei, denn es mußte doch alles richtig aufgenommen werden, und die Hinweise auf das Unfruchtbare dieses Beginnens halfen rein gar nichts.

Es war schade gewesen um die Arbeit und um das Papier.

„Nummer elf,“ sagte der Aufseher, „was hast du die Ohren zu spitzen? Was drüben passiert, das geht dich gar nichts an.“

Eigentlich hatten sie alle aufgehorcht, aber Nummer elf kriegte es auszubaden. Es war doch von allgemeinem Interesse, wenn ein „Neuer“ eingeliefert wurde.

Nämlich in dem Hofe nebenan war der „Leichenwagen“ vorgefahren. Nicht der richtige, denn der wurde die „Himmelsfuhre“ genannt, und er kam nur selten. Aber ein besonderer Witzbold — einer von der galligen Sorte — war für den Transportwagen auf die schöne Bezeichnung verfallen, denn sie waren doch alle mehr oder minder begraben, die Lebenslänglichen, jedenfalls und für immer.

Man hörte das harte Rasseln der Räder und das Aufschließen der Wagentür. Man vernahm den kurzen

Befehl des Beamten: „Aussteigen!“ — und weil es nicht hieß: „Alle aussteigen!“ so war nur einer eingeliefert worden, und morgen stand ein „Neuer“ an seinem Platze im Arbeitssaal.

Es war doch eine kleine Abwechslung.

Der Neue war jedenfalls kein Neuling. Das sah man schon an der ganzen Art und Weise seines Benehmens. Denn wenn einer zum ersten Male in das Zuchthaus eingeliefert wird, dann drückt ihm das Unbekannte den Stempel der Furcht auf, und es kommt wohl auch ein wenig Scham hinzu. Aber dieser hier — in seinen Papieren wurde er als Karl Hecker aus Thalheim bezeichnet — sah sich ganz frech um, und in seinem Gesicht standen allerhand schlimme Leidenschaften eingegraben. Soweit man nämlich die Züge unter dem wilden Vollbart erkennen konnte.

Der Bart kam nun freilich rasch genug herunter, und eine halbe Stunde später stand in der Sträflingskleidung ein etwa vierzigjähriger Mann da, dessen mächtiger Gliederbau Neid und Furcht erregen konnte.

So wurde er dem Direktor vorgeführt, um ordnungsmäßig eingemustert zu werden.

Herr v. Wangen war ein pensionierter Offizier, und man hatte ihn an diesen schwierigen Posten gesetzt, weil er alle Eigenschaften dazu besaß. Vor seinen kühlen grauen Augen gab es keine Verstellung, gegen seinen eisernen Willen keine Auflehnung. Aber die Sträflinge verehrten ihn dennoch bis zu einem gewissen Grade, weil er die Gerechtigkeit obenan stellte und seine unbeschränkte Macht niemals mißbrauchte.

Es galt sogar als ein Vorzug in der Verbrecherwelt, nach Neustadt zu kommen.

Karl Hecker stand vor ihm und blinzelte mit den Augen. Er hatte es sofort heraus, daß diesem Manne nicht mit Heuchelei und scheinheiligem Wesen beizukommen war, und er beschloß daher, zur Abwechslung seine eigene Rolle zu spielen. Er richtete sich gerade auf und sah dem Direktor offen in das Gesicht.

Dieser blätterte eine Weile in den Akten und begann alsdann das Verhör.

„Dein Name ist Karl Hecker. Du bist in der Kreisstadt Thalheim geboren und vierzig Jahre alt. Du bist ledig, und deine Eltern sind längst tot. Angehörige hast du nicht. Ist das alles richtig?“

„Jawohl, Herr Direktor.“

„Dein Vater war Gerichtsdiener und gut beleumundet. Du selbst hast eine Reihe von Vorstrafen erlitten. Wie kamst du auf den schlechten Weg?“

„Durch Verführung und Leichtsinn, Herr Direktor.“

„Im Mai dieses Jahres wurdest du wegen Einbruchdiebstahls bei dem praktischen Arzt Doktor Berger in Thalheim mit einem Jahr Zuchthaus bestraft. Die Tat liegt über drei Jahre zurück, du wurdest inzwischen steckbrieflich verfolgt. Wo bist du gewesen?“

„Überall, Herr Direktor — auf der Landstraße.“

„Unter falschen Namen natürlich. Hast du gearbeitet?“

„Wie es kam, Herr Direktor.“

„Na ja — da wird wohl noch manches passiert sein.“

Der Sträfling schwieg. Der Direktor hatte auch keine Antwort erwartet. Es mochte wohl sehr vieles passiert sein, was jetzt unter allerhand Namen durch die verschiedensten Akten lief. Aber man konnte nicht verlangen, daß der Täter sich selbst einen Strick drehte.

„Dein Urteil fällt in den Mai, und jetzt haben wir August. Inzwischen warst du im Krankenhause?“

„Jawohl, Herr Direktor.“

„Eigentlich siehst du nicht danach aus.“

Karl Hecker plinkerte wieder mit den Augen. „Die Doktors müssen doch wohl allerhand gefunden haben, Herr Direktor.“

„Nun gut, das geht mich nichts an. Jedenfalls bist du jetzt gesund und wirst bis zu deiner Entlassung im Mai nächsten Jahres deine Schuldigkeit tun. Die Hausordnung ist in den Arbeitssälen und in den Schlafsälen angeschlagen. Kannst du lesen?“

„Jawohl, Herr Direktor.“

„Kehrt!“ —

Das war am Nachmittag, und abends um sieben Uhr kam das gemeinschaftliche Essen. Die Sträflinge saßen an langen Tischen. Oben und unten je ein Aufseher. Jeder Gefangene hatte sein Blechgefäß mit Mehlsuppe und dazu ein Stück schwarzes Brot. Gesprochen durfte nicht werden.

Aber die Augen liefen herum. Das konnte die Disziplin nicht hindern. Sie musterten alle den neu Eingelieferten, übrigens nur mit stumpfer Neugier, ohne Teilnahme. Es wurde höchstens erwogen, was er „ausgefressen“ hatte, und wie lange er sitzen mußte.

Ein Lebenslänglicher war es nicht, denn er trug kein Abzeichen. Überhaupt war an dieser Tafel nur ein einziger mit der gelben Marke.

Jakob Riemann, der Schuster aus Gröde. Nummer elf.

Das Walddorf Gröde lag nicht weit von der Kreisstadt Thalheim.

Das wußte aber keiner von den Aufsehern. Sie achteten daher nicht darauf, daß die Augen von Nummer elf und Nummer siebzehn — Karl Hecker hatte diese Nummer erhalten — ineinander ruhten, sich zuwinkten

und daß geheime Zeichen zwischen ihnen gewechselt wurden, wie die internationale Gaunersprache sie ausgetüftelt hat.

„Auf welchem Schlafsaal liegst du? Welche Bettnummer hast du? Wenn die Nacht kommt, wollen wir den Versuch machen, miteinander zu reden.“

Auf die Nacht hoffen sie ja alle, diese Elenden. Der Schlaf ist ihnen nur knapp bemessen, und sie haben jede Minute nötig, um ihre Kräfte wieder aufzufüllen; aber wenn es irgend möglich ist, so kargen sie sich eine halbe Stunde ab, um mit den Nachbarn zu raunen. Wenn sie das nicht täten, dann würden sie wahnsinnig werden. Die Aufseher wissen das auch, drücken ein Auge zu und werden schwerhörig, wenn es zu murmeln beginnt.

Selbst der Direktor weiß es, aber er muß sich natürlich unwissend stellen. —

Nummer elf und Nummer siebzehn lagen wirklich auf demselben Schlafsaal. So viel Glück hatten sie freilich nicht, daß ihre Betten auch nebeneinander standen. Aber da ließ sich helfen. Denn als die Wache ihre Runde gemacht hatte — die nächste kam erst eine Stunde später — da schlich sich Nummer elf zu dem Schlafnachbarn von Nummer siebzehn. Das war ein junger Kerl, der immer Hunger hatte. Dem bot er seine morgige Brotration an, wenn er auf eine halbe Stunde mit den Betten tauschte. So ein Handel war streng untersagt, und wenn er herauskam, dann gab's Dunkel- und Lattenarrest. Der Bursche schacherte daher ein bißchen und verlangte auch noch das Sonntagsfleisch. Mit diesem begehrten Handelsartikel kam das Geschäft endlich zustande.

Und nun konnten Nummer elf und Nummer siebzehn miteinander flüstern.

Das ging so leise wie ein Hauch, kaum lauter als das Huschen einer Maus auf den Dielen und das Surren einer Fliege an den Gitterfenstern; aber sie verstanden einander doch, und schließlich war das Komplott zwischen dem Einjährigen und dem Lebenslänglichen abgeschlossen. Zuletzt sagte Nummer elf noch: „Wenn sie dir nur glauben, Karl!"

Nummer siebzehn entgegnete: „Keine Bange, Jakob. Ich habe viele Schinken im Salz, aber ein Meineid war noch nicht dabei."

Am nächsten Morgen verlangte Jakob Riemann vorgeführt zu werden. Er wollte eine Eingabe an das Gericht zu Protokoll geben, und das war sein gutes Recht, denn auch die Sträflinge im Zuchthaus haben Rechte, wenn auch nicht viele.

Bei dem Inspektor, der diese Sachen zu besorgen hatte, fand er üblen Empfang.

„Das soll natürlich wieder ein Gesuch um Wiederaufnahme des Verfahrens werden," sagte der Beamte grämlich. „Kannst du das denn gar nicht lassen?"

„Es ist diesmal was Richtiges, Herr Inspektor."

„Die Redensarten kennen wir. Anstatt auf eure Arbeit zu passen, spintisiert ihr die verrücktesten Geschichten aus, und unsereins hat die Schinderei davon. Ist die Sache nicht schon viermal bei den Gerichten gewesen? Haben die Gerichte nicht schon viermal den Antrag abgelehnt? Aber das sage ich dir: Wenn du nicht was ganz Neues vorbringen kannst, dann setze ich keine Feder an."

Nummer elf hatte ganz ruhig dagestanden und die Rede über sich ergehen lassen. Machen konnte er ja doch nichts dagegen, und im übrigen war sie ihm höchst

gleichgültig. Was wußte denn dieser Mann davon, wie einem Lebenslänglichen zumute ist, der um seine Freiheit kämpft!

„Ich habe endlich den Alibizeugen," sagte er halblaut, denn ganz laut darf im Zuchthause nicht gesprochen werden.

Das juristische Fremdwort floß ihm ganz glatt von den Lippen, denn er hatte es schon hundertmal gehört und begriffen. Reden sie doch alle von nichts weiter als von diesem wichtigsten aller Beweismittel. Wer einen richtig gehenden Alibizeugen hat, der ist beinahe so gut wie freigesprochen, denn kein Mensch kann an zwei verschiedenen Orten sein, und die Herren Verbrecher sind bekanntlich nie dort gewesen, wo doch unzweifelhaft ein Verbrechen begangen worden ist.

Der Inspektor spitzte die Ohren. „Das wäre! Wo hast du denn den so plötzlich aufgegrabbelt?"

„Er ist gestern hier eingeliefert worden, Herr Inspektor. Der Arbeiter Karl Hecker aus Thalheim ist's."

Der Beamte zuckte die Achseln. „So — so! Da ist diese Nacht natürlich wieder gewispert worden. Man kann euch nicht genug auf die Finger passen. Viel Staat kannst du mit so 'ner Pflanze nicht machen. Aber aufnehmen müssen wir's, da hilft kein Gott."

Und seufzend tauchte er die Feder in das Tintenfaß.

Glaubt ihr armen Schelme, deren letzte Hoffnung ein Gesuch um Wiederaufnahme des Verfahrens ist — glaubt ihr, daß so eine Sache schnell zur Erledigung kommt?

Ach nein, das tut sie ganz gewiß nicht.

Rechtskräftige Akten sind wie ein Schrank voll alter Scharteken, von dem der Schlüssel verloren gegangen

ist. Es hat keinen rechten Zweck, den Inhalt nochmals aufzurühren, er interessiert keinen Menschen, und das Suchen nach dem Schlüssel ist eine mühselige Arbeit.

Die Akten sind tot.

Wenn sie nicht gerade mit dem Fallbeil ausklangen, so lebt ja freilich immerhin noch ein Mensch, der ihren Inhalt auswendig kennt, und der in seiner Zelle jedes Wort der Zeugenaussagen hundertmal durch den Kopf wälzt. Aber dieser Mensch kommt nicht an die Oberfläche, und seine Rede gipfelt immer wieder in der alten Phrase: „Unschuldig — unschuldig!“

Dann noch eines. Unfehlbar ist kein Richter, und es kommen Rechtsirrtümer vor. Aber wenn eine Sache nach Jahren noch einmal verhandelt wird, wenn die Erinnerung der Zeugen versagt und schließlich ein kümmerliches „Nicht bewiesen“ herauskommt, dann hageln die Steine auf das Haupt der Richter, die den ersten Spruch fällten. Dann wird über Justizmord geschrieen, und das Opfer wird zum Märtyrer gestempelt.

Bisweilen war's einer, vielfach aber auch nicht.

Da ist es begreiflich, daß die Richter, die über eine Wiederaufnahme beraten sollen, zäh werden, daß sie jeden Beweis dreimal in der Hand umdrehen, lieber mit der Lüge als mit der Wahrheit rechnen. Würde das alles bedacht, die Herolde der Humanität wären fein still, und sie täten damit dem Verurteilten einen besseren Dienst.

Aber sie wollen ja so oft weniger dem Verbrecher nützen, als der Autorität des Gesetzes schaden.

So ist es.

Ende August hatte Jakob Riemann seinen Antrag auf Wiederaufnahme des Verfahrens zu Protokoll gegeben, und erst sechs Wochen später, so um die Mitte Oktober, saßen in dem Dienstzimmer des Landgerichts-

direktors Roller die drei Richter der beschließenden Strafkammer beisammen, um über das Gesuch zu beraten.

Es war immerhin ein günstiges Anzeichen, daß sie nicht schriftlich abstimmten, wie das wohl bei Sachen geschieht, die so oder so ganz unzweifelhaft sind.

Der Direktor war schon ein bißchen eingerostet und einseitig. Er hatte seine Laufbahn bei der Staatsanwaltschaft begonnen und konnte sich nur schwer in den Gedanken eines Rechtsirrtums hineinfinden. Im übrigen hätte er keiner Fliege etwas zuleide getan.

Sein Nachbar zur Rechten war der Landgerichtsrat Doktor Schmidt, ein feiner Zivilist und nur so beiläufig mit Strafsachen beschäftigt.

Der Assessor Müller hatte das Referat.

Die vor ihm liegenden Akten waren dick und verstaubt. Hinter dem Urteil des Schwurgerichts befanden sich sämtliche Wiederaufnahmegesuche eingeheftet und daneben der jeweilige ziemlich kurze Gerichtsbeschluß, durch den die Gesuche regelmäßig abgelehnt wurden. Denn Paragraph 399 der Strafprozeßordnung fordert neue Tatsachen und neue Beweismittel, und selbst das Grübeln eines „Lebenslänglichen“ ist nicht immer imstande, solche Dinge aus der Erde zu stampfen.

Der Assessor fragte zunächst, ob er den Tatbestand als bekannt voraussetzen dürfe.

Der Direktor bestätigte das mit einem langsamen Kopfnicken. Er war schon lange im Kollegium, und es gab keine größere Sache des letzten Jahrzehnts, die nicht in seinem Kopfe sorgfältig registriert und verstaut lag.

Aber Doktor Schmidt wünschte eingehenden Vortrag. „Wenn wir schon mal beisammen sind,“ sagte er, „so möchte ich die Sache auch genau prüfen. Denken

Sie nur, meine Herren, mit welcher tödlichen Spannung der Verurteilte auf unsere Entscheidung warten mag.“

Der Assessor Müller schlug die Akten auf. „Da ganz oben,“ begann er mit einer unbestimmten Handbewegung nach dem Fenster, „so in der Höhe von tausend Meter oder noch darüber, liegt das kleine, einsame Walddorf Gröde. Es hat eine Oberförsterei und gehört zu dem Bezirk des Amtsgerichts Thalheim, das die Herren wohl kennen werden.“

„Sitzt da nicht der Kollege Wolff?“ unterbrach Doktor Schmidt den Referenten.

Dieser nickte. „Seit fünf Jahren, Herr Rat. Es ist eine Mausefalle, denn man kommt leichter hinein als heraus. — Also da oben in Gröde wurde vor etwas länger als drei Jahren der Forstwart Walther erschossen aufgefunden. Es war eines jener Dramen, die in wild- und waldreichen Gegenden nicht selten vorkommen und doch immer wieder Anspruch auf Romantik erheben. Die Situation ist ziemlich einfach. Der stark ansteigende Weg von Thalheim nach Gröde macht sehr bedeutende Biegungen, die von Fußgängern häufig auf Waldpfaden abgekürzt werden. Unmittelbar hinter der vorletzten, etwa zehn Minuten unterhalb Gröde, liegt in einem Wiesengrund rechts die Springmühle, während sich auf der anderen Seite der Landstraße, und zwar dicht am Saum des Waldes, die sogenannte Schusterkate befindet. Zwischen beiden Anwesen ist eine Entfernung von etwa fünf Minuten. In einer sehr mondhellen Frühlingsnacht ging der Springmüller Jahn von Thalheim nach Gröde hinauf. Er hatte Geschäfte im Städtchen abgemacht und sich dann noch bei dem Gastwirt Timpe am Marktplatz aufgehalten. Als er die vorerwähnte Wegbiegung erreichte, war es nach seiner Uhr gerade eins. Um

schneller heimzukommen, betrat er den Richtweg, der durch den Wald führt und dicht neben der Schusterkate wieder mündet. Auf der Mitte dieses Pfades hörte er plötzlich links von sich in einiger Entfernung einen Schuß fallen. Etwa eine Minute später rauschte es in den Büschen, und ein Mann sprang quer über den Weg. Er trug ein Gewehr in der Hand und wurde bei dem hellen Mondlicht deutlich von dem Müller erkannt. Es war der Bewohner der Schusterkate, Jakob Riemann, unser heutiger Antragsteller. So weit geht die Aussage des Müllers und sein Eid. Ich muß hier einflechten, daß der Springmüller Jahn ein ältlicher Mann und etwas ängstlicher Natur ist. Hieraus erklärt es sich zur Genüge, daß er weder den Schuster anrief noch der Richtung des Schusses nachging. Er beeilte sich vielmehr, sein Haus zu erreichen, und äußerte nur dem Mühlknappen gegenüber, daß der Schuster wieder einmal auf unrechten Wegen gehe. Das letztere war übrigens eine ortskundige Tatsache. Am folgenden Morgen findet man die Leiche des Forstaufsehers Walther aus Gröde. Sie lag auf einer Lichtung in der Nähe der Schusterkate und wies zwei Wunden auf, einen Schrotschuß in der linken Brust und einen Messerstich im Halse. Das Gewehr des Ermordeten war noch geladen, und neben demselben lag auch die Stichwaffe. Es war eine blutige Schusterahle, die zum Überfluß den Namen ihres Eigentümers trug — Jakob Riemann."

Der Referent machte eine kleine Pause und blickte sich um. Roller saß ziemlich gelangweilt in seinem Arbeitsstuhl und betrachtete die Fingerspitzen, während Doktor Schmidt ein sehr nachdenkliches Gesicht aufgesetzt hatte.

„Es ist begreiflich, meine Herren," fuhr der Assessor

fort, „daß die Wucht dieser Beweise den Angeklagten erdrücken mußte. Die Tat geschieht in der Nähe seines Hauses, er selbst wird von einem gutbeleumundeten Zeugen mit dem Gewehr in der Hand gesehen, seine eigene Ahle — und die hat er nicht abgeleugnet — liegt neben dem Opfer. Aber es kommt noch ein psychologisches Moment hinzu, denn die Tat ist nicht etwa unter dem Gesichtswinkel eines gewöhnlichen Walddramas, nicht als Kampf zwischen Wilddieb und Forstbeamten zu betrachten. Der ermordete Forstaufseher Walther stellte nämlich der Tochter des Schusters Riemann nach. Aber weil er dem Trunk ergeben war, wollte weder Vater noch Tochter etwas von ihm wissen. Es entstand eine Dorffeindschaft, und man hat gegenseitige Drohungen gehört. Diese Tatsache ist eine Hauptstütze der Anklage. Denn man könnte sich ja darüber wundern, daß ein Wilderer zuerst seinen Gegner erschießt und ihm hinterdrein noch die Ahle in den Hals sticht. Die Anklage aber nimmt nicht mit Unrecht an, daß der Vorgang ganz anders gewesen ist. Vermutlich hat Riemann in der Nähe seines Hauses dem Forstaufseher aufgelauert. Er hat ihn mit der Ahle niedergestochen, und dann erst ist ihm der Gedanke gekommen, ein Wildererdrama vorzuspiegeln. Er holt sein Gewehr aus dem Hause, schießt dem Toten eine Ladung Rehposten in die Brust und —"

„Und läßt die Ahle neben der Leiche liegen!" fuhr Doktor Schmidt grimmig dazwischen. „Herr Kollege, wenn das in der Anklage steht, dann bewundere ich die Phantasie des Staatsanwalts. Es ist vielleicht denkbar, daß der Mörder seinem Opfer hinterdrein noch einen Fang mit dem Messer gibt, und daß er im Grausen über die Tat die Waffe von sich wirft; wer aber so kühl und überlegt handelt, wie die Anklage es annimmt,

der sorgt auch für die Beseitigung aller Indizien. Über diese Sache komme ich nicht hinaus."

Der Referent war etwas kleinlaut geworden.

„Sie haben ja recht, Herr Rat, es ist eine etwas seltsame Konstruktion. Aber der ärztliche Sachverständige, Doktor Berger aus Thalheim, hat die Annahme der Anklage bestätigt. Nach seinem Gutachten ist der Forstaufseher Walther an dem Stich in den Hals gestorben, der Schrotschuß aber ist aus einer so großen Nähe abgefeuert worden, daß der Täter die Mündung des Gewehrs fast auf die Brust des anderen gesetzt haben muß. Überdies —"

Der Landgerichtsdirektor Roller hörte auf, seine Fingerspitzen zu betrachten, und wendete sich an den ungläubigen Landgerichtsrat. „Überdies, Herr Kollege, hat der Angeklagte selbst gar nicht Ihre Einwendungen gemacht, sondern einen ganz anderen Weg der Verteidigung eingeschlagen. — Verzeihen Sie die Unterbrechung, Herr Assessor."

Er lehnte sich, stolz auf sein gutes Gedächtnis, in den Stuhl zurück.

Der Referent fuhr fort: „Ich komme damit auf den springenden Punkt der heutigen Beratung. Tatsächlich hat der Schuster Riemann sich lediglich darauf beschränkt, einen Alibibeweis anzutreten, der freilich von vornherein aussichtslos erschien. Er berief sich nämlich auf das Zeugnis eines gewissen Karl Hecker aus Thalheim, eines verkommenen und übelberüchtigten Menschen, der zur Zeit der Untersuchung verschwunden war und steckbrieflich verfolgt wurde. Mit diesem Menschen wollte Riemann zur Zeit der Tat in einem ganz entfernt liegenden Waldrevier auf dem Anstand gewesen und in seiner Begleitung erst gegen Morgen heimgekehrt sein. Es ist das ja ein sehr beliebtes Mittel von den

Angeklagten. Sie berufen sich auf Zeugen, die zwar vorhanden, aber nicht aufzufinden sind, und wenn auch die Strafkammern diesen Trick hinreichend würdigen, so fallen die Geschworenen doch bisweilen darauf herein. Dem Angeklagten Riemann half es freilich nichts, er wurde glatt zum Tode verurteilt, und die Begnadigung ist wohl nur erfolgt, weil —"

„Weil schließlich doch etwas an der Sache sein könnte," sagte der unverbesserliche Landgerichtsrat Schmidt. „Ist denn nun dieser vielgesuchte Zeuge endlich aufgetaucht?"

„Im Zuchthaus zu Neustadt, Herr Rat — als Mitsträfling des Antragstellers Riemann."

Es war eine kleine Trumpfkarte, die der Assessor ausspielte, und sie verfehlte auch nicht ihre Wirkung. Doktor Schmidt, der dem Angeklagten offenbar günstig gesinnt war, zog den Kopf zwischen die Schultern und machte ein bedauerndes Gesicht.

„Das ist freilich schlimm, Herr Kollege, denn die Aussage eines Zuchthäuslers fällt nicht schwer ins Gewicht. Wenn der Mann wenigstens ohne diese kaffeebraune Tracht vor den Geschworenen stehen könnte, dann ließe sich noch was mit ihm anfangen, aber die Kerls machen ja einen gar zu miserablen Eindruck. Natürlich bläst er mit dem Schuster in dasselbe Horn."

„Also ablehnen, weil es ein offenkundiges Komplott ist," meinte der Direktor gelassen.

Aber da stieß er doch auf Widerspruch. „Stecken wir denn in der Haut der Geschworenen?" fuhr Doktor Schmidt fort. „Es kann ja ein Komplott sein, aber das haben wir nicht zu beurteilen, sondern wir haben lediglich zu prüfen, ob eine neue Tatsache beigebracht ist, die die Freisprechung des Angeklagten begründen kann. Beigebracht ist sie, denn dieser Hecker, oder wie dieser

Kerl heißt, hat das Alibi des Verurteilten bestätigt, und wenn er lügt, so müssen wir abwarten, ob er es auch unter dem Eide tut. Ich stimme für Wiederaufnahme des Verfahrens."

Der Assessor mußte entscheiden. Er überlegte ein paar Sekunden, daß es für ihn und seine Laufbahn vielleicht dienlicher wäre, wenn er auf die Seite des Direktors fiel, denn dieser vertrat häufig den Landgerichtspräsidenten und konnte ihm je nachdem in die Personalakten schreiben, daß er sich gut oder weniger gut für eine kollegiale Beratung qualifiziere — aber es waren doch nur ein paar Sekunden.

Dann erklärte er, daß die Wiederaufnahme sich wohl kaum vermeiden lasse, wenn er auch mit dem Herrn Landgerichtsdirektor annehme, daß hier ein abgekartetes Spiel vorliege.

Damit hatte die Sitzung ihr Ende erreicht.

Als Müller und Schmidt das Gerichtsgebäude verließen, sagte der Landgerichtsrat: „Ich glaube, Herr Kollege, daß es keinen Beruf auf der Welt gibt, der eine größere Verantwortung in sich trägt als das Amt des Richters. Einmal in meinem Leben hat meine Stimme allein über Freiheit oder Zuchthaus entscheiden müssen, und ich entschied mich für das letztere. Sie waren heute in einer glücklicheren Lage."

Es schneite.

Das war nicht so wie in der norddeutschen Tiefebene, wo hie und da ein paar Flocken herunterzittern, und wenn sie das Erdreich berühren, sind sie schon zerflossen; da oben im Gebirge, über Thalheim, da schüttete Frau Holle ihren ganzen Segen aus, und es war ein tüchtiges Federbett voll. Durch das Tor des Städtchens pfiff der Ostwind und fegte den Marktplatz rein.

Vor den Häusern lag der Schnee in hohen Wällen, nur vor der „Traube“ wurde gekehrt, denn es war Mittwoch abend, und solange Dämmerschoppen bestanden haben, ist ihnen die Mitte und das Ende der Woche geheiligt gewesen.

Die Novemberdämmerung brütete schon über den Gassen, und Fritz Timpe, ein hagerer Mann mit spitzer Nase, zündete die Hängelampe in der Herrenstube an.

Als es fünf Uhr vom Turme schlug, ging er an die Tür.

„Annemarie!“

Das junge Mädchen, das auf den Ruf hereinkam, war die Tochter des Schuhmachers Riemann aus Gröde, das Kind des Zuchthäuslers. „Die Verfemte“ hätte man auch sagen können, denn in engen Verhältnissen färben die Familienschicksale weit stärker ab als in der großen Welt. Aber der Gastwirt Timpe hatte dafür gesorgt, daß es nicht so weit kam, er nahm das mutterlose Mädchen zu sich als Kellnerin ins Haus und stand sich nicht schlecht dabei.

Zweifler wollten sogar behaupten, daß Fritz Timpes Christentum ein kleines Schafskleid trüge, denn Annemarie war hübsch, konnte keine Ansprüche machen und diente gewissermaßen als Aushängeschild. Man denke nur: die Tochter eines „Lebenslänglichen“, und der Vater behauptet, daß er unschuldig sei!

Wie interessant!

„Annemarie,“ sagte Timpe, „lege noch ein paar Stöcke in den Ofen, denn der Herr Amtsrichter sitzt gerne warm — da oben in seiner Burg hat er immer zwanzig Grad. Aber mache es nicht zu arg, denn der Oberförster schwitzt sehr bald, und der Doktor hat zu viel Fett auf den Rippen. Mehr werden wohl bei dem Wetter nicht kommen. Aber die, die kommen gewiß!“

Das Mädchen gehorchte stumm. Der große Kachelofen wurde von der Küche aus geheizt. Und wie sie so am Herde stand und die rote Glut über sie hin lohte, da hätte wohl mancher an das schwermütige Lied gedacht „Früh, wenn die Hähne krähn und die Sterne verschwinden —“

Aber es war Dämmerzeit, und von Sternen konnte heute nicht die Rede sein.

Doktor Berger, der sich zuerst am Stammtisch einstellte, sagte, es würde eine stichdunkle Nacht, und wer ihn heute heraustrommelte, dem würde er den Kragen rumdrehen.

Timpe holte zunächst einen Literkrug. Den hatte der Doktor sich von einer Reise nach München mitgebracht, und weil das HB auf seinen Namen paßte — er hieß Heinrich —, so tat er dem Maßkrug alle Ehre an.

Berger war Junggeselle und in den allerbesten Jahren. Es ging unter den Leuten die Rede, daß er sich um die Tochter des Oberförsters Eichler bemühe, der in Gröde saß und die Waldrasse da oben in Ordnung hielt. Jedenfalls aber hatte er dabei einen Konkurrenten in dem Amtsrichter Wulff, und deshalb konnten sich die beiden nicht recht leiden, obwohl sie jeden Mittwoch und Sonnabend ihren Dämmerschoppen zusammen tranken.

Der Doktor setzte sich in die Sofaecke. Die hatte bis vor kurzem noch gekracht, wenn er sich setzte; aber jetzt war sie stumm, denn es gab keine Feder mehr zu zerbrechen.

„Ob der Oberförster heute wohl kommen wird?“ fragte Berger.

Fritz Timpe wußte natürlich Bescheid. „Heute sicherer als je, Herr Doktor. Er ist auf dem Amt

gewesen und hat sich natürlich mit dem Herrn Amtsrichter wegen übermorgen beredet. Wenn die Herren doch schon zum Schwurgericht müssen, dann können sie auch zusammen einen Schlitten nehmen, denn mit den Zeugengebühren ist man da unten höllisch genau."

Der Doktor zündete eine Zigarre an und trank seinen Maßkrug zur Hälfte leer. „Bin auch geladen. Es ist gerade, als ob man sonst nix zu tun hätte."

Timpe zwinkerte mit den Augen, denn Annemarie war hereingekommen und stellte einen Aschenbecher auf den Tisch. Ihre Hände zitterten dabei.

Als sie das Zimmer wieder verlassen hatte, sagte der Wirt: „Zu tun gibt es ja wohl genug um diese Jahreszeit. Aber ich denke, daß Ihre Patienten nicht so lauern wie der Schuster im Neustädter Zuchthaus. Glauben Sie denn, daß bei der neuen Verhandlung etwas herauskommt?"

„Nix kommt heraus!" brummte Berger. „Ich habe ein Gutachten abgegeben, und dabei bleibe ich stehen. Was aber den Schuft, diesen Hecker, angeht, so werde ich den Herren schon ein Licht aufstecken, was das für ein Kerl ist. Wer bei den Leuten einbricht, der schwört auch glatt einen Meineid. Glauben Sie denn, Timpe, daß der Schuster so unschuldig ist, wie er sich stellt?"

Fritz Timpe war an den Ofen getreten und hatte die Rockschöße aufgehoben. „Ein Wirt glaubt nie nix, Herr Doktor, oder höchstens, was die Mehrzahl sagt. Und in diesem Falle blasen wohl der Oberförster und der Amtsrichter in dasselbe Horn. Natürlich nur in diesem Falle. Übrigens hätte ich einen Schaden davon, wenn der Riemann freikommt, denn alsdann zieht die Annemarie doch wieder auf die Schusterkate, und das Mädel ist mir wirklich ans Herz gewachsen."

Er hatte keine Zeit mehr, noch ein paar humane

Redensarten anzubringen, denn draußen wurde mächtig der Schnee abgestampft, und dann kamen die beiden gemeinsamen Hornbläser herein.

Das Alter und die Jugend.

Der Oberförster konnte lange schütteln, das Weiß hing ihm doch wirr wie einem Rübezahl um Mund und Wangen, der Amtsrichter aber war ein forscher Kerl, und in dem blonden Schnurrbart glitzerten nur ein paar Wassertropfen.

Er griff sofort nach der langen Pfeife, die in der Ecke stand, schraubte die mitgebrachte Spitze auf, setzte sich rittlings auf einen Stuhl und sagte: „Wir haben vorhin abgemacht, für übermorgen einen gemeinsamen Schlitten zu nehmen, denn die Bahnstrecke ist eingeschneit. Halten Sie mit, Doktor?“

„Geht es denselben Tag wieder herauf?“

„Unmöglich! Die erste Verhandlung dauerte auch bis in die Nacht.“

„Dann fahre ich lieber allein und lasse mir Urlaub vom Gericht geben.“

Oberförster Eichler saß bereits in der anderen Sofaecke und qualmte seinen Waldkloben. „Das wird wohl knapp so lustig gehen, Doktor. Die Sachverständigen kommen zuletzt an die Reihe, und der Verteidiger hat einen berühmten Professor geladen, der soll Ihnen die Stange halten. Man sagt, der Kerl verstünde was.“

„Ich weiß auch was!“ entgegnete Berger giftig, aber er wendete sich dabei an den Amtsrichter, der gar nichts gesagt hatte, denn mit Eichler wollte er es nicht verderben.

Wulff rauchte kalt. Er merkte es endlich und brachte seinen Tabaksbeutel zum Vorschein. Aber die Art, wie er stopfte, ließ auf allerhand schließen.

„Wir wissen allesamt nichts,“ platzte er endlich her-

aus. „Ich habe ja die Voruntersuchung nicht geführt, sondern nur die ersten Erhebungen angestellt, aber seitdem dieser Alibizeuge aufgetaucht ist, geht mir die Sache Tag und Nacht durch den Kopf. Sie haben ja Ihr Gutachten abgegeben, Doktor, und ich bin kein Sachverständiger, aber wenn es wirklich so ist, daß der Forstwart mit der Ahle erstochen wurde, dann klappt irgend etwas nicht bei der Sache. Mit der Ahle erstochen, meine Herren, also bei einem friedlichen Gespräch, wo Riemann sein Gewehr doch nicht bei sich gehabt haben kann. Wenn er aber hinterdrein das Gewehr holte, um dem Toten noch einen Schuß zu geben, dann ließ er doch die Ahle nicht bei der Leiche liegen. Ist es hingegen umgekehrt, hat er den Mann beim Wildern erschossen, was brauchte er ihn dann noch zu erstechen, und wer führt beim Wildern ein Schustermesser mit sich? Riemann war ein bekannter Wilddieb, der hatte auch einen Genickfänger, und weil er ein Wilderer war, so kann er auch mit dem Hecker zusammen gewesen sein."

„Und die Ahle ist ganz von selbst auf den Mordfleck hingeflogen," sagte der Doktor spöttisch.

Der Amtsrichter biß auf die Pfeifenspitze, daß es knackte. Am liebsten hätte er etwas von Suff geredet, der mitunter die Wissenschaft auf den Kopf stellt, aber da stand ein duftender Grog vor ihm, den Timpe etwas nördlich gemischt hatte, und die Gelegenheit war daher nicht ganz passend. Darum machte er lieber eine kriminalphilosophische Anmerkung.

„Ich fürchte nur eines, meine Herren. Der Müller Jahn hat zwar geschworen, daß er den Riemann mit der Flinte gesehen hat, und es gibt keinen vernünftigen Grund für die Annahme, daß er wissentlich falsch geschworen haben sollte. Aber es war eine Mondschein-

nacht, und der Mond narrt. Er kann sich geirrt haben. Wenn aber Hecker bei der Stange bleibt und wenn er beschwört, daß Riemann die ganze Nacht mit ihm zusammen gewesen ist, dann muß das Wahrheit oder Meineid sein. Freisprechen werden die Geschworenen schon aus dem Grunde, weil es sich um eine Wiederaufnahme handelt, aber leider hat das Gesetz nicht vorgesehen, daß sie auch die Gründe für ihren Spruch anzugeben haben. In England heißt es ‚nein‘ oder ‚nicht bewiesen‘, und das erstere ist ein wirklicher Freispruch von der Schuld; wir sind grausamer und leihen dem Raunen der Volksstimme ein offenes Ohr. Ich fürchte, meine Herren, daß dieses Raunen dem Unglücklichen an den Sohlen hängen bleibt.“

„Dann mag er auswandern,“ sagte der Oberförster.

Der hatte noch nichts gesprochen, sondern stumm seinen Waldknaster dem Doktor unter die Nase geblasen, und der Doktor machte ein Gesicht dazu, als ob es Lavendel und Thymian gewesen wäre.

Jetzt hüstelte er. „Sie haben vollkommen recht, Herr Oberförster. Amerika ist groß, und Amerika ist weit weg. Er soll froh sein, wenn die Geschworenen ihn laufen lassen, und seiner Annemarie kann die Luftveränderung auch nicht schaden. Die tut mir sonst nächstens noch Rattengift ins Bier, denn sie hält ja wohl mich für das einzige Karnickel in dieser Affäre.“

Der Name des jungen Mädchens wirkte etwas peinlich, denn sie ging doch ab und zu, um die Gäste zu bedienen, und denen fiel erst jetzt ein, mit welcher Angst das arme Ding die nächsten Tage erwarten mochte.

Timpe erhob zuerst vom Ofen her seine menschenfreundliche Stimme. „Lassen Sie nur meine Annemarie aus dem Spiel, Herr Doktor, denn wenn die

sich an jemand vergreifen wollte, dann wäre der Springmüller Jahn wohl zuerst daran. Aber sie ist ein gutes Ding und trägt keinem was nach; denn jetzt sitzt sie drüben mit dem Jahn seinem Gustav, und der Wachtmeister Kunze hat die Aufgabe der Ehrendame übernommen."

Ganz so war es nun doch nicht, wie der Wirt die Sache darstellte; aber er berührte immerhin eine Angelegenheit, die den Bewohnern der Gegend gar nicht recht in den Kopf wollte. Denn Gustav Jahn, der einzige Sohn des alten Springmüllers, ging tatsächlich der Schusterstochter zu Gefallen, und wenn es wirklich schon ein Verhältnis war, so war es ein unnatürliches, denn Müller Jahn stand doch als Hauptzeuge gegen Riemann, und wenn er sich damals in der flirrenden Mondnacht geirrt hatte, so war der Schuster lediglich ein Opfer dieses Irrtums geworden.

Also drüben in dem großen Gastraum, wo alles verkehrte, was nicht in die Herrenstube gehörte, saßen wirklich der Wachtmeister Kunze und Gustav Jahn, aber Annemarie hatte ihnen nur das Bier gebracht, und dann war sie mit einem stummen Kopfnicken wieder davongelaufen — hinein in ihre Küche und an den Herd.

Zwischen hüben und drüben, zwischen der Herrenstube und dem Gastzimmer, war ein geistiger Rapport. In Thalheim und oben in Gröde, und in jeder Hütte, die an den Berghängen klebte, sprach man dieser Tage überhaupt von nichts anderem als von dem Schwurgericht und der Wiederaufnahme des Verfahrens gegen den Schuhmacher Riemann, denn es war eine große Begebenheit, und viele wollten gar nicht begreifen, daß eine Sache, die von den Geschworenen bereits abgetan war, daß so 'ne tote Sache nochmals wieder lebendig werden konnte.

„Wenn's noch vor der Strafkammer gewesen wäre!“ sagte der Wachtmeister. „Ich komme ja oft genug vor das Landgericht, um ein Zeugnis abzulegen, und ich kenne die Herren. Sie wollen ganz gewiß die Wahrheit finden und geben sich alle Mühe, aber jeder von ihnen hat das Gesetzbuch vor sich liegen und kümmert sich nichts drum, wie's im Leben hergeht. Da kann dann wohl mal ein Irrtum unterlaufen. Aber was die Geschworenen sind, die geben ihren Wahrspruch nicht nach dem Buchstaben ab, und es geht auch viel feierlicher her bei der Verhandlung. Ich habe keine große Hoffnung auf übermorgen, Herr Jahn, und wenn mir wer leid tut, dann ist es das Mädchen, denn die sieht jetzt ihren Vater schon auf freien Füßen; hinterher ist es dann doppelt schlimm.“

Gustav war eben vom Militär zurückgekommen und arbeitete jetzt auf der Mühle seines Vaters. Er hatte bei den Soldaten seinen Horizont erweitert und wußte, wie die Leute denken; er konnte dem Wachtmeister nicht unrecht geben, aber er berief sich auf Karl Hecker.

„Der Lump!“ sagte Kunze. „Ich bin nun schon über zwanzig Jahre in Thalheim und kenne ihn mitsamt seinen Schandtaten. Wenn die Herren mich übermorgen fragen, was das für 'n Kerl ist, so stehe ich unter meinem Eide und muß die Wahrheit bekennen. Und wenn sie von mir wissen wollen, ob ich ihm wohl einen Meineid zutraue, so muß ich antworten: Für fünf Groschen nicht, aber für 'n Taler. Außerdem aber, Herr Jahn: Ihr Vater hat doch auch seinen Eid geleistet.“

Gustav seufzte tief auf. „Das ist es ja eben, Herr Wachtmeister — mein eigener Vater. Wie oft habe ich die Sache mit ihm besprochen, ob er sich nicht doch geirrt haben könne, ob ihn die Nacht nicht doch genarrt

hat. Er trinkt ja sonst fast gar nichts, aber an dem Abend war er in Thalheim und hat hier an diesem Platz bei Timpe gesessen. Die paar Glas könnten ihn ja doch am Ende benommen haben. Heute noch fragte ich ihn: ‚Kannst du nicht deine Aussage einschränken, kannst du nicht die Möglichkeit eines Irrtums einräumen?‘ Ich will ihn ja nicht zu was Unrechtem verleiten, Herr Wachtmeister, Gott soll mich behüten, aber ich selbst möchte nicht mit so 'ner Bestimmtheit aussagen, was ich bei Nacht gesehen haben will.“

Der Wachtmeister nickte beistimmend. „Was hat er geantwortet, der Alte?“

„Sie kennen ja seine Art. ‚Was ich gesehen hab', das hab' ich gesehen. Wenn's nicht der Riemann gewesen ist, dann muß er einen Doppelgänger haben, und den soll man mir erst zeigen.‘ Was kann man dagegen sagen, Herr Wachtmeister!“

Sie schwiegen beide und hingen ihren Gedanken nach. Von dem Hauptbeweis, von der Ahle, sprach weder der eine noch der andere. Es war seltsam, sie gingen darum herum, als wenn das ein Spuk wäre.

Zuletzt nahm Kunze noch einmal das Wort: „Ich wollte es dem Schuster gönnen, wenn er freikäme. Das ganze Leben verpfuscht, und doch 'ne ferne Möglichkeit, daß da einer hineingeflickt hat. Das kann einen Menschen ja rasend machen. Aber wer — wer? Wenn Sie mir nur die geringste Spur weisen können, die will ich noch heute, nach drei Jahren, wie ein Schweißhund aufnehmen. Denn die Annemarie steckt Ihnen ja doch im Kopf, und die Tochter eines Zuchthäuslers können Sie nimmer freien.“

Der alte Knasterbart erhob sich und schnallte um.

„Hören Sie nur, wie der Schneesturm pfeift! Das wird eine Nacht für die Spitzbuben. Ich will ein biß-

chen ins Revier, und Sie könnten mich eigentlich begleiten, denn bis auf die ‚Hohe Tanne‘ haben wir doch denselben Weg.“

Da kam Annemarie wieder herein und war sehr geschäftig, dem Wachtmeister in den Mantel hineinzuhelfen.

Der lächelte ein wenig, nickte dem hübschen Mädchen zu und reichte Gustav die Hand. „Na, vielleicht ist es doch besser, daß ich allein gehe. Wenn der Timpe ruft, Fräulein, dann brauchen Sie nicht so hellhörig zu sein — die drei Gäste in der Herrenstube kann er ganz gut allein besorgen.“

So blieben die beiden jungen Leute ein paar Minuten ungestört, und Annemarie nahm ein Tuch, um den Schenktisch abzuwischen, obwohl da kein Fleck und kein Stäubchen war.

Der junge Müller aber sah ihr auf die geschäftigen, zuckenden Hände. „Da kommt doch noch ein Ring hin,“ sagte er.

„Ich glaube das nicht, Gustav, es liegt zu viel im Wege. Meinst du, daß ich keine Ohren habe, um zu hören, was die Leute reden? Drüben streiten sie sich um die Sache meines Vaters, und wenn ich hereinkomme, dann wird es still. Wenn sie es gut mit ihm meinten, dann würde mir doch wohl einer ein Trostwort gönnen. Aber ich weiß, wie die Verhandlung übermorgen ausgeht — das ist noch einmal so ’n Aufflackern, und dann kommt die ewige Nacht.“

„Ich glaube an die Unschuld deines Vaters, Annemarie.“

„Gott sei Dank, sonst wäre ich längst ins Wasser gegangen. Aber du bist nicht vor die Geschworenen geladen, und wenn sie dich anhören wollten, so könntest du auch nichts sagen. Ich wollte nur, es wäre alles

vorüber, diese Ungewißheit ist schlimmer als ein langsames Sterben."

„Und wenn er doch freikommt?"

Sie setzte sich auf den Stuhl, auf dem der Wachtmeister gesessen hatte und faltete die Hände in den Schoß.

„Ja, Gustav, was wird dann? Früher glaubte ich, daß sie im Zuchthaus eine Kette am Bein hätten und eine Kugel daran. Das ist nicht so, mein Vater hat es mir geschrieben; aber wenn er freikommen sollte, wenn er wirklich freikommt —"

Annemarie schlug die Hände vor das Gesicht und brach in Tränen aus.

„Gustav, die Kette und die Kugel, dann sind sie doch da, und nicht mehr hinter den Mauern, sondern vor allen Leuten und bis in die aschgraue Ewigkeit. Weißt du nicht — der alte Köhler, den sie neulich begraben haben? Hans Totschläger wurde er genannt, aber nicht weil er selber einen umgebracht hat, sondern sein Vater sollte das getan haben, und er konnte nicht seine Unschuld beweisen. In einer großen Stadt vergessen die Leute schnell, denn da kommen immer wieder neue Untaten, aber auf unserer einsamen Schusterkate liegt der Fluch, und wer hinausgeht, der nimmt ihn mit sich."

Fritz Timpe rief: „Annemarie, die Herren wollen aufbrechen! Fix!"

Und es war nicht einmal mehr so viel Zeit, daß die beiden sich die Hand geben konnten. Man hörte den Doktor schon auf der Diele schnaufen und seinen Pelz suchen.

Es war kein gemütlicher Dämmerschoppen im Herrenstübchen gewesen, obwohl er sich wie gewöhnlich bis acht Uhr hinzog. Nach der Angelegenheit war die

Jagd aufs Tapet gekommen, und der Oberförster hatte den Amtsrichter zur Pirsch eingeladen, und als der Doktor auch von der Partie sein wollte, hatte er ein paar spitze Bemerkungen abgekriegt über die Wirkung von faulen Schrotschüssen und was damit zusammenhängt.

Das war auf sein Gutachten in der Riemannschen Sache gemünzt, und weil der Oberförster und der Amtsrichter wieder in dasselbe Horn bliesen, so kriegte der Doktor schließlich kalte Füße, so daß er nicht einmal zu seinem Deputat von vier Krügen kam.

Draußen trennten sie sich. Doktor Berger hatte nur ein paar Schritte bis zu seinem schönen Hause am Marktplatz, in dem so viele Zimmer waren, die einer jungen Frau harrten. Amtsrichter Wulff stieg auf das einsame Schloß über dem Städtchen, wo die Dohlen sich ebensosehr stritten wie die Parteien, und von Liebe war überall dabei nicht die Rede.

Oberförster Eichler hatte den längsten Weg. Auf den Kamm des Gebirges, mitten zwischen die armen Hütten von Gröde, hatte die Regierung ihm eine Dienstwohnung hingesetzt. Die war nach dem Muster der norwegischen Blockhäuser gebaut und mollig warm; aber die große Einsamkeit trieb ihn doch bisweilen nach Thalheim, und jeden Dämmerschoppen mußte er sich mit einer anderthalbstündigen Wanderung verdienen.

Vor dem Tore des Städtchens hielt er Umschau.

Das Schneetreiben hatte aufgehört, und der Wind war zur Ruhe gegangen, aber der Himmel hing noch voll von schweren Wolken, und auf die Nacht gab es sicherlich frische Zufuhr. Man konnte wohl die Berge noch erkennen mit ihren weißen Hängen und den schwarzen Tannenwäldern, aber es war ein undeutliches und unfreundliches Bild, und die Einsamkeit der

Gegend ließ kaum irgendwo einen matten Lichtschein aufblinken.

„Pfui Teufel," brummte Eichler, „ich wollte, ich wäre schon in meiner Bude!"

Er setzte seinen Stock fest auf und begann sich langsam durch den Schnee zu wühlen.

Da kam einer hinter ihm drein, und als er sich umdrehte, war es Gustav Jahn, der Müllerssohn von der Springmühle.

An diesem jungen Menschen hatte Eichler immer sein besonderes Wohlgefallen gehabt. Das Forsthaus und die Mühle lagen kaum eine Viertelstunde auseinander, und wenn der alte Müller auch nicht zu den akademisch gebildeten Leuten gehörte, so galt er doch als ein gescheiter Mann, mit dem sich recht gut verkehren ließ. Für Jagd und Forstwesen hatte er allerdings kein Interesse, aber dafür war Gustav ein desto größerer Verehrer der grünen Farbe, und wenn es nach dem Oberförster gegangen wäre, dann hätte die Zukunft der Springmühle auf schwachen Füßen gestanden.

Wie die Verhältnisse nun einmal lagen, mußte aber der Sohn in die Fußstapfen seines Vaters treten, und die Leute redeten schon davon, daß der Alte demnächst die Mühle abgeben und in die Stadt ziehen werde.

Alsdann mußte Gustav natürlich auch heiraten.

Der Oberförster wartete und begrüßte den jungen Mann mit aufrichtiger Freude. Nach der Militärzeit nannte er ihn zwar nicht mehr „du", aber der Vorname war noch aus alter Gewohnheit geblieben. „Das ist nett, Gustav, nun kann man doch ein Wort zusammen reden. Was hatten Sie denn bei diesem Schneetreiben in Thalheim zu tun?"

„Korngeschäfte, Herr Oberförster."

Eichler lachte. „Na, na, die gibt der Alte noch nicht aus der Hand. Als ich vorhin von Timpe wegging, warf ich so zufällig einen Blick in die Gaststube. Mich dünkt, Sie haben da gesessen, und zwar nicht ganz allein.“

„Nein — ich war mit dem Wachtmeister Kunze zusammen.“

„So — hm. Dann muß der Kunze sich höllisch verändert haben. Ich meine, er trug einen Weiberrock. Gustav — Gustav, was soll das werden!“

Der andere schwieg und stapfte durch den Schnee.

„Sehen Sie,“ fuhr der Oberförster fort, „ich bin ja so 'n halber Onkel von Ihnen und kann schon eine Lippe riskieren. Gesetztenfalls der Alte gibt nach Jahr und Tag die Mühle ab, dann sind Sie Ihr eigener Herr und können sich unter den Töchtern des Landes umsehen. Die Annemarie ist ein braves Mädchen, die wohl einen Geldsack aufwiegt; aber sagen Sie selbst, Gustav, ist denn das denkbar, kann die Ehe mit der Tochter eines Zuchthäuslers wirklich zum Segen ausfallen?“

„Man wird den Vater freisprechen,“ sagte Gustav leise.

„Kann sein, kann auch nicht sein — es steht alles auf der Aussage eines Lumpen. Aber wir wollen den günstigsten Fall annehmen — also der Schuster wird freigesprochen mit Ach und Krach. Sie selbst glauben natürlich an seine Unschuld, und ich will auch keinen Stein mehr auf ihn werfen. Das sind erst zwei, und vielleicht ist der Amtsrichter noch der dritte. Aber Thalheim hat zweitausend Einwohner, und in Gröde sind dreihundert sogenannte Seelen, und jedes alte Weib zählt doppelt. Da unten in der Springmühle mahlen die Steine aufeinander — ich sage Ihnen,

Gustav, Sie und Ihr Weib kämen zwischen schlimmere Steine."

„Genau dasselbe, was Annemarie auch sagt, Herr Oberförster."

„Dann ist sie nicht nur brav, sondern auch verständig. Und Sie, Gustav, sollten sich von dem Mädchen nicht beschämen lassen."

Der junge Müller gab sich einen Ruck. „Will ich auch nicht, Herr Oberförster. Bei den Soldaten lernt man es, die Knochen zusammenzunehmen und die Augen aufzumachen, und ich bin kein schlapper Kerl, der alles gehen läßt, wie es geht. Ich werde den richtigen Täter herauskriegen, und er soll mir vor die Gerichte. Es kann eine Zeit dauern, aber die Annemarie ist jung, und wir können unseren Tag abwarten."

Der Alte schüttelte den Kopf. „Gustav, Gustav, über diese Brücke gehe ich nicht! Der Riemann hat einen tüchtigen Verteidiger gehabt, aber als ein Beweismittel nach dem anderen vorgebracht wurde, da sackte er zusammen und plädierte schließlich selbst auf Totschlag. Wenn sich nun übermorgen dieser Lump, der Hecker, hinstellt und es auf seinen Eid nimmt, daß der Schuster die ganze Nacht mit ihm zusammen gewesen ist, und wenn übermorgen Ihr Vater sagt, er könnte sich möglicherweise geirrt haben, dann sprechen die Geschworenen vielleicht frei, aber es bleibt noch immer die Ahle übrig, die doch dem Schuster gehört, und die doch bei der Leiche lag. Was hat denn der Riemann vorgebracht, Gustav? Er wisse nicht, wie sie dahin käme, sie müsse ihm gestohlen worden sein, es müsse ein Racheakt vorliegen. Herr Gott von Bentheim, das sind doch faule Fische, da müßte man doch wenigstens jemand nennen können, der dieser Schändlichkeit fähig ist!"

„Hecker,“ sagte Gustav finster.

Der Oberförster blieb stehen. „Na, nun brat mir einer 'nen Storch! Der Hecker will ja gerade beschwören, daß er die ganze Nacht mit dem Schuster zusammen gewesen ist!“

„Ja, Herr Oberförster, sie mögen schon zusammen auf die Jagd gegangen sein, und nachher haben sie sich getrennt. Hecker ist ein gefährlicher Wilddieb, zwischen ihm und Walther bestand grimmige Feindschaft. Nun denke ich mir die Sache so: In der Nähe der Schusterkate treffen Walther und Hecker zusammen; letzterer kommt zuerst zum Schuß und tötet den Forstaufseher. Dann kommt ihm der Gedanke, die Sache auf den Schuster abzuschieben. Er läuft nach der Kate, wird unterwegs von meinem Vater gesehen, der ihn in der ungewissen Mondbeleuchtung für Riemann hält, holt sich die Ahle —“

„Stopp!“ sagte Eichler. „Holt sich die Ahle! Liegen die Ahlen nur so herum?“

Gustav wurde immer eifriger. „Das ging ganz leicht, Herr Oberförster. Die Kate stand leer, denn Annemarie hatte damals eine Stelle angenommen, und die Tür blieb auch des Nachts meist offen. Also Hecker, der genau Bescheid wußte, brauchte bloß hineinzugehen und die Ahle von der Werkstatt wegzunehmen. Der Mond schien ja hell genug. Nun hören Sie weiter: In der Nacht kommt der Schuster heim und legt sich ins Bett. Am nächsten Morgen findet man die Leiche, verhaftet Riemann, und der beruft sich natürlich darauf, daß er mit Hecker auf der Jagd gewesen ist. Was tut man nicht alles, wenn es um den Hals geht. Der Hecker wird ihn schon herauslügen und sagen, sie wären zusammen geblieben. Aber der Hecker ist über alle Berge. Erst im Zuchthaus treffen sie wieder zusammen,

und ich glaube zwar nicht, daß der Hecker die Veranlassung gegeben hat, aber ihm paßt es ganz gut in den Kram, was der Schuster von ihm will, denn dadurch kommt er selbst aus dem Verdacht."

Der Oberförster schüttelte fortwährend den Kopf und fiel aus Eifer in das alte „Du" zurück. „Gustav, mein Junge, da sieht man wieder, wie blind und toll die Liebe einen Menschen machen kann. Da willst du nun absolut den Vater deines Mädels reinwaschen und packst ihm statt dessen die Anstiftung zum Meineide auf. Denn wenn die beiden wirklich nicht die ganze Nacht beisammen gewesen sind, dann müßte Hecker doch falsch schwören, wenn er das Gegenteil bekunden sollte. Mich dünkt, es ist besser, daß sie wirklich zusammen geblieben sind und Hecker die Wahrheit beschwört, denn alsdann kann Niemann in der Tat nicht der Mörder sein. So, wie du es ausspintisierst, bleibt der Verdacht zu neun Zehntel auf dem Schuster und zu einem Zehntel auf seinem Kumpan hängen, die Anstiftung zum Meineid aber haben wir extra."

Das war so klar, daß ein Kind es begreifen konnte, und Gustav sah wohl ein, wie er sich verrannt hatte. Aber die Liebe ist ein eigensinniges Ding, und sie will überall recht behalten. Was fragt die Liebe nach der Logik! „Unschuldig ist er doch," sagte er, „und wenn es so nicht war, so ist es eben anders gewesen."

Inzwischen kamen die beiden auf die „Hohe Tanne" und blieben abermals stehen, denn das war ein Fleck, wo man bei Tage und im Sonnenschein einen sehr schönen Ausblick hatte. Vorne lag Gröde auf dem Kamm des Gebirges, ein regelloser Haufen dunkler Hütten, von Ebereschen und windschiefen Obstbäumen umgeben; rechts floß ein Bach, die Spring genannt, durch tiefes Wiesengelände und trieb die Räder der

uralten Springmühle; links vom Wege, weiter oben am Waldsaum, lag die einsame Schusterkate.

Das war alles sehr freundlich und friedlich unter einem blauen Sommerhimmel, aber jetzt machte es einen grauen und öden Eindruck, der auch nicht durch die Nacht verdeckt wurde, denn über dem Gebirge kam der Mond heraufgeschlichen, und die Wolken blendeten nur sein Licht etwas ab.

Der Oberförster sah auf die Uhr. „Zehn,“ sagte er, „nun werden meine Weiber wohl bald nach mir ausschauen. Bei euch in der Mühle ist es auch noch hell.“

„Vater liest viel, Herr Oberförster; er hat einen schlechten Schlaf.“

„Das kommt bisweilen mit den Jahren. Na, ich säge noch meinen Ast.“

Er wollte sich verabschieden, blickte aber doch noch nach der anderen Seite und betrachtete die dunkle Schusterkate. Die stand unbewohnt und verschlossen, seitdem Riemann im Zuchthause saß, denn Annemarie ging nur dann und wann hinauf, um nach dem Rechten zu sehen. Sie hätte das kleine Anwesen gerne verkauft, aber die Einwohner von Gröde hatten alle ihr Dach, und man graute sich auch vor dem Mordfleck.

„Hoffentlich ist dort nächstens auch wieder Licht,“ murmelte der Oberförster, um doch etwas Tröstliches zu sagen.

Gustav seufzte. „Die Leute sehen schon jetzt allerhand. Sie meinen, es spukt.“

„Weibergewäsch, Gustav! Das heißt — Dunnerschlag! — jetzt hab' ich eben auch was blinken gesehen.“

„Den Mond in den Fensterscheiben, Herr Oberförster.“

„Kann sein. Also gute Nacht, Gustav, und grüß

deinen Alten. Er soll nicht so viel in den Kalendern schmökern. Schlaf ist das Beste auf der Welt."

Sie gingen auseinander, der eine in der Richtung des Dorfes, der andere in den Talgrund hinab. Es war jetzt vollkommen windstill geworden.

Es war ein sonderbarer Einfall gewesen, die Schusterkate abseits von dem Dorfe und an den Saum des Waldes zu bauen, so daß sie besser für einen Forstwart als einen seßhaften Handwerker paßte; aber diese Idee hatte schon Riemanns Vater gehabt, und er wußte auch warum. Denn das Wildern lag dieser Familie durch Generationen im Blute, und seitdem Jakob Riemann im Zuchthaus saß, hatte das Forstschutzpersonal bessere Tage.

Die Leute konnten daher nicht recht begreifen, daß der Oberförster Eichler dem Verurteilten überall die Stange hielt und gar nicht recht an seine Schuld glauben mochte. Er wußte auch keinen richtigen Grund dafür anzugeben und meinte, das hätte er so im Gefühl. Jedenfalls war der Wachtmeister Kunze von ihm angesteckt worden, und Amtsrichter Wulff hatte sich als dritter im Bunde dazugesellt.

Sie gingen wohl jeder ihren besonderen Weg und hatten jeder ihre besonderen Gründe; der alte Wachtmeister aber, der den Bezirk am genauesten kannte und seine Spürnase überall hatte, der sagte auch gelegentlich etwas Deutlicheres.

Es wäre nicht richtig in der Gegend, meinte er. Irgend ein Unbekannter treibe sein Wesen, und das sei auch nicht viel anders geworden, seitdem der Hecker über alle Berge war und Jakob Riemann hinter den Mauern von Neustadt saß. Er werde das noch mit der Zeit herauskriegen.

Diese Novembernacht war just dazu angetan, um allerhand zu beobachten. Besonders die Einwohner von Gröde machten dem Alten manchen Kummer; es war da viel armes Volk darunter, Leute, die nicht nur den Tag stehlen, sondern auch andere Dinge, Leute, denen man Schlimmes zutrauen konnte.

Kunze nahm seinen Weg über die Schusterkate. Mit dem Forstschutz hatte er nicht unmittelbar zu tun, aber es war doch schon vorgekommen, daß er irgendwo ein verendetes und mit Zweigen verdecktes Stück Wild aufspürte, und das fiel mit unter die Dinge, die in der Gegend nicht „richtig" waren. Zunächst kam er auf die kleine Lichtung, wo damals der Mord geschehen war. Die Stelle hatte sich seinem Gedächtnis genau eingeprägt, denn am Rande der Lichtung stand eine alte Eiche, und zwischen ihrem Wurzelwerk war die Leiche des Forstaufsehers Walther gefunden worden. Von dort betrug die Entfernung nach der Schusterkate etwa hundert Schritte.

Jetzt lag dort viel Schnee.

Aber es hatte aufgehört zu schneien, auch der Wind hatte sich gelegt, und der Mond kam über das Gebirge, mitten hineinleuchtend zwischen die schneebelasteten Tannen, und wenn man sich das alles in die Frühlingszeit hinein dachte, dann konnte es ungefähr so gewesen sein in jener Mordnacht. Damals, als der alte Müller Jahn den Schuster hatte vorüberspringen sehen.

Kunze war von Beruf ein Nachtgänger, und er hatte die Augen einer Eule. Er berechnete die Entfernung von etwa zwanzig Schritten und stellte sich vor, daß da einer vorbeiliefe. Oh, er wollte den schon erkennen! Aber der Müller hockte den ganzen Tag in seiner Mühle, verdarb sich die Augen des Abends mit Lesen, der war alles andere als ein Waldmensch mit Natursinnen.

„Ei, ei," sagte der Wachtmeister vor sich hin, „das ist ein Stück — das ist ein verteufeltes Stück! Mit gutem Gewissen hat er sicherlich geschworen, aber die Nacht narrt den Menschen!"

Dann wurden seine Gedanken abgelenkt.

Da war eine Spur im Schnee, zwar halb verweht und halb überschneit, aber doch noch ziemlich frisch, und die Spur lief fast genau vom Mordfleck aus in der Richtung nach der Schusterkate.

Es war also jemand vor noch nicht langer Zeit hier gewesen.

Wohl einer aus Gröde, denn dieses Gesindel strich ja überall herum. In der leerstehenden Schusterkate war doch verteufelt wenig zu mausen, und die Spur führte bis an das Haus, der Wachtmeister konnte sie genau verfolgen.

Hier unter dem Fenster hatte einer gestanden.

Kunze stellte sich daneben und drückte das Gesicht an die Scheiben. Der Mond fiel auf seine Helmspitze.

Das geschah in dem Augenblick, als da unten auf der Landstraße die beiden anderen vorübergingen und der Oberförster ein Blinken sah.

Es gibt auf der Welt nichts Unnatürliches.

Was der Wachtmeister durch die Scheiben in der mondhellen Stube sah, das war auch keineswegs unnatürlich und gespensterhaft, aber es war sehr traurig, denn zu den Werkzeugen der Arbeit gehört auch die Arbeiterhand, sonst ist es wie ein Grab oder wie ein Leichenfeld.

Jakob Riemann hatte seine Werkstätte gerade vor dem Fenster gehabt. Auf dem erhöhten Tritt stand noch der Schusterschemel, darüber hing die Glaskugel, ringsumher lagen Pfriemen, Raspeln, Hämmer, Pechdrähte und Flicklappen.

Nur die Ahle fehlte.

Natürlich, die lag da unten bei der Staatsanwaltschaft, sorgfältig eingewickelt und mit einer Aktennummer versehen; kein Mensch hatte daran gedacht, daß sie jemals wieder ans Licht kommen werde. Aber übermorgen, wenn die zwölf Männer zusammentraten, dann sollte es geschehen.

Es war doch seltsam. Man hatte die Sache totgemacht, und dieser Platz wurde gemieden; jetzt, wo sie wieder auflebte, trieb sich der Fuß eines Unbekannten um das Haus des angeblichen Mörders, als wenn das Gewissen Füße bekommen hätte und zu wandern anfinge.

Dem Wachtmeister lief es kalt über den Rücken. Er hatte in seiner langen Praxis mancherlei gelernt, er wußte auch etwas von der Psyche des Verbrechers; es war ihm nicht unbekannt, daß der Tatort ein Magnet ist.

Aber nur für die nächsten Tage, solange noch Spuren vorhanden sind. Wenn heute, nach Jahren, einer den Platz aufsuchte, dann tat er es wohl nur in Angst vor übermorgen, wo man Leichen ausgrub.

Lange hielt sich Kunze bei diesem Grübeln nicht auf. Er war ein Mann der Tat und wollte feststellen, wohin die Spuren weiter führten.

Er konnte ihnen über eine beschneite Halde und bis hinunter auf die Landstraße folgen.

Aber da waren viele Spuren von Schlittenkufen, Pferdehufen und Menschenfüßen; da lief alles durcheinander, daß selbst die Sinne eines Indianers nicht mehr ausgereicht hätten.

Der Alte blieb stehen und sah nach Gröde hinauf.

Aus dem „Blockhaus“, wie die Oberförsterwohnung genannt wurde, schimmerte noch Licht. Sonst war's

ein Haufen dunkler Hütten, schwarze Klumpen im weißen Schnee.

„Und unter einem von den Dächern sitzt er doch!“ brummte der Wachtmeister.

Das tröstliche Licht aus seinem Heim hatte dem Oberförster schon lange gewinkt, und er freute sich auf die warme Stube. Frau und Tochter erwarteten ihn, dazu noch eine Tasse Tee und die lange Pfeife.

Ja, ja, so einer in der Wildnis, der mußte sich seinen Dämmerschoppen sauer verdienen!

Er kam auf den Hof und sah eine alte Frau vor der Tür stehen, ein hageres Weib mit finsteren Zügen. Sie fror und hatte die Arme in ihre Schürze gewickelt, aber sie stand da, barhäuptig, und das Haar fiel ihr wie Flachs um die Stirn.

Das war die Nachbarin des Oberförsters, die Witwe Martha Walther, die Mutter des ermordeten Forstaufsehers. Sie bewohnte eine kleine armselige Hütte dicht neben der Oberförsterei und wurde von der Gemeinde unterstützt. Der Tod des Sohnes hatte ihr das bißchen Verstand gestört und nur einen großen Haß übriggelassen — auf den Schuster Riemann.

Eichler redete sie an. „Was machen Sie hier, Nachbarin? Es ist schon spät.“

„Ich habe auf den Herrn Oberförster gewartet.“

„Dann hätten Sie doch hineingehen sollen in die warme Stube!“

Das Weib murmelte etwas Undeutliches von der hellen Lampe und von der dunklen Nacht, und es kam so ungefähr heraus, daß die Nacht und die Dunkelheit ihre besten Genossen wären. Auch in ihrer Hütte saß sie oft stundenlang ohne Licht.

Nun begann sie in ihrer wirren Art zu reden und zu fragen. Das Gerücht von der Wiederaufnahme des Verfahrens gegen den Schuhmacher Riemann war natürlich auch nach Gröde hinaufgedrungen, aber es gestaltete sich in dem armseligen Kopf der Witwe Walther zu einer vollendeten Tatsache, und der Oberförster steckte nach ihrer Meinung mit darunter.

„Es gibt eben kein Recht mehr auf der Welt," sagte sie. „Der Schuster hat doch meinen Jungen mit der Ahle totgestochen, und dafür müßte er sitzen bis in die aschgraue Ewigkeit. Aber nun lassen sie ihn laufen, und mir bleibt jetzt nichts anderes übrig, als die Rache selbst in die Hand zu nehmen und den roten Hahn auf das Dach der Schusterkate zu setzen."

Eichler suchte die Unglückliche zu beruhigen. „Es ist ja noch gar nicht so weit," sagte er. „Die Herren vom Gericht treten erst übermorgen zusammen, und dann wird es sich schon herausstellen, ob der Schuster schuldig oder unschuldig ist. Jetzt sitzt er noch im Zuchthaus und hat eine schwere Kette an den Händen."

Da lachte die Frau nach der Art irrsinniger Leute. „Das weiß ich besser, Herr Oberförster. Ich komme doch aus dem Walde und habe mir Holz gelesen. Der Schuster sitzt nicht mehr im Zuchthaus, sondern schleicht um seine Kate herum, und er kann nicht hinein, weil die Tür zugeschlossen ist. Aber wenn er doch wieder hineinkommt, dann hilft es nichts, dann muß ich ihn verbrennen, denn er hat meinen Joseph totgestochen."

Die beiden Frauen drinnen in der Stube hatten den Oberförster reden hören und kamen vor die Tür. Da rannte die Alte fort, denn vor der Frau Eichler hatte sie Angst, die konnte das Herumspionieren nicht leiden.

Drinnen schälte der Oberförster sich aus. Er saß

nun in Hausschuhen mit der langen Pfeife und hatte seinen Tee und sein blondes Töchterchen, das ihm sehr ans Herz gewachsen war. Aber die Geschichte mit der Witwe Walther ging ihm durch den Kopf, und er erzählte von ihren Reden.

„Schließlich kann die Frau noch gemeingefährlich werden," sagte er. „An der alten Schusterkate ist ja nicht viel gelegen, aber solche Köpfe schmeißen alles durcheinander, und ich möchte doch nicht gerne den roten Hahn auf meinem eigenen Dache haben."

Frau Eichler wußte Rat. „Sprich doch mit Doktor Berger über den Fall. Wenn der ein Gutachten aufsetzt, dann muß die Gemeinde schon daran glauben, und für die Frau selbst wäre es das beste, wenn sie irgendwo untergebracht wird."

Der Oberförster rauchte wie ein Schlot. „Ich will dir was sagen, Jule, aber ganz im Vertrauen. Auf den Doktor und seine Rezepte geb' ich nix, der kann einen vernünftigen Menschen verrückt machen. Lieber gehe ich an den Amtsrichter, das ist noch 'n Kerl!"

„Kuckuck!" sagte die Schwarzwälderuhr. Es war halb elf, und Frau Julie hatte es plötzlich sehr eilig. „Erna, Kind, wir haben morgen Wäsche. Du solltest schon längst im Bett sein! Sag dem Vater gute Nacht, und dann fort mit dir!"

Erna Eichler war trotz ihrer zwanzig Jahre sehr verständig. Sie zündete den kleinen Leuchter an, versengte damit um ein Haar ihrem lieben Papa den Rübezahlbart und verschwand. Aber vorher hatte sie dem Alten doch noch etwas ins Ohr getuschelt.

Frau Eichler sah ihr mißtrauisch nach. „Was hat sie denn gesagt, Fritz?"

„Ich wäre ein lieber Kerl," schmunzelte der Oberförster.

„Na, etwas respektvoller könnte sie das auch ausdrücken. Ich habe übrigens mit dir zu reden.“

„Ich denke, du hast morgen Wäsche?“

„Ja, aber nur feine — ich wollte das Mädel nur weg haben.“

„Also los, Jule!“

„Nämlich,“ sagte die Frau langsam, und der Oberförster griff nach dem Tabakskasten, „was hast du eigentlich an dem Doktor Berger auszusetzen?“

„Den Maßkrug, Alte.“

„Er wird ein bißchen dick von dem vielen Bier; aber das kommt nur davon, wenn einer ewig Junggeselle bleibt.“

„Der Amtsrichter ist so schlank wie eine Tanne, Jule.“

„Eine tüchtige Frau, lieber Fritz —“

„Würde den Amtsrichter höllisch herausfuttern. Das wolltest du doch wohl sagen?“

„Nein, jetzt sind wir vorläufig bei dem Doktor. Er geht Erna zu Gefallen.“

„Weiß ich, Jule.“

„Er hat Geld.“

„Weiß ich, Jule.“

„Und das Mädchen hat schließlich nichts Vernünftiges gegen ihn einzuwenden,“ schloß Frau Eichler etwas weniger sicher.

„Stopp,“ sagte der Oberförster, „hier wollen wir mal einen Knoten machen. Was das Mädchen betrifft, so bist du selber eigentlich das Mädchen, Jule, und was du für deinen Doktor vorbringst, das klingt höllisch vernünftig. Daß ich's nur gleich befürworte: an einem Maßkrug würde diese Ehe wohl kaum zugrunde gehen, denn der Doktor säuft wohl mitunter ein bißchen, aber ein Söffel ist er darum noch nicht; und ich selbst hebe

auch meinen Humpen. Aber an der Liebe würde diese Ehe zugrunde gehen, Alte, denn unsere Erna liebt den Doktor nicht, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie den Amtsrichter im Kopfe hat, und der Amtsrichter die Erna. Was sagst du nu?"

Frau Julie sagte vorläufig gar nichts, die Schwarzwälderuhr aber desto mehr, denn der Oberförster war hingegangen und hatte den Zeiger vorgerückt, und nun ging es in Eile los: „Kuckuck — Kuckuck — Kuckuck — —"

Eichler lachte. „Ja, Alte, guck — guck. Gewußt hast du das natürlich auch, aber der Amtsrichter hat nichts als den Gehalt, und davon gibt er obendrein seiner Mutter ab, während der Doktor dick im Fett sitzt, womit ich diesmal nicht seine Leibesverhältnisse meine. Ein bißchen könntest du dich schon genieren, wir sind ja unter uns, und die Erna träumt von ihrem Gerechtigkeitsengel. Feine Wäsche hast du morgen? Nimm mir's nicht übel, daß ich heute abend grobe Wäsche gemacht habe — wir kennen uns ja nun seit fünfundzwanzig Jahren."

Er gab seiner Frau die Hand und blies die Asche aus der Pfeife. Da glühte der Tabak wieder auf. Und der alte Rübezahl sagte, so müsse das sein. Asche käme alleweil mal auf die Liebe, aber sie hielte das Feuer darunter um so besser.

Und Frau Julie schwieg noch immer. Sie war gar keine so üble Frau, und was die Leute ihr von den „Hosen" nachredeten, das hielt heute abend schlecht stand; aber sie war eine Mutter, und als ihr das eine Eisen aus dem Feuer gefallen war, da schob sie das andere hinein.

„Dann müssen wir den Amtsrichter wohl einmal einladen," sagte sie endlich.

Eichler gähnte. „Beschlafen, Jule, beschlafen!

Wenn der Wolf unser Lamm fressen will, dann mag er in den Stall einbrechen, die Tür mache ich ihm nicht extra auf. Übrigens könnte vielleicht Weihnachten so was gemacht werden — am heiligen Abend ist es ja Christenpflicht, sich der Junggesellen anzunehmen."

„Und der Lichterbaum hat schon manches Paar zusammengeführt," schloß Frau Julie die eheliche Unterhaltung.

Darauf schliefen sie beide den Schlaf der Gerechten. Das Forsthaus lag auf dem höchsten Scheitel des Berges und war von allen Seiten den Winden ausgesetzt, und im Laufe der langen Novembernacht ging es wieder tüchtig los mit dem Gewühl und Gesause. Aber die mächtigen Stämme, aus denen dieses Heim nach nordischem Muster zusammengefügt war, konnten einen Stoß vertragen, und als der Oberförster einmal über das Stürmen aufwachte, da fiel ihm unwillkürlich die baufällige Schusterkate ein, in der nun seit bald vier Jahren kein Feuer gebrannt hatte. Vielleicht wird sie umgeweht, dachte er und dehnte sich in seinem Bett. Es wäre ein doppelter Vorteil, denn wenn der Riemann wirklich freikommt, dann muß er doch hinaus in die Welt, und die verrückte Walthern käme auf diese Art um das Anzünden herum.

Da unten, wo die Spring durch das Wiesengelände floß, lag die alte Wassermühle. Seit zweihundert Jahren war sie im Besitz der Familie Jahn, immer vom Vater auf den Sohn vererbt, und die Leute meinten, wenn das Geschlecht sich nur fortpflanzte, die Springmühle hielte es noch weitere zweihundert Jahre aus.

Zurzeit stand sie freilich nur auf vier Augen. Die

Müllerin war schon seit einer Reihe von Jahren tot, und der Alte hauste mit einem Dienstmädchen und dem Mühlknappen in dem weitläufigen Gebäude. Während Gustav seine Militärzeit abdiente, hatte er zwei Knechte gehabt, denn um das eigentliche Gewese kümmerte er sich ziemlich wenig, seine persönliche Beschäftigung bestand im Kornhandel, denn er war ein kluger Kopf und verstand das Rechnen.

Er erfreute sich eines tadellosen Rufes, und schon seine äußere Erscheinung verriet den ehrwürdigen Biedermann. Obwohl erst in der Mitte der Fünfzig, hatte er doch schon schneeweiße Haare, die durch das rote, glattrasierte Gesicht noch mehr hervorgehoben wurden.

In der Unterhaltung war er etwas verschlossen und wortkarg; am liebsten saß er den ganzen Abend und bis tief in die Nacht hinein über alten Schmökern, die er von Kolporteuren aufkaufte und ziemlich wahllos verschlang. Einige meinten, er täte das, weil ihm der Schlaf fehlte, andere hielten ihn für einen verkappten Gelehrten, die Mehrzahl schob dieses fast menschenscheue Wesen auf die einsame Lage der Mühle und den stillen Haushalt.

Vater und Sohn standen gut miteinander. Gustav besaß zwar andere Anlagen und Neigungen, er liebte den Wald und wäre am liebsten Forstbeamter geworden, aber die Verhältnisse gaben es nicht zu, denn weitere Kinder waren nicht vorhanden, und in dieser armen Gebirgsgegend konnte ein Anwesen wie die Springmühle nur schwer verkauft werden. Das Erbe führte ihn ganz von selbst in den Beruf des Vaters.

Daß Gustav die Tochter des Schusters gern hatte, war dem Müller wohlbekannt, aber eine sogenannte Dorftragödie entspann sich nicht daraus. Der alte Jahn

war ein kluger Mann, er kannte das Leben und hielt es für vollkommen ausgeschlossen, daß aus einer Ehe zwischen seinem Sohne und der Tochter des Zuchthäuslers jemals etwas werden könnte. Er schürte nicht durch Widerspruch das Feuer und äußerte sich nur ganz gelegentlich mit einem ruhigen Lächeln über die Torheit junger Leute, die mit den Jahren ganz von selbst der Vernunft Raum geben werde.

— — — — — — — — — — — — — —

Als Gustav von Thalheim nach Hause zurückkehrte, fand er seinen Vater wie gewöhnlich in der Stube bei der Lampe. Es war nur ein kleiner Unterschied gegen sonst. Der Alte las nicht, sondern saß an seinem Pult und kramte in einem Wust von Papieren. Auf dem Tisch standen die Reste des Abendbrots.

„Ich hab' dir was aufgehoben," sagte der Müller, „du wirst wohl Hunger haben. Wie war's denn in Thalheim?"

„Sie saßen alle bei Timpe zusammen und redeten von übermorgen. Ich bin mit dem Oberförster heraufgegangen."

„Der Oberförster ist ja Stammgast da unten — mein Geschmack wär's nicht, bei Timpe zu sitzen. Ich habe unterdessen was anderes vorgenommen."

„Rechnungen, Vater?"

„Besser gesagt: eine Abrechnung. Die letzten Jahre waren gut, und nächstens ziehe ich mich zurück."

Die Augen des Sohnes leuchteten auf. Aber er bezwang sich und machte ein gleichgültiges Gesicht. „Du bist noch nicht alt, Vater," sagte er ruhig.

„Man will auch noch was vom Leben haben, Gustav. Ich denke nach Thalheim zu ziehen, und du magst dann zusehen, wie du mit der Mühle zurechtkommst. Es wird sich ja wohl jemand finden, der dir Beistand leistet."

Die Unterhaltung spitzte sich zu. Gustav schob den Teller zurück. Es war ihm, als ob ihm jeder Bissen im Halse aufquoll.

„Was ich noch fragen wollte, Vater,“ sagte er nach einer Pause, „du hast wohl auch für übermorgen eine Ladung vor das Schwurgericht?“

„Sie haben mir eine geschickt,“ entgegnete der Müller unwirsch. „Ich weiß freilich nicht, was ich bei der Sache machen soll. Denn in der Zeitung schreiben sie ja, daß dieser Lump, der Hecker, dem Schuster sein Alibi beschwören soll. Na, dann bin ich ja überflüssig, und sie könnten mich zu Hause lassen.“

„Das geht wohl nicht, Vater. Aber dann steht ja Eid gegen Eid.“

„Eid gegen Eid,“ sagte der Alte hart. „In der Haut der Geschworenen möchte ich nicht stecken. Aber ich kann ihnen nicht helfen. Sie werden es wohl machen, wie das immer in solchen Fällen geschieht: der Schuster kommt mit einem blauen Auge davon, und das Recht geht in die Binsen.“

Gustav seufzte, und der Müller stand von seinem Platze auf. Er ging durch die Stube, blieb am Ofen stehen, kraute seinem Wolfshund die Ohren und wendete sich endlich wieder gegen den Sohn.

„Gustav, wie dieses Gespräch aufgekommen ist, das kann ja ein Kind merken. Ich gehe, du kriegst die Mühle, du wirst heiraten müssen, und nun bringst du den Schuster aufs Tapet. Ich will dir was sagen: ich habe gar nichts gegen die Annemarie. Sie ist ein ordentliches, braves Mädchen, sie kann nichts für ihren Vater, und wenn sie arm ist, so hast du dafür dein Auskommen. Du siehst, ich bin so verständig, wie ein Mensch nur sein kann, aber der Verstand muß auch auf deiner Seite sein. Ich habe da einmal in der Stadt

ein Stück gesehen, das hieß ‚Der Fleck auf der Ehr' — na, wie es war, das ist einerlei, aber das Wort hat einen tiefen Sinn. Gerade weil die Annemarie ein anständiges Mädchen ist, wird sie dich nie und nimmer nehmen, solange der Fleck auf der Ehre nicht weggelöscht ist, und die Freisprechung allein tut das nicht, mein Junge, denn es steht Eid gegen Eid. Oder willst du, daß ich meinen Eid umschmeißen soll?"

Gustav war aufgestanden. „Wenn du übermorgen nicht zugeben kannst, Vater, daß ein Irrtum deinerseits möglich ist —"

Der Alte strich sich über die Augen und blickte in das Licht der Lampe. „Seit drei Jahren sehe ich etwas schlechter, Gustav. Ich werde übermorgen sagen, daß ich mich heute irren könnte. Aber heute ist nicht damals."

Damit hatte das Gespräch sein Ende erreicht. Der Müller schloß seine Papiere weg, sagte gute Nacht und ging in die Schlafkammer; er schien gegen seine Gewohnheit nicht mehr lesen zu wollen.

Gustav aber machte die auf dem Lande übliche Runde durch das Haus. Für gewöhnlich besorgte das sein Vater, und die Bewohner waren so sehr daran gewöhnt, daß sie den etwas schleichenden Schritt des Alten gar nicht mehr vernahmen; aber heute war Gustav der letzte auf den Beinen, und die Einsamkeit der Gegend erforderte immerhin diese Vorsicht.

Die Springmühle war ein weitläufiges und festgemauertes Gebäude, in allen ihren Teilen zusammenhängend, mit wenigen Eingängen und wohlversicherten Fenstern; wenn ein Ritter von der Landstraße sich an die Schätze des Müllers heranmachen wollte, dann mußte er das schon sehr schlau anfangen und mit allen Gelegenheiten genau Bescheid wissen.

Das sind so Gedanken, die wohl über einen kommen, wenn man bei Nacht durch ein schlafendes Haus geht und das bißchen Kerzenlicht von den dunklen Winkeln verschluckt wird. Als Gustav endlich in die Mahlstube kam, da stellte er den Leuchter aus der Hand und blickte sich nach allen Seiten um.

Hier war die schwache Stelle der ganzen Anlage, so viel Auge hatte man ihm beim Militär schon beigebracht, und es war sonderbar, daß er das heute zum ersten Male sah.

Nämlich über das große unterschlächtige Rad konnte einer recht gut in die Mühle hineinkommen, besonders wenn er ein bißchen schlank war und das Handwerk schon betrieben hatte. Natürlich war das nur möglich, wenn nicht gearbeitet wurde und das Rad stillestand. Aber bei Tage werden solche Kunststücke ja auch nicht ausgeführt.

Und Gustav malte sich das weiter aus. An einem Ende des Hauses, noch hinter der Küche, schlief die Haushälterin, und die kroch natürlich vor Angst unter die Decke, wenn es mal laut wurde im Hause; der Mühlknappe aber hatte seine Kammer im Stall, und das war ein tüchtiges Ende mit zwei oder drei Türen dazwischen.

Freilich — seit ein paar Wochen war der Alte nicht mehr allein, sondern hatte Wand an Wand seinen Sohn neben sich; aber wie lange würde das denn dauern? Wenn die Unschuld des Schusters nicht ganz klipp und klar bewiesen wurde, dann hatte Gustav seinen Entschluß gefaßt, dann wurde es doch nichts mit der Annemarie, und er wollte in die weite Welt hinaus. Der Alte aber mochte seine Pläne dann nur aufgeben und sich in die Einsamkeit hineinfinden, so gut es ging.

Gustav stand am Fenster der Mahlstube und schaute

hinaus. Es war jetzt ziemlich mondhell, und der Sturm ging mit voller Kraft. Wirklich, um diese Zeit machte die Gegend einen fast schauerlichen Eindruck.

Drüben am Saum des Waldes die Schusterkate wie eine verfallene Räuberhöhle, oben auf dem Berge der lichtlose Häuserklumpen von Gröde und rings um die Mühle das weiß überschneite Wiesenfeld mit einer schwarzen Schlangenlinie — das war die Spring, deren eiskaltes Wasser jetzt unter dem träumenden Rade dahinrauschte. Gustav wußte nicht warum, aber immer wieder kehrten seine Gedanken zu der Möglichkeit eines Einbruchs zurück; man las ja jeden Tag in den Zeitungen von solchen Dingen, und was durch Jahrhunderte nicht geschehen ist, einmal kommt es um so sicherer, und da oben in Gröde wurden die Leute immer ärmer und schlechter.

Wenn noch wenigstens eine Waffe in der Mühle gewesen wäre, eine Flinte, wie so mancher Bewohner der Gegend sie heimlich im Bettstroh hatte. .

Aber Müller Jahn war dafür bekannt, daß er das Weidwerk haßte, und wenn auch bisweilen ein Wildbraten in seine Küche kam, so stammte der von den Treibjagden, die der Oberförster von Zeit zu Zeit abhielt.

„Ich will doch gelegentlich mit dem Alten reden,“ dachte Gustav. „Wenn's keine Flinte ist, so kann es doch ein Revolver sein.“

Und dann begab er sich in seiner Kammer zur Ruhe.

Nebenan raschelte der Müller. Mit Ächzen und Stöhnen warf er sich von einer Seite auf die andere. Das war ein böses Leiden mit dieser Schlaflosigkeit, aber es kam von dem Mangel an Bewegung und wenn man immer bis in die tiefe Nacht in den alten Schmökern liest.

Auf dem Landgericht rüstete man sich zum Beginn des Schwurgerichts. Als erste Sache stand heute die Wiederaufnahme des Verfahrens gegen Jakob Riemann wegen Mords, und um zehn Uhr sollte die Verhandlung ihren Anfang nehmen.

Jetzt war es neun, und der Schwurgerichtssaal lag noch in schweigender Ruhe.

Dann erschien zuerst der Kastellan. Er prüfte die Heizvorrichtung, öffnete ein Fenster, sah nach dem Thermometer und sagte zu dem eintretenden Botenmeister, daß es ein schöner, sonnenklarer Wintertag werden würde.

Vorläufig aber lag noch der Morgennebel dicht auf den Bäumen, die das Gericht umgaben.

Das Amt des Botenmeisters war schon wichtiger. Er verteilte auf den Plätzen der Geschworenen weiße Bogen Papier und legte neben jeden einen sorgfältig gespitzten Bleistift. Dann schleppte er die große schwarze Tafel herein, auf der man mit Kreide einen Situationsplan gezeichnet hatte. Er rückte sie hin und her, bis das rechte Licht darauf fiel, und entgegnete auf die Wetterbemerkung des Kastellans, daß da oben in Gröde eine nette Menge Schnee liegen würde.

Weiter ging das Interesse der beiden Unterbeamten an der heutigen Sache nicht.

Aber als sie weg waren, kam der Sekretär von der Strafabteilung. Der brachte die Akten, die schon etwas verstaubt aussahen, und legte sie auf den Platz des Vorsitzenden. Dann ordnete er die Namenszettel der Geschworenen nach der Nummer, und als er damit fertig war, kam der Gefängnisinspektor herein.

Der hatte zwar nichts bei der Sache zu tun, aber sein Weg führte vom Gefängnis durch den Schwur-

gerichtssaal, und er wollte auf die Staatsanwaltschaft zum Morgenrapport.

Die beiden Beamten begrüßten einander und blieben neben der Tafel stehen.

„Heute werden wohl Karten ausgegeben?“ fragte der Inspektor.

„Natürlich. Sie waren schon vor acht Tagen vergriffen.“

„Ja, ja, so was kommt nicht oft vor. — Was meinen Sie denn? Sie kennen doch die Akten.“

Der Sekretär zuckte mit den Schultern. „Ich bin nun fünfundzwanzig Jahre im Dienst, aber bei dem Schwurgericht habe ich nie eine bestimmte Meinung. Es wird ja wohl auf die Aussage von dem Hecker hinauskommen.“

„Eine feine Nummer. Ich habe ihn schon ein paarmal gehabt, und der Kerl grinste, als er mich sah.“

„Und der andere?“

„Macht eigentlich keinen schlechten Eindruck. Er wurde gestern abend eingeliefert. Die Kerls haben gewöhnlich einen Mordshunger, aber er wollte nichts essen.“

„Kann ich ihm eigentlich nicht verdenken,“ sagte der Sekretär halblaut. „Das erste Mal ging es um den Kopf, diesmal — um nicht viel weniger.“

Es schlug dreiviertel, und draußen erhob sich ein Gemurmel. Der Kastellan hatte die Türen zum Zuhörerraum aufgeschlossen, und nun drängte es sich herein: Kriminalstudenten, Leute aus dem Arbeiterstande, feingekleidete Damen. Im Nu waren alle Plätze besetzt, und die vielköpfige Menge starrte in den noch leeren Saal hinein wie die Besucher eines Theaters auf den niedergelassenen Bühnenvorhang.

Ein Rauschen und ein Murmeln, das noch zunahm,

als die Geschworenen allmählich erschienen und vorläufig ihre Plätze auf den Zeugenbänken einnahmen. Man musterte neugierig diese meist bieder und behäbig aussehenden Männer, nannte sich einzelne bekannte Namen darunter, wettete untereinander, daß dieser und jener abgelehnt werden würde, weil er entweder zu klug aussah oder — das Gegenteil.

Die feierliche Stimmung wollte auch noch nicht kommen, als da oben auf dem Podium einzelne Gestalten in der Robe auftauchten. Die Herren unterhielten sich zwar halblaut, aber doch ganz unbefangen miteinander, ja der Staatsanwalt schien sogar mit dem Verteidiger befreundet zu sein, denn sie schüttelten sich vor aller Welt die Hände.

Ein alter Bauer, der von Gröde heruntergekommen war, um sich das Schauspiel anzusehen, sagte ganz enttäuscht zu seinem Nachbarn: „Wenn die beiden schon miteinander abgemacht haben, wie der Hase laufen soll, dann hätte ich die Reise sparen können. Aber ich sag's ja, es ist alles Schwindel auf der Welt."

Die Situation änderte sich, als Punkt zehn Uhr der Vorsitzende aus dem Richterzimmer trat.

Es war der Landgerichtsdirektor Roller, der sich bei der Beschlußfassung über die Wiederaufnahme des Verfahrens so heftig gesträubt hatte. Diese Tatsache blieb freilich zwischen den Wänden des Beratungszimmers verborgen; aber man wußte nun wenigstens, daß die Sache endlich losgehen würde, und außerdem ist die Person des Vorsitzenden ganz besonders interessant, denn die Geschworenen schielen immer ein wenig nach seiner Miene, und von der Klangfarbe seiner Stimme hängt nicht selten das Schicksal eines Angeklagten ab.

Roller war sich dessen bewußt, und in dem Be-

streben nach Objektivität tat er vielleicht etwas zu viel. Sein Gesicht lag in ernsten, strengen Falten, und als er die Sitzung mit dem Befehl eröffnete, den Angeklagten vorführen zu lassen, da lagerte sich eine schwüle Stille über der vielköpfigen Versammlung.

Jakob Riemann hatte eine recht schlechte Nacht hinter sich. Die Fahrt von Neustadt nach dem Sitze des Gerichts war natürlich eine Abwechslung für ihn, denn er sah doch einmal andere Menschen und andere Gegenstände, und wir wissen, daß viele Zuchthäusler ihre Phantasie anstrengen, bloß um die Gelegenheit für eine Zeugenvernehmung zu finden.

Aber Riemann war kein Zeuge. Diesen Vorteil genoß sein Kollege Hecker, der mit seinem Transporteur in einer anderen Wagenabteilung desselben Zuges saß und den ganzen Genuß einer kostenlosen Reise in sich aufnahm.

Nun, schlimmer als es schon war, konnte die Sache nicht kommen. Wenn also wirklich das frühere, auf Todesstrafe lautende Urteil in der neuen Verhandlung aufrecht erhalten wurde, so hatte er doch schon seine Begnadigung zum lebenslänglichen Zuchthaus in der Tasche, und an den Kopf konnte ihm niemand mehr heran. Aber die Hoffnung war nun doch einmal geweckt worden, und sie wühlte gerade so in dem Kopfe des Verurteilten, wie sie damals gezuckt hatte, als es ums Ganze ging.

Nein, essen hatte er nicht können, als man ihn in das Landgerichtsgefängnis einlieferte, während Hecker einen ganzen Napf voll Erbsensuppe verschlang und sich einen zweiten als „Reisespesen“ erbat.

Dann die Nacht in der einsamen Zelle! Riemann war nun schon seit drei Jahren daran gewöhnt, mit einer größeren Anzahl von Leidensgenossen zusammen

zu schlafen, und der traurige Trost, Gefährten im Schicksal zu haben, schlich sich auch in die Träume dieser Elenden; aber nun lag er wieder in einer engen Zelle, genau ebenso wie damals, als noch das Schwert des Scharfrichters über ihm hing, und er hatte das Gefühl, als ob es abermals da sei.

Er sah bleich und gebrochen aus, als man ihn endlich in den Verhandlungssaal führte, und von der Lebenskraft eines Menschen, der noch einmal um sein Dasein kämpfen will, war in diesen schlaffen Zügen nichts zu erkennen.

O ja, am Richtertisch wußten sie wohl den Grund. Sie wußten, daß die furchtbare, wenn auch notwendige Strenge einer Strafanstalt den Menschengeist knickt, bis er eine Änderung seines Schicksals nicht mehr für möglich hält, bis er apathisch wird und alles über sich ergehen läßt.

Aber im Publikum fiel das Urteil anders.

„So einer will unschuldig sein?" sagten die Leute. „Dem sieht man's an der Stirn an, daß er ein Mörder ist, er kann ja die Augen nicht aufheben!"

Und andere setzten hinzu: „Er ist schon einmal durch ein Volksgericht verurteilt worden. Volkes Stimme ist Gottes Stimme!"

So plapperten sie, und dabei waren sie keineswegs blutdürstig und grausam; o nein, sie waren nur befangen und richteten nach dem Schein.

Die Auslosung der Geschworenen nahm ihren Anfang, und auch dabei geschah etwas, das die Stimmung des Publikums gegen den Angeklagten einnahm.

Der Staatsanwalt und der Verteidiger hatten miteinander vereinbart, daß sie von ihrem gesetzlichen Ablehnungsrecht keinen Gebrauch machen wollten. Es wurde doch hier nur der Spruch eines Geschworenen-

gerichts nachgeprüft, und man wollte zu erkennen geben, daß kein Mißtrauen gegen die neuen Geschworenen bestehe.

Aber als ein Name nach dem anderen ohne Widerspruch aus der Urne kam, da fing hinten im Zuhörerraum wieder das Raunen an.

„Der Staatsanwalt ist seiner Sache gewiß, und der Verteidiger hat sie aufgegeben!“

Ach, wenn wir alle, denen das Gesetz ein Richteramt in die Hand gelegt hat, wenn wir wüßten, wie viel falsches Gewicht ohne unser Zutun auf die Wagschale geschmuggelt wird, wir würden den Tag herbeisehnen, an dem uns das Alter oder der Tod die Danaidenarbeit abnimmt!

Es waren viele Landleute unter den Geschworenen, Männer von ehrenhaftem Aussehen, einige mit klugen Zügen, alle von dem Ernst ihrer Aufgabe erfüllt. Man konnte nicht sagen, daß es eine schlechte Geschworenenbank sei, aber diese Leute, die einsam auf ihrem Besitz hausten, hegten alle eine instinktive Abneigung gegen jedes Zeugnis eines anerkannten Vagabunden, denn von dieser Sorte Leute hatten sie am meisten zu leiden. Als die Zeugen nun hereingerufen wurden, da sah man es ihren Mienen an, daß Hecker einen sehr schlechten Eindruck auf sie machte. Er trug ja nicht nur die Sträflingskleidung, er hatte nicht nur den kahlgeschorenen Kopf und das glattrasierte Gesicht, in dem die Kinnbacken unnatürlich stark hervortraten, sondern seine unsteten Augen musterten auch so frech die ganze Umgebung, als ob er sich genau seiner heutigen Bedeutung bewußt und fest entschlossen sei, mit dem hohen Gerichtshof nach Kräften zu spielen.

Die übrigen Zeugen rückten möglichst von ihm ab. Außer den beiden Sachverständigen, einem Professor

von der Universität und Doktor Berger, waren es der Amtsrichter Wulff, der Oberförster Eichler, der Wachtmeister Kunze und der Springmüller Jahn — dieser letztere neben Hecker die Hauptperson in der ganzen Verhandlung.

Der Müller machte in seinem ganzen Auftreten einen sehr sympathischen Eindruck. Das war der ruhige, bedächtige Mann, der genau wußte, was er zu sagen hatte, der sich der unendlichen Bedeutung des Augenblicks bewußt blieb. Einige unter den Geschworenen kannten ihn auch persönlich und hatten ihn als einen reellen Geschäftsmann schätzen gelernt. Er schlug die Augen nicht nieder und ließ sie nicht umherirren. Während der Eidesvermahnung blickte er dem Vorsitzenden gerade in das Gesicht, und als dieser mit starken Worten die Folgen des Meineids betonte, da nickte er mit dem weißen Kopf.

Dann mußten die Zeugen wieder abtreten, und die Vernehmung Riemanns nahm ihren Anfang.

Ein wenig wendete sich das Blatt zu seinen Gunsten, als er mit ruhiger Stimme darauf hinwies, daß schon in der ersten Hauptverhandlung seine ausschließliche Verteidigung auf dem Alibibeweis geruht habe, und daß dieser nur deshalb mißglückt sei, weil der Zeuge Hecker trotz aller Nachforschungen nicht aufgefunden werden konnte. Als er betonte, daß dieser Zeuge doch wirklich vorhanden und nicht aus der Luft gegriffen war, da sahen die Geschworenen einander an und nickten mit dem Kopf. Aber dann sank die Wagschale wieder nach der anderen Seite, als der Vorsitzende auf die Schusterahle zu sprechen kam und das Messer hoch in die Höhe hob.

Jakob Riemann erklärte mit niedergeschlagenen Augen, daß ihm diese Sache vollkommen unbegreiflich

sei, und daß hier ein Racheakt vorliegen müsse. Als der Vorsitzende mit einem ironischen Beiklang in seiner Stimme weiterfragte, ob der Angeklagte denn irgend einen Verdacht aussprechen könne, da schwieg jener, und alle hatten die Empfindung, daß damit diese Sache eigentlich zu Ende sei.

Die Zeugen Wulff, Eichler und Kunze, die in ihrem Herzen eigentlich dem Angeklagten wohlgesinnt waren, konnten zu seiner Entlastung nichts vorbringen. Es waren ja rein persönliche Ansichten, wenn sie meinten, daß Riemann, abgesehen von seiner Jagdleidenschaft, eigentlich ein ganz ordentlicher Mensch gewesen sei, dem man einen Mord nicht zutrauen könnte. Alle, die da saßen, wußten ja ganz genau, daß gerade der Wilddieb einen grimmigen Haß gegen das Forstschutzpersonal hegt, und daß die blutigen Dramen auf diesem Gebiet so zahllos sind wie der Sand am Meere.

Und nun kam der Müller Jahn.

Er schilderte sehr anschaulich die helle Frühlingsnacht, wie er den Schuß habe fallen hören und wie es im Gebüsch rauschte.

Darauf machte er eine Pause und betrachtete aufmerksam den Angeklagten.

„Sie haben den Schuhmacher Riemann erkannt?“ fragte der Vorsitzende.

Jahn räusperte sich. „Meine Herren, es sind Jahre darüber hingegangen. Man denkt und grübelt so viel über so eine Sache nach und fragt sich schließlich, ob es überhaupt etwas Gewisses auf der Welt gibt. So viel steht fest: heute, wo meine Augen schlechter geworden sind, heute würde ich den Mann in einer Mondscheinnacht nicht mehr erkennen. Aber damals habe ich ausgesagt, daß ich ihn erkannt hatte, und was ich ausgesagt habe, das war meine feste Überzeugung.“

Der Verteidiger fuhr in die Höhe. „Herr Zeuge, ich bitte um eine bestimmte Aussage. War es Riemann, oder war er es nicht?“

Der Müller entgegnete: „Ich bin überzeugt gewesen, daß er es war.“

Man hätte denken sollen, daß diese etwas abschwächende Aussage die Geschworenen stutzig machte, aber es trat genau das Gegenteil ein. Dieser Zeuge war in ihren Augen ganz besonders gewissenhaft, er sagte nicht mehr und nicht weniger aus, als er nach mehr als drei Jahren verantworten konnte; aber wenn heute auch sein Augenlicht geschwächt sein sollte, so hatte er doch damals ganz sicher den Angeklagten erkannt.

Auch der Staatsanwalt bemerkte das leise Gemurmel, das durch die Bank der Geschworenen ging, und er machte sich seine Notizen für das Plädoyer.

Dann betrat Karl Hecker den Verhandlungssaal.

Er war abermals in Begleitung seines Transporteurs, der ihm wie ein Schatten folgte, und dieser Schatten wurde noch tiefer, als der Vorsitzende sich aufrichtete und der allgemeinen Eidesvermahnung, die er an sämtliche Zeugen gerichtet hatte, noch eine besondere folgen ließ. Er wies darauf hin, daß, wenn Hecker heute seine bisherige Aussage aufrecht erhalte, Eid gegen Eid stehe, und er ließ es nicht undeutlich durchblicken, welcher gewaltige Unterschied zwischen einem Zuchthäusler und einem angesehenen freien Mann vorhanden sei.

Aber der Sträfling ließ sich durchaus nicht einschüchtern. „Das verstehe ich alles ganz gut, Herr Präsident,“ sagte er, „aber wenn ich auch ein schlechter Kerl bin, so darf ich darum doch nicht noch schlechter sein und die Wahrheit verschweigen.“

Und dann hob er seine knochige Hand zum Eide

auf, und es war, als ob er in die Wolken hineingreifen wollte, hinter denen nach dem Glauben der Menschheit der Richter über Recht und Unrecht thronen soll.

Ja, er wäre die ganze Nacht mit Jakob Riemann auf dem Anstand gewesen. Er beschrieb ganz genau die Stelle, die sehr weit von dem Tatort entfernt lag, und der Oberförster Eichler mußte auf Befragen des Vorsitzenden bestätigen, daß dort ein guter Wildwechsel sei, und daß ihm schon manches Stück an diesem Platze weggeschossen worden wäre.

„Wir kamen aber nur einmal zum Schuß," fuhr der Zeuge fort. „Das war schon gegen Morgen, und der Schuster tat den Schuß aus seiner Schrotflinte. Der Rehbock schweißte und ging ab. Da sind wir auch nach Hause zurück, und was der Riemann ist, der hat nicht wieder geladen."

Es konnte alles stimmen, denn das Gewehr des Angeklagten war abgeschossen vorgefunden worden, und die Anklage hatte bisher angenommen, daß dieser Schuß auf den Ermordeten abgegeben worden sei. Auch die Schrotnummer stimmte, aber Hecker lachte, als man ihm das vorhielt, und sagte, die halbe Einwohnerschaft von Gröde führe dieselbe Nummer.

Zum Schlusse kamen dann die beiden Sachverständigen an die Reihe.

Wenn man von der Aussage des Zuchthäuslers absah, die ja schon im voraus allen bekannt gewesen war, so erhielt jetzt zum ersten Male die Anklage einen argen Stoß.

Denn wenn auch nicht ausschließlich, so war sie doch mit auf das Gutachten von Doktor Berger gestützt, der sich in der ersten Verhandlung dahin ausgesprochen hatte, der Mord sei mit der Schusterahle vollbracht worden, und erst hinterdrein habe der Täter aus aller-

nächster Nähe auf den Toten einen Schuß abgegeben, um die Tat als den Racheakt eines Wilderers darzustellen.

Der Arzt blieb auch heute bei diesem Gutachten, aber der fremde Professor, den der Verteidiger geladen hatte, nahm ihn schön her.

„Ich habe die Leiche nicht gesehen, meine Herren,“ sagte der alte Herr, „und ich kann mich daher selbstverständlich nur auf das Sektionsprotokoll stützen; aber wenn ich das genau prüfe, so komme ich gerade zu der entgegengesetzten Ansicht wie mein Herr Kollege, nämlich zu der Auffassung, daß der Schrotschuß keineswegs aus unmittelbarer Nähe, sondern, wie schon der Streukegel beweist, aus einer Entfernung von höchstens fünf bis sechs Meter abgegeben wurde, daß er den Forstaufseher sofort getötet hat, und daß die am Halse aufgefundene Stichwunde einer Leiche zugefügt wurde.“

Und nun erging er sich in einer Fülle von wissenschaftlichen Auseinandersetzungen, die gewiß sehr zutreffend und interessant waren, die aber den Fehler hatten, daß der gelehrte alte Herr vollständig vom Katheder sprach und die Gegenwart der Geschworenen ganz vergaß.

Riemann aber horchte auf und zeigte zum ersten Male in der ganzen Verhandlung ein lebhaftes Mienenspiel.

Und als der Vorsitzende, wie das Gesetz es vorschreibt, ihn fragte, ob er auf dieses Gutachten etwas zu erwidern hätte, da sagte er: „Herr Präsident, ich habe nicht alles verstanden, was der Herr Professor da vorbringt. Aber wenn es die Wahrheit ist, und wenn ich dennoch der Täter sein soll, dann gehörte ich nicht in das Zuchthaus, sondern in eine Irrenanstalt. Mit der Schusterahle geht keiner auf die Jagd — ich müßte

mir das Ding also extra geholt haben, damit die Herren doch wissen täten, wer den Walther erschossen hat."

Der Vorsitzende zuckte die Schultern. Er wußte wohl selbst nichts darauf zu erwidern.

Nach Verlesung der einzigen Frage, die den Geschworenen gestellt wurde, folgten die Plädoyers.

Der Staatsanwalt sprach rein sachlich. Er gab zu, daß die Angelegenheit nicht in allen Punkten aufgeklärt sei, glitt ziemlich rasch und vorsichtig über das Gutachten hinweg, wies auf die alte Erfahrung hin, daß jeder Mörder in der Verwirrung eine Dummheit macht, und erhob erst seine Stimme zum tieferen Brustton, als er die beiden Zeugen Jahn und Hecker einander gegenüberstellte. „Meine Herren," sagte er, „stoßen Sie sich nicht daran, daß dieser alte weißhaarige Mann in seiner Aussage sehr vorsichtig gewesen ist. Wer vielleicht bald vor Gottes Thron steht, der wägt jedes Eideswort auf der Goldwage. Aber jedes Wort hat auch den Wert eines Goldkornes. Der andere — ich will in dieser Stunde vergessen, daß er uns aus dem Zuchthause vorgeführt wird, aber ich muß darauf hinweisen, daß er ein Genosse des Angeklagten im verbotenen Tun gewesen ist. Wägen Sie selbst, wie Ihre Vorgänger gewogen haben — ich kann nicht anders, als aufs neue ein ‚Schuldig' beantragen."

Die Rede machte einen bedeutenden Eindruck, weil sie kurz war. Der Verteidiger fiel dagegen ab. Man hatte ihn von Amts wegen nach der Reihenfolge bestellt, und er galt als ein feiner Kopf in Zivilsachen. Aber die Straffachen lagen ihm fern, er sprach nur ungern vor den Geschworenen, und er sprach pedantisch. Der kluge Staatsanwalt vernichtete den matten Eindruck vollständig, indem er mit einem nachsichtigen Lächeln auf die Erwiderung verzichtete.

Und dann erteilte der Vorsitzende die Rechtsbelehrung.

Er gab sich Mühe, seine eigene Ansicht zu verhehlen, aber es entschlüpfte ihm doch die Äußerung: „Wenn Sie wirklich, meine Herren Geschworenen, an der Schuld des Angeklagten zweifeln, dann müssen Sie natürlich die Frage verneinen.“

Dieses „wirklich“ fiel wie ein Keulenschlag auf das Haupt Riemanns nieder.

Die Geschworenen zogen sich zurück.

Obwohl nicht viele Zeugen vernommen waren, hatte die Verhandlung doch ziemlich lange Zeit in Anspruch genommen, denn der Vorsitzende verfuhr sehr gründlich, und jedes seiner Worte hatte einen fast sakramentalen Grundton. Auch legte er Gewicht darauf, noch für einen rüstigen Mann zu gelten, und man hatte daher keine Mittagspause eintreten lassen.

Die Geschworenen waren müde und hungrig, sie wollten heute, als am Beginn der Tagung, ein kleines gemeinsames Essen abhalten, und wenn das alles auch keineswegs ihr Pflichtgefühl beeinflußte, so beherrschte es doch ihre Stimmung und machte sie etwas nervös.

Die Wahl des Obmanns, die durch Stimmzettel erfolgen soll, wurde in einer Minute durch Akklamation abgemacht. Denn es befand sich unter den Geschworenen einer, der während der Verhandlung ein paar Fragen gestellt hatte, und da man hieraus schloß, daß er den „Rummel“ am besten kenne, wurde er ohne weiteres auf den Schild gehoben.

Er ergriff auch sofort das Wort und sagte: „Also, meine Herren, die Sache liegt ja sehr einfach. Was ein Mord ist, wissen wir alle, und der Vorsitzende hätte sich dabei nicht aufzuhalten brauchen. Es kommt nur darauf an, ob der Angeklagte oder ein anderer die Tat

begangen hat. Ich für mein Teil bin von seiner Schuld überzeugt. Erstens haben die Geschworenen sich schon einmal mit dieser Sache befaßt, sind zu einer Verurteilung gekommen, und wir dürfen das nicht zu leicht nehmen, denn unsere Vorgänger haben sicherlich ihre triftigen Gründe gehabt, und ohne Not schmeißt man so was doch nicht um. Zweitens ist nichts Neues hinzugetreten als die Aussage eines ganz verkommenen Menschen, und was darauf zu geben ist, brauche ich wohl nicht erst auseinanderzusetzen. Drittens hat der Verteidiger selbst die Sache verloren gegeben, und endlich steht der Vorsitzende auf meiner Seite. Der muß es doch wohl am besten wissen, denn er kennt die Akten und ist gelernter Jurist. Wünscht einer von den Herren noch das Wort? Sonst werde ich zur Abstimmung schreiten."

Die Geschworenen sahen sich nach dieser Anrede etwas verdutzt an. Sie standen bis jetzt in zwanglosen Gruppen umher und hatten wohl auch kaum die Absicht, Platz zu nehmen, aber diese Art der Beratung dünkte sie denn doch etwas zu summarisch.

Der Älteste von ihnen, ein behäbiger, gutmütig aussehender Kornhändler, setzte sich zuerst und sagte: „Na ja, alles was recht ist. So ganz klar scheint mir die Geschichte noch lange nicht. Aber eines ist bombensicher: Ich kenne den Müller Jahn schon viele Jahre, und wir haben manches reelle Geschäft miteinander gemacht. Wenn der es auf seine Kappe nehmen will, daß er den Schuster gesehen hat, dann stimme ich ebenfalls für schuldig."

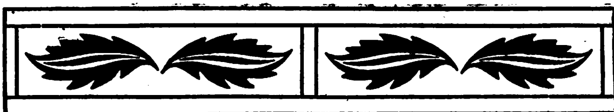
Der Obmann ließ seine Augen ungeduldig weiterlaufen. Sie saßen nun doch alle um die lange Tafel, wie es gerade kam, und nach dieser Reihenfolge wurde verfahren. Der dritte Geschworene war ein schwäch-

licher Mann. Er hatte während der Verhandlung bisweilen geschlafen und blickte jetzt den Kornhändler ängstlich an. Als der seine große Faust auf den Tisch niederfallen ließ, nickte er beistimmend und schloß wieder die Augen.

Der vierte Geschworene war ein Amtsvorsteher. Er dachte lange nach, zuckte die Schultern und meinte endlich, die Ahle wäre doch nicht aus der Welt zu schaffen. Ohne die Ahle würde er schwere Bedenken haben, aber so — —.

(Fortsetzung folgt.)





Im Kampf mit dem Ozean.

Von H. Psychander.

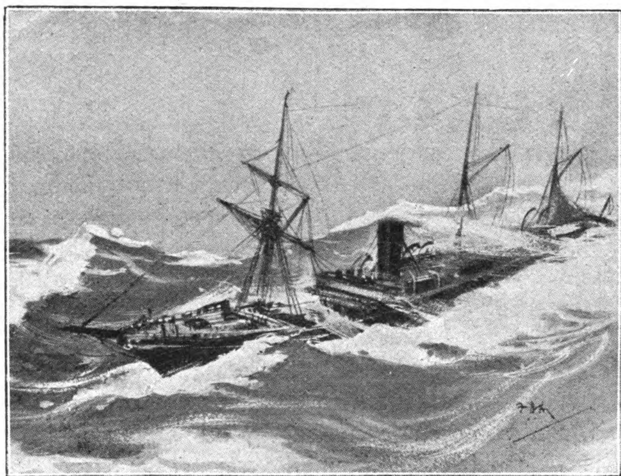
Mit 5 Bildern. 

Wenn die stolzen Schiffe des Bremer Lloyd und der Hamburg-Amerika-Linie unter Volldampf die graue Meerflut durchschneiden, so empfängt man den Eindruck, daß sie aus allen Fährnissen, die ihnen auf ihrem Wege von Erdteil zu Erdteil begegnen könnten, siegreich hervorgehen müssen.

Trotz ihrer gewaltigen Größe, der festen Bauart, der starken Maschinen und überhaupt der technischen Vervollkommnung sind aber auch die modernen Riesenschiffe nicht gegen jeden Angriff des Ozeans gefeit. Die Mehrzahl der Schiffsunfälle ereignet sich allerdings in der Nähe der Küsten und im Flachwasser; doch auch auf hoher See gehören sie keineswegs zu den Unmöglichkeiten, sobald nur die Stürme ihre volle Kraft entfalten, das Meer in der Tiefe aufwühlen und den rasenden Wogenschwall über den ankämpfenden Schiffskörper mit furchtbarer Macht hinwegschleudern.

Nicht nur von dem Laien, der als Passagier auf einem Schiffe weilt, wird die Höhe der Wellen gewöhnlich überschätzt, sondern auch der Seemann verfällt leicht in einen Irrtum, wenigstens dann, wenn er nicht die durch die wissenschaftlichen Untersuchungen aufgedeckte Fehlerquelle kennt. Der Beobachter an Bord eines

Schiffes unterliegt nämlich gewöhnlich einer Gesichtstäuschung, indem er die Ebene des Schiffsdecks, auch wenn sie durch den Wellengang geneigt ist, noch für wagrecht hält und dadurch die Grundlinie der Welle zu tief ansetzt. Dadurch muß dann die Welle notwendigerweise höher erscheinen, als sie in Wirklichkeit ist.



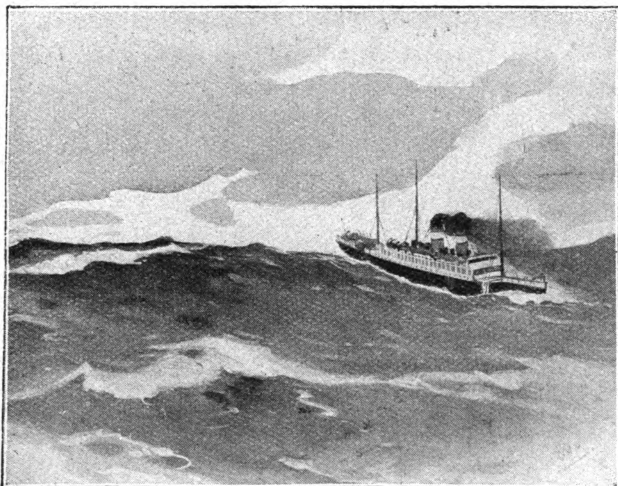
Die Wellen ziehen vom Bug zum Heck.

Richtige Angaben über die Höhe der Wellen können daher nur wissenschaftliche Messungen liefern. Nach den neuesten Untersuchungen beläuft sich die durchschnittliche Höhe der Sturmwellen auf 5 bis 7 Meter.

Der Eindruck, den die Wellen auf den ungeübten Beobachter hervorrufen, wird ferner verstärkt durch ihre Länge, die Geschwindigkeit, mit der sie vorrücken, und das endlos erscheinende Wiederauftauchen immer neuer Wellenkämme. Mittlere Sturmwellen haben schon eine Länge von 70 bis 140 Meter, und sie be-

wegen sich mit einer Geschwindigkeit von 7 bis 8 Meter in der Sekunde fort. Hat das Schiff den Kurs gegen die Wellen, so steigert sich dadurch ihre Geschwindigkeit scheinbar noch, und der Reisende glaubt nach allen diesen Wahrnehmungen schon einen bedeutenden Sturm zu erleben, während es der erfahrene Seemann lächelnd nur als eine steife Brise erklärt.

Übrigens vermögen bei fehlerhaft gebauten Schiffen, die infolgedessen stark schlingern, schon geringere Sturmwellen recht unbehagliche Gefühle bei den Reisenden

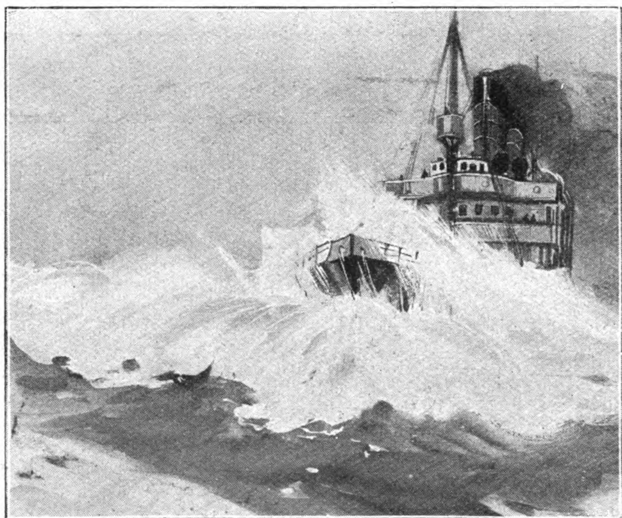


Schiff, umgeben von verschieden hohen Wellen.

auszulösen, die dadurch unwillkürlich zu einer Überschätzung der Gefahr und des Kampfes, den das Schiff mit den Wellen zu bestehen hat, veranlaßt werden.

„Ich fuhr," berichtet ein alter Seemann, „in einem Winter mit der ‚Nevada' von Queenstown nach New York, und wir hatten auf dieser Fahrt anfänglich einen

frischen Wind. Allmählich wuchs aber seine Stärke, und nun verfiel die ‚Nevada‘ in ein unausgesetztes Schlingern, das selbst der Schiffsbemannung zur unerträglichen Qual wurde. Stoß auf Stoß traf den Schiffsrumpf, und unaufhörlich sank die ‚Nevada‘ in die Wellentäler hinab, wurde sie von den Wellenkämmen wieder emporgehoben, und so ging es unter den gleichzeitigen Schlingerbewegungen tagelang fort: nieder, auf! nieder, auf! nieder, auf! Jede Sekunde

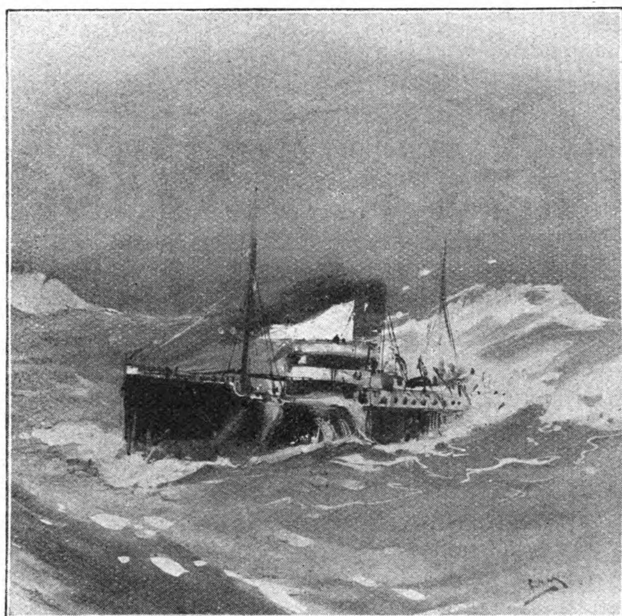


Aufrauschen der Wellen vor dem Bug.

wurde einem zu einer Minute, die Viertelstunden zu Stunden und der Tag zu einer Ewigkeit. Die Besatzung mußte auf Deck Taue ziehen, um sich daran festzuhalten, oder sie klammerte sich bei jedem Schritt, den sie tat, an dem Reling fest. Dabei war das Wetter trübe und neblig, so daß vom Himmel fast

nichts zu entdecken war. Kein Wunder, daß den Passagieren höchst übel zumute wurde, daß sie wähnten, einen außergewöhnlichen Sturm zu erleben, während die See tatsächlich nur etwas stärker bewegt war." —

Die Höhe der einzelnen Wellen hängt ab von dem



Wellen, die über das Heck gehen.

Druck, mit der der Wind auf die Wasserfläche auftrifft. Zunächst reißt der Wind die Wasserteilchen in der Richtung mit sich fort, in welcher er sich selbst bewegt. Aber der Wind haftet außerdem gleichsam auf der Wasseroberfläche. Es kostet ihn gewissermaßen eine größere Anstrengung, um sich vom Wasser freizumachen, und es gelingt ihm dies nur durch einen Ruck. Dieser

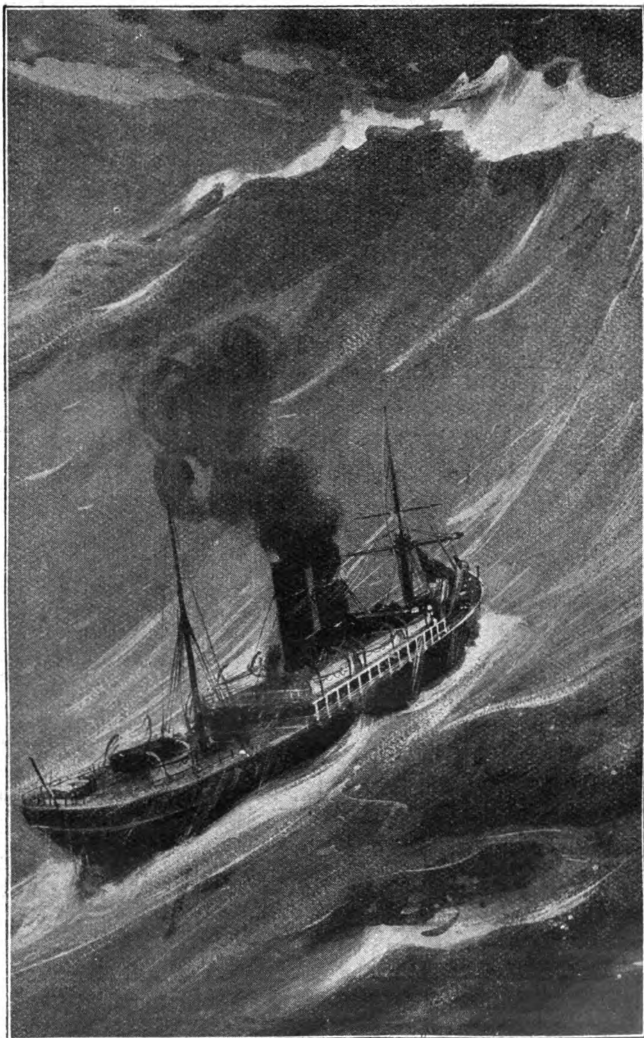
Ruck setzt sich auf die tieferen Wasserteilchen fort und äußert sich zuletzt in dem Aufrauschen des Wassers als Welle.

Die Windstärke ist aber fast nie gleichmäßig, sondern wechselt, wie schon die einzelnen Windstöße fühlbar beweisen, beträchtlich. Aus diesem Grunde ist der Ruck, der sich im Wasser geltend macht, bald schwächer, bald stärker, und diesem Wechsel entspricht dann die Höhe der Wellen. Zumeist ist daher ein in Fahrt begriffenes Schiff von verschieden hohen Wellen umgeben, was die Unruhe des Meeres wesentlich vermehrt.

Ist die Fahrt des Schiffes gegen die Windströmung und demgemäß gegen den Wellengang gerichtet, so tritt eine ähnliche Sachlage ein, wie wenn die Wellen gegen die Küste branden. Der Druck des vorwärts eilenden Schiffes und der Druck der entgegenkommenden Wellen prallen aufeinander und lassen die Wellen am Bug hoch aufschießen.

Zu welcher erstaunlichen Höhe dann die Wasserteilchen emporgerissen werden können, zeigen gelegentliche Beobachtungen an Leuchttürmen. Während eines Wintersturms wurde auf dem Bishoprock-Leuchtturm durch emporgeschleuderte Wassermassen eine Glocke in 30 Meter Höhe abgebrochen, und an der Küste der Shetlandinsel Unst wurden Wasserstrahlen sogar bis zu 50 Meter Höhe hinaufgeworfen. Vor einem Dampfer in schnellerer Fahrt kann daher der Wellengischt bis zu 15 und mehr Meter aufgepeitscht werden.

Bewegt sich das Schiff in der Richtung des Wellenganges und wird sein Heck infolge mangelhafter Bauart von den es überholenden Wogen ungenügend emporgehoben, so besteht, da der Schiffskörper die Wellenzüge sozusagen aufhält, die Gefahr, daß auch schon bei mäßigem Seegang das Deck von den Wellenbergen



Die „Germanic“, von der Sturzsee bedroht.

überflutet wird. Die darüber hinwegrauschenden Wassermassen werfen jeden Widerstand nieder.

Bei einem vollen Sturm erreichen die Wellen eine Höhe von 12 Meter. Unter diesen Umständen kommt es dann auch zu den von dem Seemann so gefürchteten Sturzseen. Die Gewalt des Sturmes treibt die Wellen mit einer Geschwindigkeit von 24 Meter, also der eines Schnellzugs, vor sich her, der untere Wellenwall setzt ihm noch einen gewissen Gegendruck entgegen, aber die oberen, schwächeren Schichten geben willig dem Anstoß nach, sie eilen dem Grundstock der Welle voran, biegen sich vor, werden vom Sturm abgebrochen und prasseln nun als Sturzsee in die vor ihnen befindliche Höhlung nieder. Diese gewaltigen Wassermassen, die mit großer Geschwindigkeit auf das Schiff niedersausen, entfalten eine lebendige Kraft von höchst zerstörender Wirkung.

Über eine solche Sturzsee berichtet der Kapitän der „Germanic“, Charles Kennedy: „Ich sah die Sturzsee wie einen schwarzen Wall herankommen. Kaum hatte ich der Mannschaft zugerufen: ‚Rettet euer Leben!‘ so brauste auch schon die Flut über das Schiff hinweg. Im nächsten Augenblick waren die Rettungsboote, die Davits, in denen sie hängen, und das Kompaßhaus weggespült. Die vordere Dampfwinde, die viele Tonnen wog und am Deck festgenietet war, war von ihrem Platz verrückt und die hintere über Bord gegangen.“

Eine wahre Verwüstung hatte die Sturzsee ferner in den Passagierräumen angerichtet. Das herabflutende Wasser hatte die Türen zum Musikraum eingedrückt und die Bruchstücke wie Kanonenkugeln in die Spiegel geschleudert.

Noch schlimmer wütete eine Sturzsee auf der „Po-

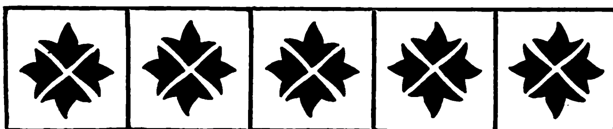
merania“. Hier wurden nicht nur die Kommandobrücke, das Steuerhaus und das Kartenhaus weggerissen, sondern auch der Kapitän, zwei Offiziere und neun Matrosen fielen ihr zum Opfer.

Zuweilen macht ein Schiff, über das eine Sturzsee hinweggegangen ist, geradezu den Eindruck, als wäre es mit schwerem Geschütz beschossen worden. Die Maste sind zersplittert, die Rettungsboote zerschlagen und alle Deckräume, die der Navigation dienen, obgleich sie aus Stahl erbaut sind, wie Pappschachteln zusammengedrückt.

Wird dann noch, wie es nicht selten vorkommt, das Steuer zerbrochen, so wird das Schiff zu einem Spielball des entfesselten Elements, dessen Wut es früher oder später wehrlos erliegen muß.

Die vernichtende Kraft, die die Sturzseen entwickeln, wird verständlich, wenn man hört, daß man den Druck, den die Wellen bei hohem Sturm ausüben können, sobald sie auf Widerstand treffen, auf mehr als 29 Tonnen für jeden Quadratmeter Fläche berechnet hat, und daß in Ausnahmefällen sogar ein Druck von rund 34 Tonnen auf jeden Quadratmeter Fläche festzustellen war.





Der rote Marchese.

Novelle von F. C. Oberg.



Ich erzähle die Geschichte, die ich nun wiedergeben will, nur um ihrer Seltsamkeit willen.

Der Maler, der sie berichtete, war eine fesselnde Persönlichkeit. Er war nicht nur ein „Name“, er war auch eine Erscheinung voller Reiz und Fremdartigkeit; man wußte von ihm, daß er in den europäischen Ländern so gut zu Hause war wie gewöhnliche Leute in ihrer eigenen Wohnung, daß er in Indien und China lange gelebt hatte, und daß er dort in die Tempelmysterien und Glaubensgeheimnisse des Ostens tiefer eingedrungen war, als es Europäern meistens gelingt.

Aus dem Munde eines solchen Mannes erschien alles Befremdende und Unheimliche in der Erzählung von dem roten Marchese fast natürlich.

— — — — — — — — — — — — —

Die Ereignisse, von denen ich spreche, begann der Maler, liegen fast drei Jahrzehnte zurück, und sie gehören — in der Hauptsache wenigstens — auf englischen Boden. Weil nun über alles eine so lange Zeit hingegangen ist, dürfen Sie nicht denken, daß etwa mein Gedächtnis mir im Verlaufe des Berichts nicht treu bleiben wird. Ich erinnere mich jeder Einzelheit, jedes Zusammenhangs und jedes rein äußerlichen Umstands

mit der größten Genauigkeit; ich möchte sagen, ich sehe Aton-Bridge, das Schloß mit all seinen Räumen, mit all seinen Menschen und Dingen so greifbar vor mir wie dies Zimmer, in dem wir uns befinden, wie Sie alle, die Sie mir lebendig gegenüberstehen.

Ich darf übrigens wohl voraussetzen, daß den meisten von Ihnen der Name Aton-Bridge geläufig ist, denn die Gemäldesammlung seiner Besitzer, der Henleys of Henley, ist ja weltbekannt. Was für Schätze barg allein die Ahnengalerie der Henleys! Da waren die jetzt längst modernden Lords in ihren Seidenroben mit farbigen Schärpen und kostbaren Spitzen, festgehalten von keiner geringeren Hand als der van Dycks oder Holbeins. Da waren die späteren Stammmütter in holder Farbenschöne, von jenem einzig zarten Hautkolorit, wie nur Gainsborough es geben konnte. Da gab es wirklich unendlich viel zu genießen und zu studieren. Auch interessante Bilder bedeutend früheren Datums waren in der Galerie, und unter ihnen war mir immer eines besonders anziehend.

Es war das Bildnis einer Dame etwa aus dem ersten Jahrzehnt des sechzehnten Jahrhunderts. Es war offenbar italienische Schule und natürlich in der unserem modernen Auge ein wenig befangen erscheinenden Darstellungsweise jener Zeit. Aber gerade jenen frühen Bildern, die das sozusagen „Formelhafte“ haben, ist für mich immer ein Reiz des Geheimnisvollen eigen, weil die Linienführung im Äußerlichen haften bleibt und uns das Seelische der dargestellten Persönlichkeit nicht zu entschleiern weiß.

Und gerade vor diesem Bildnis, von dem ich spreche, war der Wunsch so lebendig, mehr als nur einen Spiegel der äußeren Erscheinung von der Dargestellten zu erhalten. Denn diese junge, zarte Lady Marjory, die

da auf dem italienischen Bilde auf den Beschauer ihr gleichgültiges, nichts verratendes Lächeln herablächelte, war sozusagen die Balladenahne von Aton-Bridge. Sie war jung einem viel älteren Manne vermählt worden, und unter der Unerträglichkeit dieser Ehe hatte sie einen entsetzlichen Ausweg gefunden: sie hatte ihren Gemahl ermordet! Unfähig, die Tat, die natürlich sofort entdeckt worden war, von sich abzulenken, hatte sie dann im Bewußtsein ihrer Schuld sich dem für sie angesetzten Gericht entzogen. Kaum zwanzigjährig war sie in stiller Nacht aus freiem Willen aus dem Leben gegangen.

Wie oft stand ich vor dem zarten, weißen, schönlinigen Gesicht und machte mir klar, welch ein heißes Temperament in dieser kindlich zarten Frau gelebt haben mußte. Welche Welten des Grams, welche Lasten des Jammers hatte sie in ihrem jungen Leben getragen! Und nichts davon verriet das ruhige, gleichmäßig gehaltene Bildnis. Es sagte uns nichts von den Gedanken, die diese klare Stirn verborgen haben mußte; es verriet nichts von den Gefühlen, die in diesen Augen, die ausweichend den Blick am Beschauer vorüberrichteten, gelebt haben mußten — es war ein madonnenhaft stilles Bild von einer Frau, der nur Anbetung genaht und der alle irdische Verzweiflung ferngeblieben schien.

War es auch dies Bild und die Überlieferung von den Lebensereignissen derjenigen, die es darstellte, was mein malerisches und psychologisches Interesse zuerst beschäftigte, so sollte es doch bald durch ganz andere Eindrücke verdrängt werden und mit diesen erst später Zusammenhang gewinnen.

Ich pflegte damals viele Stunden in der großen Bibliothek von Aton-Bridge zuzubringen. Diese war

nicht, wie das bei den Bibliotheken aller Feudalsitze meist vorausgesetzt wird, eine Reihe altertümlicher und dunkler Räume, in denen sozusagen spürbar die Vergangenheit die Luft durchmodert, sondern für die Bücherei von Aton-Bridge war ein ganzer Teil des Schlosses umgebaut worden. Sie bestand aus einer großen Anzahl von hellen, freundlichen Räumen, in denen recht wenig von Romantik zu merken war. Ich fand viel des Interessanten dort und brachte oft ganze Tage dort zu, an einem der großen grünen Tische sitzend, eingegraben in einen tiefen Sessel, vor mir die unterschiedlichsten Leseschätze zu ganzen Gebirgszügen aufgehäuft.

So saß ich einmal, als eine der jungen Töchter vom Hause mich ausfindig machte.

„Da stecken Sie also!" rief ihre helle Stimme mir zu, und Lady Mays blaue Augen blitzten mich an. „Sie sollten lieber in den Park hinauskommen! Es ist ein göttlich schöner Tag heute, und — ich habe keinen Partner zum Tennis!"

Damit legte sie ihren Schläger quer über meine Buchseite.

Bereitwillig sprang ich auf, um mich der Gefolgschaft meines schönen Störenfriedes zu ergeben. Ich hatte mich schon der Tür, die ich stets benützte, zugewandt, da sah ich, daß Lady May mit ihren festen kleinen Händen schon eine andere große Tür geöffnet hatte, über deren Bestimmung ich mir nie recht klar geworden war.

„Hier!" rief sie mir von außen zu. „Dies ist für den Weg zum Park der beste Ausgang!"

Sie hatte die Tür offen gelassen, und als ich nun auf der Schwelle stand, sah ich zu meiner Verwunderung, daß die Tür in einen alten Korridor mündete. Der

Gang war niedrig und stammte ohne Zweifel aus dem alten, vom Umbau unberührt gebliebenen Teil des Schlosses. Es war anzunehmen, daß er sehr selten benützt wurde. Bei dem vollen Licht, das in breitem Band in den kahlen Gang hereinflutete, bemerkte ich in diesem Augenblick, daß an der Wand des Korridors, nahe der Tür, an deren Schwelle ich stand, ein Gemälde hing.

Nun kann ich an Bildern nie vorübergehen, ohne sie zu betrachten, und so ließ ich auch jetzt die Tür offen und trat überrascht vor das Gemälde. Es war das Porträt eines Mannes von etwa vierzig Jahren in der Tracht eines italienischen Aristokraten aus dem sechzehnten Jahrhundert. Der schmale Kopf trug die charakteristische Mütze, die aus demselben roten Brokat war wie der große Kragen, der am Halse, unter dem Kinn ansetzte. Geradezu prachtvoll war dieser Brokat wiedergegeben, das satte Scharlach leuchtete tief und geheimnisvoll, voll der edlen Schwere des kostbaren Stoffes und der intensiven Färbung. Und aus diesem roten Gewand hob sich das Gesicht blaß und starr und beinahe ein wenig gespenstisch ab. Merkwürdig aber war, daß man den Blick, wenn man ihn einmal auf das Bild gerichtet hatte, gar nicht wieder lösen konnte, das Bild wurde sozusagen unter den betrachtenden Augen immer sprechender und gewann eine ganz unerhörte Eindringlichkeit.

Auf den ersten Eindruck hin war es ein fast schön zu nennender Kopf, aber je länger man ihn betrachtete, desto mehr sah man, wie im einzelnen manche Form vom eigentlich Schönen in das mehr Seltsame hinüberwich. Dies Männergesicht hatte eine fliehende Stirn mit knochigen Schläfen; die Augen waren schmalschlitzig und blickten an dem Beschauer vorüber; was aber am meisten an diesen Augen auffiel, waren die

langen und sonderbar dünnen Lider. Ganz dünn, wie die hautigen Lider eines Vogels waren sie und bedeckten die Augen fast zur Hälfte. Die Nase setzte schmal an und verlief in einem kühnen, zum Schnitt der ganzen Züge wohlabgewogenen Bogen; der Mund war gerade und langlippig, und zu ihm gehörte ein merkwürdiger Zug: es war eine Linie, die von den Nasenflügeln in die Wangen ging und eine leise Markierung in der Höhe der Mundwinkel erfuhr. Ein Lächeln im eigentlichen Sinn war dieser Zug nicht, und doch war er anders nicht zu bezeichnen. Es war ein sonderbares, verhaltenes, man konnte sagen eingefrorenes Lächeln, von dem man nicht wußte, was es hieß — Klugheit oder Verschlagenheit, Güte oder Grausamkeit, Heiterkeit oder Hohn.

Ich wußte nicht, warum dies Gesicht mit einer so unerhörten Eindringlichkeit auf mich einsprach, ich vergaß mich ganz und war völlig in Schauen verloren.

Plötzlich aber erfaßte mich's, daß ich vor Bestürzung fast aufgeschrieen hätte: mir war dieses Gesicht bereits begegnet!

Ich kannte es.

Jetzt verstand ich seine Eindringlichkeit, jetzt begriff ich, weshalb die befremdende Vertrautheit der Züge mir ein unbestimmtes Grauen erweckte, weshalb etwas unheimlich Bekanntes aus dem eingefrorenen Lächeln zu mir gesprochen hatte: ich hatte alles dies bereits gesehen. Nicht etwa auf einem Bilde, das diesem glich — nein, an einem lebendigen Menschen. Was mir dieses Gesicht, als es mir vor Augen gekommen war, so auffällig gemacht hatte, war gerade jenes eigenartig Starre, Formelhafte gewesen, dieser Mangel an Puls und Rhythmus, mit dem das Gesicht so sehr an ein altes Bild erinnert hatte. Die ganze Situation

jener Begegnung stand flammend lebendig wieder vor mir.

Vor vier Jahren, zur Faschingszeit war's gewesen. Ich saß in einem Café in Paris, und da es etwa um Mitternacht herum sein mochte, herrschte das lebhafteste Treiben. Wieder öffnete sich die Tür, um eine Anzahl gutgekleideter junger Leute hereinzulassen. Sie kamen laut lachend und zum Teil sogar ein wenig schwankend herein. Einer unter ihnen fiel mir auf. Groß und hager war er und älter als die übrigen. Er schien vollkommen nüchtern. Er hatte einen schmalen Kopf, unter der Krempe des spiegelnden Zylinders eine hohe, ein wenig fliehende Stirn, dann Augen, die ihren Blick zur Seite richteten und die von seltsam langen und dünnen Wimpern halb bedeckt waren.

Aber wozu beschreibe ich ihn zum zweiten Male? Zug um Zug das Marchesegesicht von Aton-Bridge hatte unter jenem Zylinder herausgeblickt.

Dieser Mann, dem Anschein nach ein wohlerhaltener Vierziger mit jugendlichem, aber scharfgezeichnetem Gesicht, kam also mit der Gruppe der lärmenden jungen Leute herein, und es war das unbestimmbar Seltsame an dem Gesicht dieses Fremden, das mich zwang, ihm mit den Augen zu folgen. Ganz in der lärmenden Weise, in der sie hereingekommen waren, begannen die jungen Leute das ganze Café zu durchziehen, und mit einem Male, ohne daß man hätte sagen können, wie es geschah, war eine Reiberei zwischen ihnen und anderen Gästen des Cafés im Gange. Laute Worte, rohes Gelächter, Stuhlrücken, verschärfter Tonfall von Rede und Gegenrede. Der Lärm wuchs, nahm bedrohlicheren Ausdruck an — plötzlich ein wilder Schrei und dann tiefe Stille. Menschen sammelten sich um die Gruppe. Man rief nach einem Arzt.

Ich sah einen jungen Mann mit ernstem Gesicht sich durch die Leute hindurchdrängen, die sich um jemand, der am Boden lag, zusammenknäulten, und als ich dann selber herankam, trug man bereits den Toten heraus: jener Mann mit dem sonderbaren Gesicht war erstochen worden.

Droschken kamen, Polizeibeamte erschienen — es war eine abscheuliche Sache. Mitten in die nächtliche Cafésorglosigkeit hatte ein grobes und gräßliches Ereignis hineingegriffen. Ich erinnere mich dieses lahmen, leeren Gefühls eines körperlichen und seelischen Fröstelns, mit dem ich den Heimweg antrat, noch heute.

Am nächsten Morgen fand ich natürlich in der Zeitung die entsprechende Notiz. Es war festzustellen gewesen, daß der Erstochene ein vornehmer Fremder war, der erst an diesem Abend in Paris angekommen war und unter ausländischem Namen in einem der ersten Hotels Quartier genommen hatte.

Später verlautete nur noch wenig über diesen Unfall im Café Forêt. Der unglückliche Täter bekam natürlich seine Zuchthausstrafe, aber da die Personalien des Verunglückten nicht genügend festgestellt, da über das ganze Woher und Wohin des Fremden gar nichts ermittelt werden konnte, so verlief sich die Sache.

Eine verwunderte Frage von Lady May schreckte mich auf und erinnerte mich daran, wo ich mich befand.

Ich bat sie um Verzeihung für meine Versunkenheit, und dann fügte ich natürlich die naheliegende Frage hinzu, warum denn dies interessante und wertvolle Bild hier an diesem sonderbaren Platz hinge.

Lady May schüttelte mit einem etwas geringschätzenden Lächeln ihren hübschen Kopf. „Dieser italienische Marchese!“ sagte sie seufzend. „Kein Mensch weiß eigentlich, was mit dem Bild los ist. Mein Vater

kann es nicht leiden, meinem Großvater ist es unausstehlich gewesen, verschenkt ist es worden, ein Trödler soll es einmal für einen Spottpreis erhalten haben — und doch ist es wieder da. Niemand will es behalten. Was eigentlich damit ist, weiß ich nicht. Ich habe leider wenig Interesse für Kunst. Wenn Sie aber etwa meinen Vater einmal fragen wollen, dann rate ich Ihnen in Freundschaft, tun Sie das nur, wenn Papa einmal in rosigster Laune ist, denn er liebt Erkundigungen nach diesem fremden rotröckigen Marchese gar nicht."

Während mich die Verwunderung über diese Antwort noch erfüllte, tauchte am Ende des Korridors, in dem wir standen, Lady Mays schönes Windspiel auf.

Ich liebte diesen Hund — sehr merkwürdig bei meiner Leidenschaft für schöne Hunde — nicht sehr. Er war ein vollkommenes Exemplar seiner Rasse und als solches beinahe überzüchtet, überfeinert, in eine nervöse Vollkommenheit hineingesteigert. Dies zartknochige Tier, dessen Gliederbau durch das seidige, langhaarige Fell hindurch bis ins einzelne erkennbar war, dieser Hund mit seinem nervösen, klugen Kopf, der spitz wie ein Pfeil erschien, war mir eben doch ein gar zu wenig urwüchsiges Geschöpf. Er war hypersensibel.

„Haloom! Haloom!" rief Lady May lockend mit ihrer hellen Stimme.

Freudig horchte das Tier auf und setzte mit seinen langen, leisen Sprüngen durch den Gang auf uns zu.

Aber als der Hund uns fast erreicht hatte, stutzte er.

Jäh hielt er an. Man fühlte bei diesem plötzlichen Stillstand förmlich, wie in dem rassigen Geschöpf jeder Nerv verhalten war. Das Windspiel streckte sich vor, es erschien noch schmaler und länger als sonst, seine ganze Haltung war ängstliche, nervöse Witterung.

Die Richtung, in der das Tier witterte und in der sich also auch der Blick der großen klugen Augen bewegte, zeigte auf das Bild des Marchese.

Jeder Mensch weiß ja, daß ein Hund ein Bild niemals als Bild sieht. Er mag allerhöchstens die Farbveränderung wahrnehmen, aber im übrigen ist ein Bild ihm nur Wand wie alles andere. Das Auge ist ja nur ein untergeordneter Sinn bei dem Hund, dessen ganzes Wahrnehmungsvermögen in seiner Witterungskraft beruht.

Was aber konnte der Hund denn jetzt haben?

„Haloom!" rief Lady May gedehnt und strafend.

Da durchlief ein Zucken das Tier. Es heulte auf, nahm die Rute zwischen die Beine und jagte zurück mit hastenden, fliegenden Sätzen bis ans Ende des Korridors.

„Was fällt dem Hund nur ein!" rief Lady May und lief hinter ihm her.

Als sie ihn erreicht hatte, sprang er mit überströmender Zärtlichkeit an ihr auf; es war, als wolle er ihr auf seine Art eine überschwengliche Freude und etwas wie eine Abbitte für sein Benehmen ausdrücken.

„Komm, Haloom, du verrückter Kerl!" sagte seine junge Herrin, halb begütigt und noch halb erzürnt.

Sie erfaßte das Windspiel am Halsband und ging zu mir, der ich noch bei dem Bilde stand, zurück.

Der Hund ging schweifwedelnd, stolz, freudig an Lady Mays Seite.

Es war ein hübsches Bild, die zwei so heranschreiten zu sehen.

Plötzlich aber, an der gleichen Stelle wie vorhin, sträubte das Windspiel sich. Wie an den Boden gewurzelt hafteten seine nervigen Beine, seine Gestalt war wie von furchtbarer Erregung gestrafft. Es witterte

ängstlich ein paar Sekunden zu dem Bild hinüber, stieß mit einem Male dasselbe Geheul aus wie zuvor, machte sich mit einem Ruck frei und brauste, genau wie vorhin, mit mächtigen Sätzen zurück.

Lady May sah mich aus großen Augen an. „Was ist das nur?“ sagte sie langsam, während ihr Blick scheu, als fürchte sie sich, etwas Entsetzliches und Peinigendes wahrzunehmen, zu dem Bild hinüberglitt.

Das hing dort, voll vom Licht getroffen, unverändert, in seiner ganzen, bedrängenden Eindringlichkeit. Der rote Brokat schimmerte wie feuchte Tropfen, das Gesicht sah wächsern und gespenstisch hell aus dem Rot hervor. Die Augen des Marchese gingen am Blick des Beschauers vorüber und waren halb bedeckt von den langen, dünnen Lidern, die so hautig waren wie die eines Vogels. Um den geraden, langlippigen Mund stand das eingefrorene Lächeln, für das es keine Deutung gab.

Die Szene im Café Forêt glitt aufs neue durch meine Gedanken. Ich sah, wie die Menschen den Toten in die Droschke schleppten. Der Kopf hing hintenüber, der Zylinder war herabgefallen, aus der bloßen Stirn an dem nach rückwärts baumelnden Kopf fiel das dunkle, strähnige Haar zurück und ließ sie noch größer, noch mehr fliehend erscheinen, die dünnen Lider lagen fest über den Augen, aber sie bedeckten den gebrochenen Blick nur zur Hälfte, um den erstarrten Mund lag der rätselhafte Ausdruck dieses eingefrorenen Lächelns.

Ich riß mein Bewußtsein in die Gegenwart zurück. Mich überflog ein Frösteln. Mit einem Ruck schloß ich die Tür zur Bibliothek. Das Licht war abgeschnitten, das Antlitz des Marchese erlosch im Dunkel.

„Kommen Sie, Lady May,“ sagte ich und hörte

an meinen eigenen Worten, wie rauh und unfügsam meine Stimme war.

Wir gingen wortlos miteinander hinaus. Wir sprachen nicht von dem, was sich begeben hatte, weder miteinander noch mit irgend jemand sonst. Es war, als wolle jedes von uns durch dies Stillschweigen einen Mantel um die Sache breiten, damit sie gewissermaßen unsichtbar würde, damit man sie vergessen könne. —

Es war eine Weile nach diesem Tage, als ich in Lord Henleys Gesellschaft einmal in die Bibliothek kam. Lord Henley, ein jovialer Siebziger, dem jugendliche Lebensfreude unter den weißbuschigen Brauen hervorleuchten konnte, war gerade heute vortrefflich aufgelegt.

Einem kurzen Zögern schnell ein Ende machend, sagte ich: „Lord Henley, was hat es eigentlich zu sagen, daß Sie ein so vorzügliches Gemälde wie das Bildnis des roten Marchese an einen so unpassenden Platz hängen?"

Die Augen des alten Herrn blitzten einen Augenblick so zornig auf, daß ich ordentlich zusammenschrak. Dann lachte er.

„Well — was es zu sagen hat? Eine Laune natürlich! Muß man für alle Dinge, die man tut, einen Grund haben? Oh, ihr gründlichen Deutschen!"

Er lachte noch einmal.

Ich war enttäuschter, als sich sagen läßt. Dies Ausweichen wies mich schärfer zurück, als eine zornige Abweisung es hätte tun können, und es verriet mir zugleich um so deutlicher, daß man mir etwas verschwieg.

Ich sah zögernd vor mich hin, dann sagte ich: „Es ist keine gewöhnliche Neugier oder Indiskretion, Lord Henley, die mich fragen läßt. Ich habe einen sehr eigentümlichen Grund für mein Interesse an diesem Bild."

Und nun erzählte ich den Vorgang aus dem Café Forêt.

Es war auffallend, wie schnell der heitere, sorglose Ausdruck, den Lord Henley bisher festgehalten, von seinen Zügen verschwand. Ernst und ruhig, doch im Grunde ohne jedes Zeichen von Überraschung oder Spannung hörte er mir zu.

Als ich schloß, nickte er nur. „Wann war das?" fragte er dann.

„Vor etwa vier Jahren."

„Erinnern Sie sich des Datums?"

„Zufällig genau. Es war die Nacht des 8. Februar."

Lord Henley nickte wieder. In seinem ganzen Wesen lag etwas von der Art eines Arztes, der einen bekannten Fall untersucht und alles wie erwartet findet. Aber je ruhiger und gleichsam mit der Sache vertrauter Lord Henley erschien, desto unerträglicher wuchs eine nervöse Spanung in mir empor.

„Am 8. Februar also!" wiederholte Lord Henley jetzt meine letzte Antwort. Dann sah er mich mit einem melancholischen Lächeln an. „Ja, mein junger Freund, Sie erzählen mir da nichts Überraschendes. Und jetzt lassen Sie mich Ihnen ein wenig erzählen, dann werden Sie schon verstehen."

Und während er sich tiefer in seinen Stuhl zurücksetzte und den weißen Kopf in die Hand stützte, so wie man es tut, wenn man zu längerem Bericht anhebt, begann er: „Auch ich bin — wie wohl fast alle Leute, die es gesehen haben — dem Bildnis des roten Marchese nur durch Zufall zuerst begegnet, wie und auf welche Weise ist ja gleichgültig. Bezeichnend ist nur, daß dies Bild von jeher an irgend einem dunklen, wenig zugänglichen Platz hing. Ich war noch ein halbes Kind, als ich das Bild sah, aber ich erinnere mich noch heute des

Eindrucks, den ich empfing. Dies Gesicht läßt einen nicht los; sobald der Blick darauf gefallen ist, scheint er wie angewachsen daran. Man steht und schaut und weiß es selbst gar nicht. Und wenn der Eindruck ein so lebhafter ist, so liegt die Frage nach dem Grunde für die auffällige Placierung ja nur um so näher. Mein Vater antwortete mir jedoch ausweichend, und ich gab mich zufrieden. Später einmal hieß es, mein Vater habe das Bild verkauft. Das war uns allen, die wir meines Vaters Sammlereigensinn, der etwas einmal Erworbenes um keinen Preis wieder hergab, kannten, sehr erstaunlich, und meines Vaters Erklärung, er sei dem Händler für wichtige Vermittlungen zu einer Gefälligkeit verpflichtet gewesen, wirkte einfach dürftig.

Und nach zwei Jahren war das Bild plötzlich wieder an seinem Platz.

Das war nun das Kurioseste von allem, aber auch hierfür erhielten wir eine Erklärung, der man die Unwahrhaftigkeit anhörte, mit der wir uns aber meines Vaters Autorität gegenüber zufrieden geben mußten.

Die Jahre vergingen, ich verließ die Heimat, den roten Marchese hatte ich vergessen.

Da geschah's, daß ich in meiner Münchener Studienzeit auf einem der Faschingsbälle mitten im lustigsten Kostümtreiben plötzlich ein Gesicht wahrnahm, ein Gesicht, das auf mich wirkte wie ein Schlag mit der Keule. Unser Marchese aus dem Quattrocento stand da vor mir, unser altes Bildnis von Aton-Bridge. Zug um Zug, Linie für Linie, so sah ich jenes an sich unheimliche Gesicht vor mir. Es war ein großer, hagerer Mann im schwarzen Domino, der den Kopf des roten Marchese trug. Gespenstisch genug erschien er mir, und doch zwang mich etwas wie ein Zauber, immerfort hinter diesem schwarzen Domino herzugehen. Sein Gesicht

mit der großen, fliehenden Stirn, mit den schmalspaltigen Augen, die von dünnhautigen Lidern bedeckt waren, die schmalrückige, gut proportionierte Nase, der gerade Mund mit den langen Lippen, um die jener fatale Zug spielte, der wie ein eingefrorenes Lächeln wirkte, und für den man absolut keine Deutung wußte — o ja, ich erinnerte mich des Bildes von Aton-Bridge viel zu genau, um nicht zu wissen, daß dieser schwarze Domino ihm glich, wie ein Mensch niemals einem anderen, sondern immer nur sich selbst gleichen kann. Ich sah den schwarzen Domino nicht sprechen, nicht tanzen, ich sah ihn stumm und mit unverändertem Gesicht den Trubel durchstreifen. Eines Blicks aus den langen, dünnen Lidern heraus wurde ich auch nicht teilhaftig, denn der Blick des Mannes ging immer ausweichend zur Seite.

So wenig der gespenstische Geselle den Eindruck eines Menschen machte, der sich amüsiert, so schwierig war es dennoch, ihm auf den Fersen zu bleiben. Mit einer fabelhaften Geschicklichkeit streifte er durch die dichteste Menge und überwand die hartnäckigsten Stockungen, während ich an gleichen Stellen überhaupt nicht vom Fleck kam.

Aber ich blieb ihm doch auf der Spur. Ich sah ihn in einiger Entfernung in der Mitte des Saales mitten unter dem Kronleuchter stehen. Voll fiel das Licht auf seinen Kopf, und jeder seiner Züge trat verschärft hervor, die eigentümliche Stirnmodellierung, die langbelideren Augen mit dem ausweichenden Blick, der große Mund und das Lächeln, für das man keinen Sinn zu finden wußte.

In diesem Augenblick trat etwas Furchtbares ein. Der große, schwere Kronleuchter stürzte herab.

Es war eine grausige Katastrophe. Zwar wurde

ein Brand verhindert, aber die Arbeit, um die unter der schweren Masse zertrümmerten und zermalmten, versengten und zerquetschten Menschen zu befreien, bot ein schauerliches Bild, dem sich jeder, der nicht zur Hilfe gebraucht werden konnte, unter Schaudern entzog.

Auch ich ging heim, bis in die Seele fröstelnd und völlig aus dem Gleichgewicht gebracht durch dieses Ende meines gespenstischen Erlebnisses.

Als am anderen Tage die Liste der Verunglückten bekannt gegeben wurde, ergab es sich, daß man die Identität einer Person nicht hatte feststellen können. Dies war ein Mann im schwarzen Domino, der mitten unter der Krone gestanden haben mußte, der Schwere der Verstümmlung nach zu urteilen. Man hatte keinerlei Legitimation bei der Leiche gefunden und nahm an, daß er ein Fremder sein müsse, der wohl erst in dieser Nacht in München eingetroffen war.

Später nach Aton-Bridge zurückgekehrt, erzählte ich meinem Vater dies Erlebnis. Mein Vater sah mich lange und still an, und endlich sagte er ganz langsam: ‚So gehörst du jetzt zu uns. Jetzt kennst du das Geheimnis des roten Marchese!‘

Ich sah meinen Vater fassungslos an.

Aber es war so, wie er andeutete: mein Erlebnis war kein einzelnes, es war nur ein Glied in einer langen Kette. Der rote Marchese war bisher allen Henleys of Henley begegnet. Jeder hatte ihn einmal oder verschiedentlich gesehen, jeder in einer anderen Situation, an einem anderen Ort, aber stets zu der gleichen Zeit: in der Nacht des 8. Februar. Stets als die gleiche Erscheinung: ein hagerer Vierziger, mit jugendlich erhaltenem, aber scharfgezeichnetem Gesicht, dessen Züge so grausig vertraut, so gespenstisch wohlbekannt erschienen.

Mein Vater war vor vielen Jahren, als er noch ein junges Blut war, in Rom, zur Nacht, auf einer der Tiberbrücken einem großen, hageren Fremden begegnet. Der Fremde ging in einen Mantel vermummt und von einem breitkrempigen Hut beschattet. Er war als Erscheinung nicht anders als die vielen Nachtschwärmer, die um diese Zeit von einer der Karnevalsbelustigungen kamen, aber es zwang meinen Vater irgend ein Gefühl, aufzusehen und das Gesicht gerade dieses Wanderers ins Auge zu fassen. Da stockte ihm fast der Herzschlag. Er hatte das Antlitz des Marchese erkannt, wie herausgeschnitten aus dem alten Bilde von Aton-Bridge.

In diesem Augenblick passierte eine Horde junger Leute, lärmend, tobend, halb selig, halb unselig gestimmt vom Wein, die Brücke, und noch ehe irgend etwas Besonderes geschehen war, befand sich der Hagere in einem Handgemenge mit den jungen Burschen. Ein heftiges, rasend geschwindes Hin und Her von Wort und Griff — mein Vater sah nur, daß der Hagere zweifellos der Angegriffene war und sich der Bedrängung erwehrte. Verwickelt und verbissen ging das ein paar Augenblicke. Dann plötzlich ein Schrei und das Klatschen des Wassers, auf das ein Körper aufschlägt: ein Mensch war über den Brückenrand in den Fluß gestoßen worden.

Es war der Hagere mit dem Kopf des roten Marchese, der fehlte.

Erst nach Stunden fand man die Leiche. Es stellte sich heraus, daß der Tote ein Fremder sei, den niemand kannte, und der erst am Abend dieses Tages in Rom eingetroffen und in einem vornehmen Hotel abgestiegen war.

Und so, mein junger Freund, könnte ich fortfahren,

Ihnen die einzelnen Begebenheiten zu schildern. Nicht nur unsere Familie allein hat diese Erlebnisse gehabt, auch Freunde und Fremde gehören zu der Gemeinde, der das Geheimnis des roten Marchese bekannt ist. Entweder waren es Freunde, die das Bild vorher hier auf Aton-Bridge gesehen hatten und die dann also bei der Begegnung von der Unheimlichkeit des Vorfalls sofort erfaßt wurden, oder es geschah, wie mit Ihnen und Ihrem Erlebnis aus dem Café Forêt, daß die Begegnung vorausging, und daß dann die erschreckende und gespenstische Offenbarung erst angesichts des Bildes eintrat.

Aber es ist immer, trotz aller Verschiedenartigkeit, trotz der Intervalle an Raum und Zeit, die zwischen den einzelnen Fällen liegen, eine schreckliche, grausige Übereinstimmung in diesen Begegnungen: man sieht den Mann mit dem Gesicht des roten Marchese stets am gleichen Tage auftauchen und — man sieht ihn immer auch in dieser selben Nacht zugrunde gehen. Wie ein grausiger Kehrreim durchzieht es das ganze Geheimnis immer aufs neue: ein gewaltsamer, plötzlicher und unheimlicher Tod.

So reißt es ihn aus dem Leben, diesen großen, hageren, stillen Gesellen, der das Antlitz des alten Bildes von Aton-Bridge trägt. Und dann stellt es sich heraus, daß der Verunglückte, dieser auf irgend eine groteske, häßliche und mörderische Weise aus dem Leben Gerissene, ein Fremder ist, den niemand kennt, der erst an diesem Tage an dem jeweiligen Ort eingetroffen ist — und damit verlischt die Spur, sie verliert sich ins Unerforschbare. Und nach Jahren, an einem anderen Ort, vor einem anderen Menschen taucht sie wieder auf, zur selben Zeit, in Tag und Stunde pünktlich wie ein Stern, der seine Bahn geht. Der äußere Rahmen

des Geschehens wechselt immer, das Geschehen selbst niemals: Wein, Tanz und Tod — — und ein grausiges Dunkel hinter dem allem. Das ist das Geheimnis des roten Marchese.“

Lord Henley schwieg.

Ich konnte nicht sprechen. Es war ein Gefühl von Auflehnung und zugleich von Machtlosigkeit in mir, ein Gefühl, das mich erwürgte, das jedes Wort in meinem Munde erstickte. Es wirbelte um mich, alles rann mir ineinander. Immer kehrte dies eine unselige Gesicht, das man auswendig wußte, wenn man es einmal gesehen, mir wieder. Ich sah den wächsern erbleichten Kopf aus dem Café Forêt, dem der spiegelnde Zylinder von der Stirn geglitten war, um dessen toten Mund noch das starre, eingefrorene Lächeln weiterlächelte, während die dünnen Lider über dem glasigen Totenblick klebten — ich sah das vollbeleuchtete Haupt des schwarzen Dominos, wie er unter dem scharfen Licht des Kronleuchters auf der Münchener Redoute stand — ich sah den Mann auf der Tiberbrücke, dem ein loses Licht aus irgend einer Laterne unter die Krempe des Hutes glitt, gerade genug, um seine Gesichtszüge erkennbar zu machen — und ich sah den Kopf auf dem Bildnis, dieses Gesicht, das sich in seiner eigentümlich hellen Färbung aus der Tiefe des roten Brokats abhob. Das Gesicht stand scharfzügig und fast wächsern gegen den Scharlach über der Stirn und unter dem Kinn — und doch zuckte es wie von verhaltenem Leben auf den gemalten Zügen, doch schienen diese Augen, die so vorsichtig dem Blick des Beschauers auswichen, Leben zu enthalten, schien dieser Zug um den Mund, der sich nicht deuten ließ, zu sprechen.

Wie einen Alp mußte ich es gewaltsam von mir abschütteln.

Lord Henley hatte mich mit einem gütigen Ausdruck von melancholischem Humor beobachtet. „Sie brauchen jetzt keine Erklärung mehr dafür, weshalb das Bildnis des roten Marchese diesen absonderlichen Platz hat — nicht wahr?“ fragte er mit schmerzlichem Lächeln. „Auch daß versucht wurde, das Bild in fremde Hände zu geben, scheint Ihnen nicht mehr unverständlich?“

Ich nickte. „Und das Bild kam zurück, weil —“

„Ja,“ bestätigte Lord Henley meine nicht zu Ende gesprochene Frage. „Der Händler selbst und ein russischer Großfürst, dem er das Bild, dessen Kunstwert ja beträchtlich ist, verkaufte, sie haben beide den Mann mit dem sonderbaren Kopf gesehen, und wir bekamen das Gemälde zurück. Seit diesem Versuch ist es, wie sonst von jeher, hier auf Aton-Bridge geblieben.“

„Und wie ist es nach Aton-Bridge gekommen, wie ist es entstanden?“

„Es ist hier auf Aton-Bridge, wohl gegen Ende des ersten Jahrzehnts des sechzehnten Jahrhunderts, gemalt worden von demselben Maler, von dem das Bildnis der Lady Marjory in der Ahnengalerie herrührt.“

„Jene Lady Marjory, die —“ entfuhr es mir hastig, während eine merkwürdige Spannung mein Herz klopfen machte.

Lord Henley lächelte flüchtig. „Ja — jene Lady Marjory, die —!“ wiederholte er. „Aus den Urkunden über Marjorys Gattenmord ergeben sich die einzigen wenigen Aufschlüsse über das Bild und seine Entstehung. Der Dargestellte ist ein florentinischer Marchese, der dem Gemahl Lady Marjorys befreundet war und lange auf Aton-Bridge gelebt haben soll. Der Maler, auch ein junger Florentiner, war ein Neffe des Marchese und kam durch diesen auf das Schloß der Henleys, um seine Kunst in den Dienst der Familie zu stellen. Es

bestand wahrscheinlich die Absicht, auch Lady Marjorys Gemahl von der Hand des Florentiners darstellen zu lassen, aber das ist dann ja durch den schrecklichen Mord verhindert worden. Das Bildnis des Marchese ist später entstanden als das der Lady Marjory, und man kann dies aus der Nachricht schließen, daß das Marchesebildnis das letzte Werk des jungen Malers war. Er ist an einer schleichenden Krankheit dahingesiecht, an dem Bildnis des Marchese arbeitete er mit erlöschender Kraft, die ihn völlig verließ, sowie das Bild beendet war. Am Morgen, nachdem das Bildnis vollendet war, fand man den Maler entseelt vor dieser seiner letzten Leinwand. So hat man hier auf Aton-Bridge also nur diese zwei Bildnisse von der Hand des jungen Künstlers, der den Ruhm und die Kunst seines sonnigen Landes in unser nebelkaltes England getragen hat, um hier so jung zu sterben."

„Und von dem Marchese selbst erfährt man nichts?"

„Nichts. Es sind überhaupt die Überlieferungen von möglichster Nüchternheit und Knappheit. Wohin sich der Marchese später gewandt hat, wo und wie er starb, ist unbekannt."

Ich erinnerte mich des seltsamen Vorfalls mit dem Windspiel von Lady May und erzählte dies.

Lord Henley zog mißmutig die weißen Brauen zusammen, aber er schien wiederum nicht überrascht. „Vor etwa hundert Jahren," sagte er, „gab es hier auf Aton-Bridge eine junge Haustochter, der man die Gabe des zweiten Gesichts und überhaupt allerlei übernatürliche Eigenschaften nachsagte. Dies junge Mädchen gelangte einmal durch Zufall vor das Bildnis des roten Marchese, ohne daß sie es — da es ja damals wie immer verborgen gehalten wurde und seine Geschichte strenges Geheimnis war — also ohne daß sie

es vorher gesehen oder von ihm als etwas Merkwürdigem gehört hatte. Und nun führte irgend ein Zufall sie des Weges. Sie konnte plötzlich nicht weiter, nicht an dem Bilde vorübergehen. Sie blieb stehen, sah starren Blicks auf das Gemälde, während ihr Gesicht zu Schnee erblaßte. Sie öffnete die Lippen, als wolle sie etwas sagen. Aber es kam nur ein durchdringender Schrei. Dann stürzte sie zu Boden, wie umgestoßen. Bewußtlos trug man sie davon. Sie verfiel in eine schwere Krankheit, aus der sie nicht genas. Was sie vor jenem Bild erfahren hat, weiß niemand. Und auch meiner Tochter Hund wird uns nicht sagen, was er witterte."

Lord Henley sprang plötzlich auf und machte eine leidenschaftliche Bewegung mit der Hand. Es sah wie eine Abwehr aus.

„Wir wollen nicht darüber grübeln!" fuhr er mit starker Betonung fort. „Wir wollen nicht darüber nachdenken, nicht davon reden, nicht daran rühren. — Darauf Ihre Hand, mein junger Freund!"

Ich streckte meine Rechte aus. Lord Henley umschloß sie mit festem Druck. Dann verließ er schnell und mit starken Schritten das Zimmer.

Ich mußte unwillkürlich denken: so geht jemand auf der Flucht.

Und doch entläuft man den eigenen Gedanken nicht.

Wie stark empfand ich das in der Zeit, die nun folgte. Denn natürlich war es mir nicht möglich, meine Gedanken von diesem Gegenstand abzuwenden. Obwohl ich das Bild seit jenem ersten Male nicht wiedergesehen hatte, konnte ich es aus meinem Vorstellungskreis nicht löschen. Dies Gesicht wanderte mit mir wie mein Schatten, und quälend und drängend fragte ich mich immer wieder, was es denn sei, das diesem Gemälde diese Gewalt der Eindringlichkeit gab. Allen,

die es sahen, blieb es wie eingegraben im Gedächtnis, und es gab sogar feinere Instinkte als die der Alltagsmenschen, denen etwas Unerträgliches, Unüberwindliches aus diesem Bildnis sprach.

Je mehr man aber der Sache näher zu kommen trachtete, desto unerreichbarer entwich sie einem.

Mit der Zeit verlor sich endlich der rote Marchese mehr und mehr aus meinem Vorstellungskreise, die Wechselfälle meines Lebens brachten zu viele Eindrücke. Aber eine gewisse eigentümliche Nervosität überfiel mich an jedem 8. Februar, so oft dieser Tag wiederkehrte. Es war dann eine unbestimmte Furcht in mir, das Haus zu verlassen und unter Menschen zu gehen, und anderseits fühlte ich — wo immer in meinem bunten Leben ich mich auch befand —, daß es mich nicht im stillen Zimmer litt, daß etwas wie ein Ruf mich hinauslockte — dorthin, wo es eine Möglichkeit geben konnte, jenem unheimlichen Gast, den ich heute wieder auf seiner Ahasverwanderung wußte, zu begegnen.

Jedesmal fühlte ich diese Unruhe, von der ich selbst nicht hätte sagen können, ob ich wünsche oder fürchte, ihn wiederzusehen, den Gesellen mit den eigentümlichen Augen, die von den hautigen Lidern bedeckt wurden.

Und an jedem 8. Februar fand ich mich doch zum Schluß auf der größten Karnevalsbelustigung, in dem besuchtesten Café, unter der lärmendsten Gesellschaft.

Aber ich sah ihn niemals wieder.

— — — — — — — — — — — — — —

Jahre waren hingegangen. Es war wieder Winter, wieder der Abend des 8. Februar. Gedankenverloren durchstapfte ich die winterlich verschneiten Straßen von Wien. Ich dachte an das, an das ich immer an diesem Tag im Jahr denken mußte. Ich hatte zuerst

die Absicht gehabt, an einer großen Künstlerredoute teilzunehmen, aber ich hatte, da die Karten im voraus hätten genommen werden müssen, mich doch wiederum nicht entschließen können. Und so zog ich nun ziellos und achtlos meine Straße. Ich sah erst auf, als eine dichte Menschenmenge mir den Weg sperrte. Ich stand vor der Anfahrt des Hotels, in dem jenes Fest stattfand. Wagen auf Wagen rollte vor, und die Menge der Schaulustigen glossierte zungenfertig die einzelnen Masken, die mit schnellen Füßen vom Wagen über die Straße bis zum Hotelportal huschten.

Wieder riß der Portier den Schlag eines Autos auf. Ein Herr stieg aus. Er war groß und hager, und er ging mit müde schleppenden Schritten, gar nicht wie jemand, der auf ein Fest geht. Der Mann trug einen Havelock. Plötzlich hob der Wind den Mantelkragen, und ich sah, daß seine Maske aus leuchtendem Scharlach bestand.

Da riß ich meinen Blick empor, und fast hätte ich aufgeschrieen.

Der Hagere, der mit müdem Schritt eben die Stufen zum Portal hinanschritt, war der Marchese. Es war der Ahasver von Aton-Bridge.

Ich hatte in dem kurzen Augenblick, der mir zur Betrachtung seines Kopfes geblieben war, alles erkannt, alles mit voller Deutlichkeit gesehen. Seine schmalrückige, geschwungene Nase, die Stirn, die zurückwich, die Augen, die die dünnen, hautigen Lider müde und schwer bedeckten, der gerade, mit einem Ausdruck von Verstummtheit geschlossene Mund, um den das nicht zu deutende Lächeln stand — — alles, alles hatte ich erkannt.

Der unheimliche Gast erschien also diesmal in seinem eigensten Kostüm!

Mich hatte etwas wie ein Fieber erfaßt. Ich kannte keine Überlegung mehr, hatte nur den einen Gedanken, so schnell wie möglich auf das Fest zu gelangen. Ich wollte dem Marchese folgen, ich wollte ihn anreden. Tausend Pläne und Absichten fieberten in mir, und ich kam gar nicht darauf, daß in dieses Mannes Schatten auf sicheren Sohlen der Tod schlich, der Tod, der mit ihm auch mich vernichten konnte.

Irgendwo verschaffte ich mir einen Domino, irgend ein Zwischenhändler begnadete mich mit einer Eintrittskarte, für die ich das Fünffache ihres Preises bezahlen mußte — und nach weniger als einer Stunde betrat ich die Räume des Festes.

Hastig und doch mit scharfäugiger Sorgfalt durchstreifte ich Saal um Saal. Wohl lockte mich hier eine rote Gestalt — es war ein Domino; dort wandelte jemand ganz in Scharlach — nein, das war ein Mephisto; dort drüben aber — — auch das eine Täuschung!

Wie ich auch suchte, ich fand nirgends eine Spur von einem Mann im Kostüm der florentinischen Marchese. Ich begann zu fragen. Niemand hatte eine Gestalt gesehen, auf die meine Beschreibung paßte; ich wandte mich an die Kontrollpersonen an den Eingangstüren. Keine von ihnen hatte einen Mann wie den von mir gesuchten eintreten sehen.

Ich blieb blind gegen alles andere um mich her, taub gegen den Zauber des Festes. Ich ging am Morgen heim wie jemand, der eine Schlacht verloren hat. Ich durchforschte alle Zeitungen. Gerade an diesem Tage gab es nicht eine einzige Notiz von irgend einem Unfall, nichts, woraus sich schließen ließ, daß sich die Spur des rätselhaften Gastes mir verloren hatte, um irgendwo dem für sie bereiteten Verhängnis zuzulaufen. Ich tappte völlig im Nebel. —

Mehrere Wochen später bekam ich einen umfangreichen Brief von Lord Henley. Wir korrespondierten nur spärlich, um so mehr setzte mich die Anzahl von Bogen, die der Umschlag enthielt, in Erstaunen. Aber ich sah bald, daß der eigentliche Brief Lord Henleys nur kurz war.

Mein alter Freund schrieb nach kurzer Einleitung folgendes: „Das Bildnis des roten Marchese ist verbrannt — am 8. Februar. An dem Tage, der mit dem Bilde so verknüpft schien, entstand in der Bibliothek Feuer, das nicht gleich entdeckt wurde und daher zu einigem Umfang gelangte. Als das Feuer gelöscht war, fanden wir, daß auch jenes Gemälde völlig zerstört war. Nur der Metallrahmen war erhalten, und in ihm fanden wir eine Anzahl altertümlich beschriebener Blätter eingelassen. Das sonderbare Versteck hatte die Papiere vor dem Einfluß der Flammen bewahrt. Und welch seltsames Bekenntnis ist durch sie in unsere Hände gelangt! Ich ließ die Schrift aus dem alten Italienisch übersetzen, und es ergab sich, daß wir es mit Tagebuchblättern von der Hand des Malers, der das Bildnis schuf, zu tun haben. Die Daten laufen, wie Sie sehen werden, vom März bis zum Juli 1611, jenem Jahr, das uns als das Entstehungsjahr des Bildnisses bekannt ist. Die Schrift auf dem Original ist in den ersten Absätzen klar und leserlich, sie wird dann aber auffällig undeutlich und schwächlich, und die letzten Reihen des Manuskripts waren kaum zu entziffern. Sie sind geschrieben, wie jemand unter Überwindung großer körperlicher Schwäche schreibt, oder wie ein Geistesverwirrter die Feder etwa führen würde.

Ich schicke Ihnen eine Kopie der Übersetzung, und ich bin gewiß, daß Sie mit mir die Überzeugung haben werden, daß dem unseligen Ahasver von Aton-Bridge

jetzt Ruhe gegeben ist. Hat er an jenem Tag, als das Feuer in der Bibliothek das Bild zerstörte und die Kunde von seiner Entstehung in unsere Hände kam, noch seinen Weg angetreten? Wer will das sagen! Es wird sein letzter Weg gewesen sein, und er wird endlich dorthin ausgemündet sein, wohin kein irdisches Denken zu dringen vermag."

Mir schlug das Blut ganz schwer nach diesen Worten. Wußte ich jetzt, warum ich in jener Nacht in Wien die Spur verloren hatte?

Ich konnte mir darauf keine Antwort geben. —

Die Kopie jener Tagebuchblätter lautet wie folgt: Ich habe heute das Bild des Marchese di Segli begonnen. Ich arbeite schlecht, das fühle ich. Das Bild wird von keinem Gelingen gesegnet sein. Meine Kunst ist gestorben, seit Marjory in der kühlen Gruft liegt. Ich habe mein ganzes Schaffen an Marjorys Bildnis verschwendet, mir bleibt nichts mehr, um Segli zu malen. Mir steht es immer vor Augen, wie es war, als ich zum letzten Male Marjory zur Sitzung gehabt hatte. Nie habe ich meinem Herzen erlaubt, die Gedanken zu denken, die es nicht denken durfte — und als ich an diesem Tage mein eigenes Bild sah und die letzten Striche daran machte, nur weil ich sterben zu müssen glaubte in dem Gedanken, daß dies das letzte, letzte Mal sei, daß Marjorys süßes Gesicht vor mir stand, als ich da mein Bild ansah, da sah ich, daß ich all meine Liebe, der ich weder Wort noch Gedanke erlaubt hatte, in diesem Bilde aufgeschrieben habe. Und ich sah, wie Marjorys Augen den meinen folgten, und mir war mit einem Male, als sähe ich an ihrem Blick, daß sie diese Sprache des Bildes zu lesen wisse.

Marjory!

Da wußten unsere Seelen eine von der anderen

das Geheimnis, dem wir beide doch weder Wort noch Gedanke geliehen hatten! Denn die Liebe erkennt die Liebe, wenn es nur ein Atemzug ist, in dem sie zittert. Was half uns nun all unsere Herzenstapferkeit, nun der selige Verrat doch geschehen war?

Marjory — da legte ich mein Gerät aus der Hand, vor das fertige Bild und trat auf dich zu. Ich sah das Wasser in deinen Augen — und ich küßte deine Tränen.

Du standest auf, du zürntest nicht, aber du gingst stumm, mit meinem Kuß auf deinen Augen.

Es war der frömmste Kuß, der je geküßt wurde — es war ja ein Abschiednehmen, bevor eine Vereinigung begonnen hatte. Ich hatte deinen Mund vermieden, denn ich wollte, durfte meine Leidenschaft nicht durchbrechen lassen, ich durfte nichts anderes aus der Hand dieser Stunde nehmen als den frommen Kuß eines Abschieds für immer.

Und als ich noch so stand, nicht wissend von mir und der Welt, einzig bewußt des Grams, der sich über mich gesenkt und der mein Leben lang nicht wieder weichen würde, da sah ich deine Gestalt still und lautlos zur Tür schreiten. Auch du gingst wie lastgebeugt. Aber noch ehe du mit deiner Hand den Vorhang der Tür erfaßt, sah ich ihn beben.

Ich sah ihn beben! Marjory — was war das? War das der Verrat, der hinter jenem Vorhang fortschlich?

Drei Wochen später trat das Entsetzliche ein.

Es war ein kalter Januarmorgen, gefrorener Nebel stand um das Schloß.

An diesem Tage —

Marjory! Was haben sie an dir getan! Ich habe es nie geglaubt, nicht einen Herzschlag lang.

Früh gellten deine Schreie durch das Schloß. Alle

rief dein furchtbares Schreien zuhauf. Hatten sie keine Ohren, wahrzunehmen, daß so nur das wirkliche Entsetzen zu schreien vermag — nicht aber kluge Verstellung, wie sie es nannten? In deinem Zimmer lag dein Gemahl — verblutet! Und dir war dies, was in der Nacht geschehen sein mußte, unbegreiflich! So klagtest du — und ein Hohnlachen antwortete dir! Man glaubte dir nicht, man hielt dich für der Tat und für der feigen Verstellung, sie von dir abzuwälzen, für fähig.

Umsonst waren deine Beteuerungen von der Furchtbarkeit deines Erwachens.

Es regte sich schließlich aber doch in einigen der Glaube an dich und deine Wahrhaftigkeit.

Da trat Marchese di Segli vor und sagte mit lauter Stimme zu dir: „Lege deine Hand an den Dolch, an dem noch das Blut des Toten klebt, und schwöre, daß du deinen Gemahl geliebt hast, daß du ihn immer und jede Stunde geliebt hast mit aller schuldigen Treue!“

Da, Marjory, wurde dein weißes Gesicht rot, und stumm schlugst du die Hände vor die Augen.

Marjory, da wußte ich, warum in jener Stunde der Vorhang an der Tür gebebt hat!

Und doch mußte ich stumm bleiben. Denn ich, gerade ich, war der einzige, der dir nicht helfen konnte!

Marjory, daß ich das durchlebt habe, kann ich nicht begreifen.

Und die Ereignisse gingen ihren Gang. Daß du auf Seglis Worte stumm bliebst, daß sein höhnisch triumphierender Blick aufreizend die Runde überflog, das machte dich in aller Augen der furchtbaren Tat für schuldig und für überführt.

Mit kalter Strenge ordnete Marchese di Segli an, daß ein Gericht zusammenberufen werde. Und in der

Nacht vor dem Tage, an dem dieses Gericht zusammentrat, gingst du aus dem Leben.

Marjory! Auch das habe ich mein Herz nicht begreifen lehren können! Jeder Schlag, den es tut, schreit dagegen: Es ist nicht wahr! Und die Gedanken überfallen mich wie Wölfe: Wenn es eine Hand gegeben hat — nicht die deine, Marjory — die deinem Gemahl dir zur Seite den Dolch in die Gurgel stieß, dann kann diese selbe Hand auch gegen dich den Stahl geführt haben!

Marjory, ich werde wahnsinnig über diesen Gedanken!

Ich habe den Vorhang an der Tür beben sehen, ehe eine sichtbare Hand ihn rührte, ich habe gesehen, wie ein Hohnlächeln über ein Schicksal bestimmte, ich hörte eine harte Stimme sagen, daß die Kirche einer durch eigene Hand aus dem Leben Gegangenen das Grab in geweihter Erde versage — ich habe alles dies gesehen, und ich werde wahnsinnig, wenn ich denke, daß ich die Hand kennen könnte, die in das Leben deines Gemahls und in das deine griff!

Wahnsinnig werde ich, wenn ich mich nicht rette!

In unserer Familie bestimmt die Überlieferung für den Fall, daß zwei Söhne da sind, den ältesten zum Erben des Namens und des Vermögens. Diese Bestimmung hat schon viel Unglück gebracht, aber nie hat ein Bruder den anderen so gehaßt, wie mein Vater von seinem jüngeren Bruder gehaßt worden ist. Als mein Vater starb, übertrug Segli diesen Haß, diesen nach einer Tat lechzenden Haß, auf mich, des toten Bruders einzigen Sohn. Marchese di Segli ist mein Vormund, ich mußte gehorchen, als er mich hierher rief, wo ich meine Kunst ausüben sollte. War ich nicht fast noch ein Knabe, als ich herkam? War nicht Marjory

fast noch ein Kind? Und schön, schöner als ein Pinsel sie je schildern könnte? Hat Segli unsere Schicksale einander gegenübergestellt mit dem Wissen und dem Wunsch, uns damit das Verhängnis zu geben? Und täuschten wir ihn, weil unsere Liebe, die da erblühte mit ihrer ganzen Naturgegebenheit, so stark und so rein war?

Da mußte er viel Böses ersinnen, viel Heimliches tun, um uns beide zu vernichten, um Marjory zu vernichten und mich durch sie!

Träume ich dies? Denke ich dies? Habe ich dies erlebt?

Segli — wehe dir und mir, wenn meine Gedanken mehr wären als nur meine Gedanken!

— — — — — — — — — — — — — —

Sind es nur zwei Tage, seit ich dies aufschrieb? Sind es nicht Jahrhunderte, Jahrtausende zwischen einem Gedanken und dem nächsten?

Segli, diese Abgründe des Irrsinns lehrst du mich kennen!

Ich werde nicht wahnsinnig. Ich habe ein Mittel — ein Mittel, das zu ersinnen furchtbar, anzuwenden beseligend ist. Ich kann wieder malen! Ich male, wie ich noch nie gemalt habe! Ich male nicht mehr mit Farben allein — das habe ich nie getan —, aber ich male auch nicht mehr mit meinem Herzblut, das ist alles an Marjorys Bild verbraucht — ich male mit allem, was noch in mir ist: mit meinem ganzen Willen, mit meinem furchtbar starken Willen!

Ich male Seglis Bildnis zum Zeichen seiner Sünde!

Das ist etwas, was mich mein Leben kosten wird, wenn es gelingen soll. Aber ich werde dennoch gesiegt haben. Ich werde sterben, aber ich male ein lebendiges Bild! Das Bild wird lebendig sein, wirkliches Leben

wird in ihm sein. Eines Tages wird Segli sterben, aber der Tod vermag ihn nicht aufzulösen, denn ich kette sein Leben an dies Bild. Zum Zeichen seiner Sünde tue ich es. Und seine Sünde ist so groß, daß ich in ihrem Zeichen mein Werk ausführen kann. Ich sauge sein Leben ihm aus und in die Leinwand hinein, wenn ich an dem Bildnis male. Jeder Strich, der entsteht, jede Farbe, die haften bleibt, heftet etwas von Seglis Leben an das Bild. Ich zerstöre ihm den Tod, ich male sein Leben in eine Leinwand, seinen Sünden zum Gericht!

— — — — — — — — — — — — — —

Ich male täglich an Seglis Bildnis. Heute hat Segli es selbst gesehen, und ich sah, wie er es mit Grauen und Entsetzen betrachtete. Es ist ein so ähnliches Bild, daß sich alle entsetzen. Was aber wirklich der Zauber des Bildes ist, davon haben sie keine Ahnung. Das weiß nur ich. Und der Tod wird es erfahren, denn ich bestehle den Tod! Ja, ich bestehle den Tod! Ich bezahle es mit dem Preis meines eigenen Lebens: ununterbrochen bringe ich meine ganzen Tage vor dem Bilde zu, auch wenn ich nicht daran male. Ich darf es nicht verlassen. Wenn ich nachts liege, nicht schlafe, im Dunkel meine Augen auf das Bild richte — dann fühle ich, daß es schon lebt.

— — — — — — — — — — — — — —

Ich werde immer schwächer, aber ich fühle, wie das Leben des Bildes an Stärke zunimmt. Segli, freue dich nicht auf den Tod! Die Greuel deiner Taten werden dich den letzten Genossen ersehnen lassen, du wirst ihn nahen fühlen, und du wirst der Befreiung von dir selbst entgegenlechzen. — — Und dann kommt meine Tat! Du wirst nicht völlig zu sterben vermögen, denn du lebst in diesem Bilde! Es ist Leben von dir,

und ich habe den Tod um dich bestohlen! Du und der Tod, ihr sollt miteinander kämpfen — immer wieder! In der Nacht, in der du deine Sünden kröntest, wirst du wieder in das Leben kommen, ein Scheinmensch, dem keiner derjenigen, die ihn sehen, anmerken wird, welch ein Gast er im Leben ist. Du wirst mitten im Leben sein in dieser Nacht. Und der Tod wird Jagd machen auf seine Beute. Du wirst sterben — und dennoch nicht ganz aufgelöst werden, solange dein Bildnis lebt! Rastlos wirst du so diesen Kreislauf zwischen Tod und Leben tun, wirst rastlos aufgehetzt zu Leben und Sterben werden — in der Nacht, die deine Sünden krönte!

Marjory ging in der Nacht des 8. Februar aus der Welt!

— — — — — — — — — — — — — —

Ich habe kaum mehr die Kraft, die Feder zu führen. In jeder Nacht fühle ich, wie mir das Leben entweicht. Dann fühle ich, wie die Leinwand es aufnimmt, und wie mein Leben, das ich in sie hineinopfere, das Leben Seglis in das Bild hineinzieht. So fessle ich ihn. So gelingt mir die Tat, die ich an ihm zum Gericht seiner Sünden ausführen muß.

— — — — — — — — — — — — — —

Ich fühle, es ist zu Ende. Ich darf sterben, denn das Bild lebt. Morgen werde ich Asche sein, aber das Bild pulst. Wehe dir, Segli! Wehe dir, daß das Leben, das allen Sterblichen das Köstlichste ist, dir zum Furchtbarsten wird! Auch mir war einmal das Leben das Köstlichste, auch Marjory und Marjorys finsterem Gemahl.

Wir mußten es zu früh dahingeben. Du sollst es zu lange tragen müssen!

Ich bin so müde, so müde, als wenn ich gar kein

Leben mehr hätte. Meine letzte Kraft wird für die Hantierung reichen, diese Blätter in dem Versteck, den ich selbst in den Rahmen hineingearbeitet habe, zu verbergen. Jahrhunderte hindurch werden sie dort bleiben, Jahrhunderte hindurch wird das Bild leben.

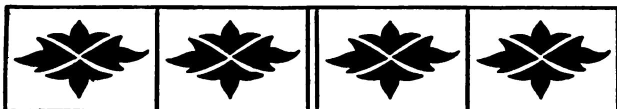
Ich aber bereite mich jetzt zum Sterben.

Ich sterbe still und geheim.

* * *

Das ist die Geschichte vom roten Marchese, die ich habe erzählen hören, und die ich um ihrer Seltsamkeit willen wiedererzählen wollte.





Auf den Großvenediger mit Skiern.

Von Robert Heidrich.

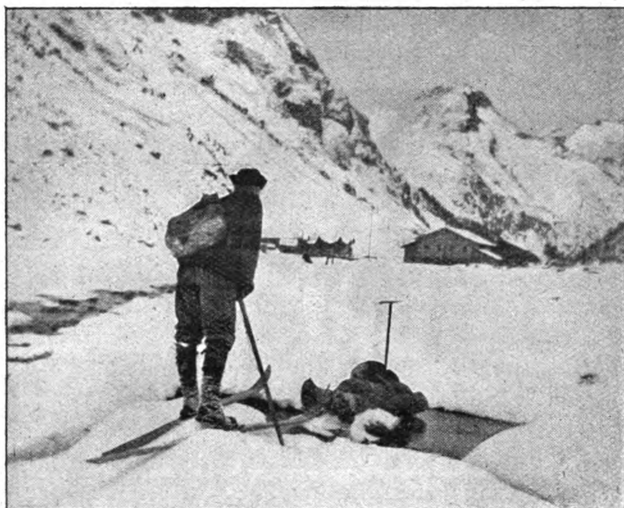
Mit 6 Bildern.  (Nachdruck verboten.)

Immer rascher vollzieht sich die Einbürgerung der Schneeschuhe als Hilfsmittel des Bergsports in unseren Hochalpen. Die Bergführer in den Hochtälern leisteten zwar anfänglich Widerstand und wollten sich weiter bei Hochtouren nur mit Steigeisen und Eispickeln begnügen, aber je mehr die langen, schmalen, im skandinavischen Hochland von alters her als Verkehrsmittel heimischen hölzernen Gleitschuhe auch bei uns in Deutschland und Österreich als Wintersportgerät überall da in Gebrauch kamen, wo die Bodenbeschaffenheit Abhänge zum flotten Abfahren bietet, um so größer wurde auch unter den Alpenfreunden die Zahl der sportsmäßig geschulten Bergsteiger, die sich mit dem neuen Bewegungssport befreundeten.

Da konnte es nicht ausbleiben, daß eifrige Alpinisten, mit Skiern ausgerüstet, immer höher hinauf in die Alpenwelt drangen, um in den Revieren des ewigen Schnees ihre Kunst zu erproben.

Vorsicht ist bei solchen Skifahrten im Hochgebirge freilich sehr geboten. Nur da, wo bei der Besteigung eines Bergriesen längere Geröllhalden, Firnfelder von nicht zu steiler Neigung in Betracht kommen, kann der Schneeschuh mit Vorteil gebraucht werden. Die feste „Bindung“ der Füße auf den schmalen Gleitbrettern

und deren Länge stellen für ihren Gebrauch auf steiler Fläche sowohl beim Bergansteigen wie beim Abfahren auch dem gelenkigsten und abgehärtetsten Skiläufer gewisse Grenzen. Die Wirkung der Wintersonne auf die Schneeoberfläche ist auch in jenen hohen Lagen be-



Ein Trunk mit Hindernissen.

deutend genug, daß sie an vielen Bergwänden den Niedergang von Lawinen erzeugt, und mit dieser Gefahr ist sorgsam zu rechnen. Nur in seltenen Fällen läßt sich der größere Teil einer Gipfeltour auf Skiern zurücklegen, allein bei einer Abfahrt über weite Firnfelder oder Bergalmen geht's um so lustiger voran. Strecken, die beim Aufstieg einen Zeitaufwand von vielen Stunden erfordern, werden bei der fröhlichen Niederfahrt in 15 bis 18 Minuten zurückgelegt.

Unserem heutigen Bericht sind eine Reihe lebens-

voller Momentaufnahmen beigegeben, und zur Erläuterung der Bilder, die die erste Besteigung des Großvenedigers mit Skiern darstellen, möge einer der Teilnehmer der kühnen Hochtour, der Grazer E. v. Graff, selber das Wort nehmen. Noch drei andere bewährte Alpinisten aus Graz, Karl Domenigg, Architekt Sehrig, Freiherr Günther v. Saar, waren an der zweitägigen Bergfahrt beteiligt.

Vorher aber wollen wir unsere Leser, soweit sie in den Hohen Tauern noch fremd sind, in dieser großartigsten Gebirgsgruppe der Ostalpen ein wenig zurechtweisen.

Der Großvenediger ist in ihr die zweithöchste Erhebung. Bei einer Höhe von 3673 Meter wird er von seinem noch berühmteren höchsten Nachbar, dem Großglockner, mit seiner schlanken Firnpyramide um nur 124 Meter überragt. Tirol, Salzburg und Kärnten, deren Grenzen im Glocknergebiet zusammenstoßen, haben Anteil an der sehr gletscherreichen Gebirgsmasse, die das Flußgebiet der Salzach im Norden und das von Rienz und Drau im Süden auf eine Strecke von etwa 150 Kilometer Luftlinie scheidet. Mit der Venedigergruppe endet die Tauernkette im Westen; ihr sind die Alpen des Zillertals vorgelagert, das sich westlich ins breite untere Inntal öffnet, aus dem dann von Innsbruck her die Brennerbahn dies letztere Gebirge umzieht. Einem der westlichen Gletscher der Venedigergruppe, dem Krimmler Kees, entspringt das bedeutendste Quellwasser der Salzach, dessen Wasserfälle, die Krimmler, berühmt sind. Im Osten der Glocknergruppe, wo das nicht minder bekannte Wildbad Gastein, zu Salzburg gehörig, in seiner romantischen Talschlucht versteckt liegt, schließen sich im Süden der Enns und hinter dem Arltal den Hohen die Kleinen Tauern an.

In keinem anderen Alpengebiete sind so lange Zeit vor der Touristenperiode von den Einwohnern selbst schon zu Zwecken des Verkehrs und Handels so viele Übergänge über hohe, zum Teil vergletscherte Pässe gemacht worden wie in den Tauern. Das Wort „Tauern" ist die alte, im Salzburgischen übliche Be-



Vor der Prager Hütte.

zeichnung für die hohen Gebirgsübergänge, die für den Salzhandel und die Metallausfuhr schon in Römerzeiten Bedeutung gewannen. Auch damals schon, wie dann im Mittelalter, stand in diesem Gebirge der Bau auf Edelmetalle in Blüte, wovon viele Sagen und Ortsnamen heute noch Kunde geben, und dessen Einrichtungen und Bräuche sich zum Teil im Reviere des Hohen Goldbergs im Osten von Heiligenblut hinterm Mölltal erhalten haben.

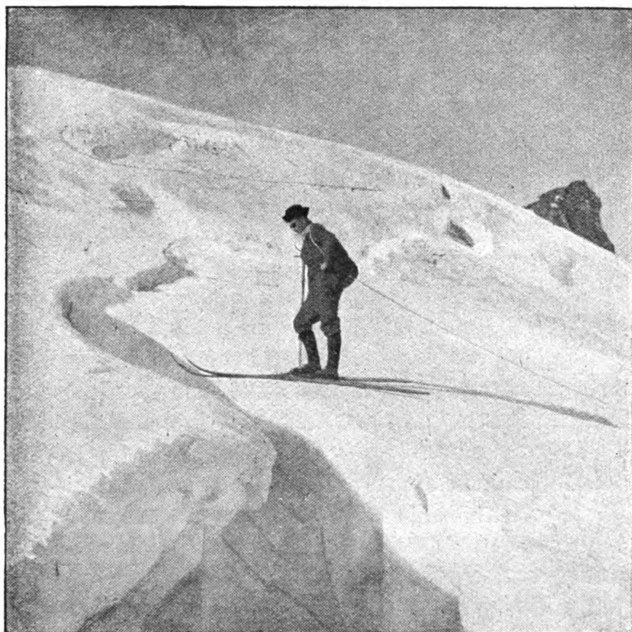
Auf die alten Zeiten weist auch der Name „Groß-

venediger" zurück. „Venediger" nannte man damals hierzulande die in „geheimer Wissenschaft erfahrenen Goldsucher", die aus Italien in die deutsche Bergwelt kamen.

Wundervolle Naturschönheiten hat in den Hohen Tauern seit unvordenklichen Zeiten die Fülle des wilden Wassers erzeugt, das aus Quellen und von den Gletschern nach Norden und Süden zur Drau und zur Salzach herabfließt. Von den zahlreichen Wasserfällen sind nächst den Krimmler Fällen die bei Gerlos und die des Sulzbachs im Quellgebiete der Salzach berühmt und von den wildbachdurchtosten Felsenengen die Liechtensteinklamm bei Sankt Johann an der Salzach und die Kitzlochklamm am Eingang in die Rauris mit ihrem Goldberg südöstlich vom Glockner.

Sowohl von Norden her, vom rechten Ufer der Salzach, als auch vom Pustertal im Süden, durch welches vom Toblacher Sattel aus die Rienz nach Westen und die Drau nach Süden fließen, ziehen verschiedene Hochtäler in die reichumgletscherte Bergwelt hinauf. Uralt ist der Saumweg, der von Mittersill an der Salzach durch das Velbental zwischen dem Venediger und dem Glockner über den 2540 Meter hohen Velber Tauern ins Tauerntal nach dem Dorf Windisch-Matrei und von hier durchs Iseltal weiter nach dem alten Städtchen Lienz im Pustertal führt, das heute die beliebteste Ausgangsstation für die Bereisung unserer Berggruppen ist. Von Mittersill bis Matrei sind es 13 Stunden zu gehen, von Matrei nach Lienz mißt die Fahrstraße 30 Kilometer. Im Norden nimmt Zell am See, unweit von Mittersill gelegen, einen ähnlichen Rang wie Lienz an der Salzburg-Tiroler Bahn ein, die bei Wörgl in die Bahnstrecke Kufstein-Innsbruck mündet. Von diesem schönen Sommerfrischort Zell sind ebenso das

Fuscher Tal mit seinem Aufstieg über die Pfandelscharte ins Gletschergebiet des Großglockners wie das Obersulzbachtal leicht zu erreichen, durch das von Neukirchen an der Salzach her der früher beliebte, aber recht be-



Wie nun weiter?

schwerliche Aufstieg zum Unter- und Obersulzbachkees des Großvenedigers bewerkstelligt wird.

Auf diesem Wege wurden in den Jahren 1828 und 1841 die ersten erfolgreichen Ersteigungen des Großvenedigers unternommen, und die zuerst 1875 von der Sektion Salzburg des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins auf der letzten Felsterrasse vor dem

Gletscher erbaute Kürsinger Hütte, deren Aussichtsplatte der Großvenediger, der Große Geiger, die Maurerkeesköpfe, Sonntagskopf und Schlieferspitze umragen, gilt nächst der Schaubachhütte am Ortler als die schönstgelegene Klubhütte in den Alpen. Von Neukirchen bis zur Hütte rechnet man 7, von hier auf die Spitze 6 Stunden.

Weniger beschwerlich ist die Besteigung von Windisch-Matrei aus, und seit von der Brennerbahn in Franzensfeste die Pustertalbahn nach Toblach, Lienz und Villach abzweigt, hat sich auch die Zufahrt auf der Straße von Lienz nach Matrei und das Verkehrswesen für die Besteigung des Venedigers von hier aus bedeutend verbessert.

Wie die Glocknergruppe besteht auch die Venedigergruppe aus einer größeren Anzahl von Bergspitzen, die sich, gleich den obengenannten nördlichen, über 3000 Meter Höhe erheben. Im Südwesten sind dies die Dreiherrnspitze, die Röthspitze, Simonyspitze, im Südosten Eicham- und Gubachspitze, im Zentrum Kleinvenediger, Rainerhorn, Kristallwand und 's Hohe Aderl. Die Entfaltung des ganzen ausgedehnten Systems von hohen Gebirgsästen und tiefen Tälern mit ihren weißschimmernden Gletschern und Wasserfällen ist nach Süden zu viel offener und ausgedehnter; Wald und Obstkulturen umkleiden die vorderen Höhen, welche das Defereggental und Kalser Tal, die von Matrei ins Iseltal münden, umragen. Gleich bei Lienz erhält auf der Venedigerwarte am Schloßberg der Reisende einen vollen Begriff seines Reiseziels, und der mächtige Eindruck dieser Aussicht auf die ernste Bergpracht der aus Gneis und Schiefer bestehenden Hohen Tauern tritt dabei in einen malerisch-poetischen Kontrast zu den hellschimmernden zackigen

Kalkfelszinnen der Dolomiten, die sich auf der Südtiroler Seite des Pustertals gegen das Gailtal hin aneinander ketten. Das Mölltal, in das man rechts von Lienz bei Dölsach den Zugang nach Heiligenblut, ins Glocknergebiet gewinnt, weist den gleichen Gegensatz auf zu dem ernsten Fusch er Tal mit den Zugängen



Zwischen Gletscherspalten.

von Norden her zum Pasterzengletscher am Glocknerhaus.

Von Lienz, Windisch-Matrei und Gschlöß aus wurde der Großvenediger 1865 vom Ingenieur Pegger zuerst bestiegen. Lienz liegt 667 Meter, Matrei 973 Meter hoch; der Poststellwagen braucht für die Fahrt durch das obstreiche untere Iseltal, in das rechts über die Kalser Höhen der dem Glockner vorgelagerte Hochschober und die Schleinitz herniedergrüßen, 5½ Stunden.

Matrei ist ein ganz stattlicher Ort mit guter Herberge. Es liegt, von Steinwällen umgeben, vom Schloß Weißenstein überragt, an der Mündung des Tauerntals in das Iseltal, das weiter aufwärts, gegen das Mullwitzkees hin, Virgental heißt. Das Kals-Matreier Törl (2205 Meter) mit seinem vom Rauterwirt errichteten Gasthaus ist ein herrlicher Aussichtspunkt. Der Aufstieg zum Venediger führt in 4½ Stunden zum Matreier Tauernhaus und weiter in 1½ Stunden zu den Sennhütten von Außer- und Inner-Gschlöß (1704 Meter).

Hier öffnet sich über dem grünen Talboden, den links der Plattenkogel überragt, ein prachtvoller Blick auf die Gletschermasse des Schlattenkees, die der Kesselkopf vom Viltragenkees trennt, auf die Kristallwand und den Venediger über ihnen. An den südlichen Gehängen des Kesselkopfs mit seinen Wasserfällen führt ein guter Weg in 3½ Stunden zur Prager Hütte, die (2492 Meter hoch) bei großartiger Aussicht angenehme Unterkunft bietet. Der erste Hüttenbau der Sektion Prag des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins hier wurde 1877 im Frühjahr von einer Lawine zerstört. Von der Hütte führt der Weg zunächst sanft ansteigend ununterbrochen über Firnfelder am Nordrand des Schlattenkees hin gegen den Niederen Zaun (3065 Meter), einen Felsenkamm, der jenen vom Viltragenkamm scheidet. Bald wird im Süden das Rainerhorn sichtbar und, indem man dieses links, den Kleinvenediger rechts liegen läßt, steigt man auf einem langgestreckten, breiten Firngrat auf die Spitze des Großvenedigers. Auch im Sommer ist es ratsam, nicht bis zur höchsten, meist überhängenden Firnkuppe vorzudringen.

Von der Prager Hütte bis hierher rechnet man bei

gutem Wetter kaum 5 Stunden. Die Aussicht ist eine der großartigsten der deutschen Alpen: im Westen sieht man den Ortler und die Berninagruppe, im Süden den tausendzackigen Bergwall der Dolomiten bis zum Triglav; im Osten stellt der nahe Glocknerstock mit seinen strahlenden Gipfeln alles in Schatten; im Norden sind



Rast am Niederen Zaun.

jenseits der Salzach die oberbayrischen Alpen mit der Zugspitze, ferner Watzmann und Dachstein zu schauen.

Auf diesem Wege ist von den obengenannten Grazer Alpinisten die Ersteigung des Berges zum größten Teil auf Skiern ausgeführt worden. Sie hatten im Matreier Haus übernachtet. Es war in der Weihnachtszeit. „Um halb sieben Uhr morgens," so berichtet E. v. Graff, „verließen wir das gastliche Hospiz und fuhren mit Schneeschuhen bei blitzendem Sternenhimmel die steilen Serpentinen hinauf, die zur Alpe

Inner-Gschlöß führen. Als wir den Almboden erreicht hatten, sahen wir zum ersten Male den Kleinvenediger in leuchtendem Morgenrot vor uns stehen, von dem das breite Schlattenkees herab gegen Inner-Gschlöß zieht, bis es in wilden Eisbrüchen gegen das Tal abstürzt. Von Inner-Gschlöß suchten wir den Talwinkel zu erreichen, auf dessen tief herabreichender Gletscherzunge wir so weit hinauffuhren, als Eis und Felsenhänge uns das weitere Vordringen gestatteten. Dann wandten wir uns nach rechts und stiegen, mit Steigeisen und Pickel bewaffnet, die Hänge des Kesselkopfs empor. Harter Schnee, vereiste Gratschroffen und plattiger, vereister Fels unter lockerem Schnee erschwerten und verzögerten den Anstieg so sehr, daß wir erst mit Sonnenuntergang etwa 50 Meter westlich der Prager Hütte, aber in gleicher Höhe mit ihr standen."

Das letzte Stück konnte nur mit Hilfe ermüdender Schneewaterei zurückgelegt werden. Es war halb sechs Uhr abends, als man tiefaufatmend endlich die Hütte erreichte.

Am nächsten Morgen erfolgte der Aufbruch gegen sieben Uhr, und in den nächsten drei Stunden gelangten die Wanderer, immer auf Skiern, bis zum Niederen Zaun. Nach kurzer Rast ging's über blankes Eis zwischen Spalten und Seraks mit Steigeisen vorwärts bis zur oberen der beiden scharf ausgeprägten Terrassen. Dort konnten wieder die Schneeschuhe angelegt werden, die bis auf die Einsattelung zwischen dem Venediger und Hohen Aderl (3501 Meter) gute Dienste taten. Hier wurden die Rucksäcke zurückgelassen, die Skier zunächst aber bis zum letzten steilen Stück vor dem nahen wächtengekrönten höchsten Gipfel anbehalten. Nur Architekt Sehrig bediente sich ihrer weiter beim Aufweg über den obersten Keesboden. Gleich ihm ge-

langten die drei anderen mit Steigeisen und Pickel glücklich um vier Uhr nachmittags auf die eisige Höhe. Zuletzt war ein durchschnittlich 8 Meter breiter Eisschrund auf einer schmalen Eisbrücke zu überschreiten. Die Aussicht war bei dem herrlich klaren Winterwetter wundervoll klar und weit.

„Bei Sonnenuntergang,“ erzählt v. Graff weiter,



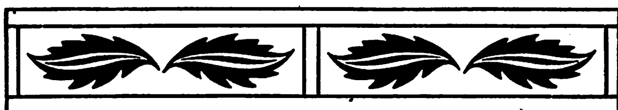
Es ist erreicht!

„traten wir den Abstieg an und waren bald bei dem zurückgelassenen Gepäck angelangt, wo wir uns durch eine kurze Rast zur Abfahrt vorbereiteten, indes die befirnten Gipfel und Höhen im Abendrot glühten. Sausend, in oft kilometerlangen Serpentinen, fuhren wir hinunter zu der oberen Terrasse, wo wir uns anseilten und vorsichtig über den trügerischen Firn in die Tiefe stiegen, aus der die dampfenden Nachtnebel über Spalten und Eisbrüche heraufkrochen. Graue Wolken hingen um die Gipfel, als der Mond hinter dem Rainerhorn (3554 Meter) aufging und wir bei seinem fahlen

Licht über den letzten wildzerrissenen Eishang hinunter zum Niederen Zaun abstiegen. Nun legten wir wieder die Schneeschuhe an und fuhren bei Laternenschein vorsichtig zwischen den großen Felsblöcken zur Prager Hütte ab, die wir um Mitternacht nach achtzehnstündigem Tagmarsch wieder erreichten. Während des Abendessens donnerten in den Eisbrüchen des Hohen Zaun die Lawinen hinunter.

Am nächsten Tag verließen wir um zehn Uhr die Hütte. Teils sitzend abfahrend, teils absteigend kamen wir unerwartet schnell in das sichere Gschlößtal, wo wir uns wieder die Schneeschuhe anschnallen konnten. Mit Windeseile glitten wir über den guten Schnee die letzten Hänge hinunter zum ebenen Almboden, wo wir nichts mehr von Schnee und Lawinen zu fürchten hatten.“





Die Treulose.

Eine Wiener Geschichte von A. Noël.



Der Hausknecht im grünen Kittel bespritzte eben den Fußboden des geräumigen Ladens mit Wasser aus seinem Trichter, um den Staub niederzuschlagen, ehe er sich an das Auskehren machte.

Es war still hier und morgendlich leer, die Kühle der Nacht hatte sich noch nicht lange verflüchtigt. Dennoch war der kastenartige Kaminofen mit dem kupfernen Wellblech schon in den Ruhestand versetzt worden, weil der junge Chef keine hohen Temperaturen liebte. Ja, er war wohlgenährt, ihn fror nicht. Die magere Verkäuferin hingegen zog mit deutlich zur Schau getragenem Frösteln ihren Schal um die spitzen Schultern und rieb sich die Hände.

Schon die Art der Waren, die sich hinter den gläsernen Schiebwänden ringsum zeigten, machte kalt: blitzblanke Kameras, Kodaks, photographische Neben- und Hilfsapparate aller Art ließen den schönen hohen Laden nüchtern und kühl aussehen. Dieser Eindruck wurde nur durch die großen und kleinen Photographien gemildert, die überall hingen und beinahe eine Art Kunsthandlung vortäuschten.

„Karl Erdmann Melhorns Sohn, photographische Artikel“ stand draußen auf dem Firmenschild. Es war ein altes Geschäft mit einem großen Kundenkreis.

Doch zu dieser frühen Stunde kam noch niemand. Dagegen lag bereits ein ganzer Stapel von Briefen auf der Platte des Schreibtisches im Hinterzimmer, wo der junge Chef schon fest an der Arbeit war. Er zog die Beschäftigung im Kontor dem Kundenverkehr vor. Namentlich wenn eine junge, elegante Käuferin den Laden betrat, machte er sich sofort unsichtbar.

Zum Glück konnte er sich auf seinen guten Kistenmacher verlassen, der, noch unter seinem Vater eingetreten, seit vielen Jahren im Geschäft und bisher mit Leib und Seele dabei gewesen war.

Seit der letzten Zeit freilich ließ er darin etwas nach.

Zum Beispiel heute. Es ging schon auf neun Uhr, und er war noch nicht da. Daß sich ein Mensch plötzlich so verändern konnte!

„Ich werde mich gewiß nicht so verändern,“ dachte Ernst Melhorn zuversichtlich. Wenn bei Kistenmacher nur nicht irgend ein Frauenzimmer dahinter steckte!

Es sah sehr verdächtig aus. Immer verspätete er sich jetzt am Morgen und hatte es am Abend gar eilig, fortzukommen. Auch sein Gesichtsausdruck und sein Aufzug waren nun ganz anders.

Er hatte sich wahrhaftig schon einen neuen Sommerüberzieher angeschafft, er, der sonst so lange wie irgend möglich im Winterrock einherging.

Eben öffnete sich die dem Ladeneingang gegenüberliegende Tür des Kontors, die zu dem rückwärtigen Ausgang führte, und Melhorn sah seinen ersten Gehilfen eintreten — nicht nur in dem neuen hellen Überzieher, sondern obendrein mit einem Veilchensträußchen im Knopfloch und mit ganz ungewohnter Straffheit der Haltung.

Er hing seinen Rock an den Nagel, tat das Sträußchen in ein Glas Wasser und stellte es auf seinen Schreib-

tisch, und obgleich Ernst Melhorn tat, als sähe er gar nicht hin, entging ihm doch der zärtliche Blick nicht, mit dem Kistenmacher die Blumen gleichsam liebkoste.

Jetzt blieb gar kein Zweifel mehr übrig — Kistenmacher hatte eine Bekanntschaft. Er, der reife, ernsthafte Mensch, an dem Ernst Melhorn es so hochgeschätzt hatte, daß er auch so ein Stück Weiberfeind war wie er selber. Und nun sollte ihn doch eine herumgekriegt haben?

Harmlos tuend, trat Kistenmacher heran und fragte nach der Post. Melhorn schob ihm die eröffneten Briefe hin, über die dann ein weniges gesprochen wurde, da sie zumeist Bestellungen enthielten.

Aus einer dritten Tür, die zum Magazin führte, erschien ein älterer, breitschultriger Mann, der zweite Gehilfe Groner, dem es oblag, die Postaufträge zur Ausführung zu bringen. Sie wurden ihm übergeben, und er verschwand damit wieder.

Nun wollte Melhorn eine der in einem Nebenraum arbeitenden Maschinenschreiberinnen hereinrufen, um ihr einige Antworten auf die eingelaufenen Briefe zu diktieren, allein Kistenmacher hielt ihn mit einer Handbewegung davon ab.

„Einen Augenblick, Herr Melhorn! Ich habe Ihnen etwas zu sagen.“

Aha! Da hatte man's ja! Melhorn blickte seinen Untergebenen mißtrauisch an.

Sie waren im Alter nicht gar weit auseinander. Kistenmacher zählte einige Jahre über dreißig, Melhorn hatte eben das dreißigste Jahr erreicht.

Dennoch sah er bereits gesetzter aus als der andere, denn er war von so kräftigem Körperbau, daß seine Figur trotz ihrer beträchtlichen Höhe gedrungen schien, und er begann auch schon, an den Schultern Fett an-

zusetzen, was immerhin besser war, als wenn es sich in der Mitte des Leibes vorgelagert hätte.

Sein Kopf mit dem festen, geradlinigen und etwas kurzen Profil paßte gut zu seiner Figur. Er trug keinen Bart; sogar das Schnurrbärtchen war stark gestutzt. Breitstirnig, trotzig und blauäugig, wie er war, machte er durchaus den Eindruck eines ehrenwerten, vertrauenswürdigen Charakters, und er pflegte sogar mehr Sympathien zu erwecken, als er in Anspruch nahm.

Rudolf Kistenmacher war länglicher, beinahe hager, mit Gruben in den Wangen, zu denen der lange, weiche Schnurrbart ein wenig in Widerspruch zu stehen schien.

Mit seinem sehr dunklen Haar und den beinahe düster blickenden Augen hatte er früher den Eindruck gemacht, als neige er zur Melancholie, obgleich das in Wahrheit nicht der Fall war. Nun war aber auch der Schein davon verschwunden, und er sah beinahe übermütig drein.

„Na?“ fragte Melhorn, die Brauen zusammenziehend.

„Ich weiß, Sie werden entsetzt sein, Herr Melhorn, aber heraus muß es: Ich habe mich verlobt.“

Ernst Melhorn schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. „Kistenmacher, sind Sie verrückt? Gleich verloben! Daß Sie ein Techtelmechtel haben, mußt' ich ja merken“ — dies mit einem Blick nach den Veilchen — „aber deshalb muß man sich doch nicht gleich verloben? Haben Sie an einer bösen Erfahrung noch nicht genug?“

Kistenmacher war nämlich in seinen frühen Jugendjahren schon einmal verlobt gewesen, allein während er sein Jahr abdiente, heiratete seine Braut einen anderen.

„Die ist jetzt verschmerzt, die böse Erfahrung," antwortete Kistenmacher lächelnd, „ja, sogar gerechtfertigt. Helene mußte mir das antun, sonst hätte ich jetzt meine Lisa nicht finden können."

Seine Lisa!

„Ist sie wenigstens aus einem ordentlichen Hause?" forschte der junge Chef.

„Ihr Vater ist erster Buchhalter bei C. B. Fröschleins Nachfolger. Lisa selbst ist Empfangsdame im Atelier Gabriele am Graben."

„Empfangsdame im Atelier Gabriele!" entsetzte sich Ernst. „Wo sämtliche Modenarren, Sportgigerln, Leutnants und Schauspieler sich abkonterfeien lassen! So eine, die mit der ganzen Kundschaft liebäugeln muß! Mensch, Sie stürzen sich ins Unglück! Wollen denn auch Sie durchaus an einem Weib zugrunde gehen?"

Kistenmacher lächelte milde verzeihend. Man wußte doch, woher Ernst Melhorns Frauenhaß stammte. Daher, daß seine Mutter ihren sie anbetenden Gatten und ihr einziges Kind verlassen hatte, um mit einem gewissenlosen Galgenstrick in die Welt zu gehen und nie wiederzukehren. Nun glaubte er, daß von jeder Frau ähnliche Unzuverlässigkeit zu gewärtigen sei.

„Grad' so eine haben Sie sich aussuchen müssen!" grollte Ernst.

„Man sucht sich keine aus," wandte Kistenmacher ein, „sondern man wird einfach von seinem Schicksal erreicht. Vielleicht geht es Ihnen auch noch einmal so, Herr Ernst."

„Dann können Sie mich gleich ins Narrenhaus sperren!" widersprach Ernst entrüstet. „Nein, ich neige, Gott sei Dank, nicht zu solchen Wahnsinnsanfällen."

„Zu meiner Rechtfertigung muß ich doch —" begann Kistenmacher, während er in seiner Brusttasche wühlte.

„Lassen Sie's stecken!"

„Sie werden mir aber doch erlauben, Ihnen meine Braut zu zeigen?"

„Ich bitte Sie, verschonen Sie mich damit!" ersuchte Ernst unwirsch. „Vielleicht überlegen Sie sich's noch. Und wenn nicht, so hat die Vorstellung noch Zeit."

„Wie Sie wünschen," antwortete Kistenmacher beleidigt.

— — — — — — — — — — — — — —

Es sollte Ernst Melhorn doch nicht erspart bleiben, die Verführerin seines Angestellten zu erblicken.

Jeden Nachmittag nach fünf Uhr pflegte er ein Kaffeehaus aufzusuchen, das in der Straße lag, in die das „Durchhaus", worin sich sein Geschäft befand, mündete.

Von seinem Eckplatz aus sah er an einem der nächsten Tage am jenseitigen Bürgersteig eine Dame, die ihm durch ihre wohlgebaute Figur auffiel. Gutsitzendes blaues Kostüm und ein roter Hut, den Kirschen und Blätter schmückten und unter dem dunkles, welliges Haar hervorblickte.

Die junge Dame ging langsam auf und ab, so daß Ernst sie mit Muße betrachten konnte. Sie war auffallend hübsch, das ließ sich nicht leugnen, und er, der sonst kaum je mehr als einen Blick an eine Vorübergehende wandte, folgte der Gestalt mit den Augen bis an die Straßenecke, an der sie wieder umkehrte.

Einmal grüßte ein älterer Herr sie im Vorübergehen, und sie dankte ihm mit einem freundlichen Blick und mit einem liebenswürdigen Lächeln, bei dem sich ein Grübchen in ihrer Wange zeigte.

Dieses Lächeln ärgerte Ernst ein wenig. Lächelte die einen jeden so an? Wer mochte sie wohl sein, und

auf wen wartete sie da? Denn es war sicher, daß sie jemand erwartete.

In diesem Augenblick kam mit langen Schritten Kistenmacher aus dem Durchhaus, in dem sich der rückwärtige Eingang zum Geschäft befand, und trat rasch auf die Wartende zu.

Sie begrüßte ihn mit einem strahlenden Blick und reichte ihm die Hand, die er an die Lippen zog.

Dann schob er seinen Arm unter den der jungen Dame, und so, eng aneinandergeschmiegt, gingen sie die Straße hinab und verschwanden um die Ecke.

Es war Kistenmachers Braut — seine Lisa!

Kistenmacher hatte seinen Chef nicht gewahrt, er ahnte also nicht, daß dieser seine Braut schon gesehen hatte, und da er auf diese sehr stolz war und er sie seinem Vorgesetzten doch irgendwie zeigen wollte, fand Ernst eines Morgens auf seinem Schreibtische ein Bild liegen, das wie von ungefähr da vergessen worden war.

Das Brustbild einer jungen Person in einer ausgeschnittenen weißen Spitzenbluse, von rückwärts aufgenommen, als blicke sie sich nach dem Beschauer um.

Ernst fand da seinen ersten Eindruck bestätigt. Hübsch, o ja, sogar sehr hübsch! Aber auch eine Sirene, eine Männerfischerin wahrscheinlich! Diese Kopfhaltung, dieses kokett lockende Lächeln! Wenn die mit Kistenmacher fürlieb nehmen wollte, so bewies das nur, daß alle anderen ihr abgeschnappt waren.

Ernst legte das Bild auf Kistenmachers Schreibtisch zurück; aber er konnte das Gesicht nicht vergessen. Dieser Blick, das Grübchen in der Wange, dieses Lächeln! Und das sollte eine brave, genügsame Hausfrau für Rudolf Kistenmacher abgeben? Unmöglich! Es würde ihm gehen, wie es anderen auch ergangen war. Das Glück, das zu ihm gekommen zu sein schien,

war in Wirklichkeit nur das Unglück in betörender Verkleidung.

Aber mit dem Menschen war ja darüber nicht zu reden. Er war nur zu retten, wenn man ihm mit Beweisen kam.

Wie sollte man das machen? —

Wenn Ernst Melhorn in diesen Apriltagen über den äußeren Burgplatz ging, wo die rundgeschnittenen Fliedersträucher im vollsten Blühen standen und großen Sträußen auf einer riesigen weißen Tischplatte glichen, dann regte sich etwas Eigenes in seinem Inneren. In solchen Augenblicken sah er ein, daß die Fähigkeit, sich täuschen zu lassen, dem Menschen zu weit schöneren Stunden verhilft, als man sie sonst erlebt.

Doch wenn diese Stimmungen vorbei waren, sagte er sich wieder, daß es seine Pflicht und Schuldigkeit sei, sich um seinen Angestellten anzunehmen und ihn nicht ins Unglück rennen zu lassen, wenn er sich vielleicht an eine Kokette binden wollte, mit der er Schlimmes erleben würde.

Alle weiblichen Angestellten seiner Firma sagten einstimmig, natürlich nicht in Kistenmachers Gehörweite, seine Braut sähe raffiniert und falsch aus, und obgleich man ja wußte, wie die Frauenzimmer aufeinander loshacken, diesmal mochte schon etwas dran sein.

Tatsache war, Ernst mußte mehr an die Geschichte denken, als ihm zukam. Sein Verantwortlichkeitsgefühl war eben rege geworden und ließ ihm keine Ruhe.

Unversehens fand er sich eines Tages auf seinem Nachmittagsausgang vor dem hohen, neumodischen Hause, das oben in den Lüften den bekannten Glaskäfig für ein photographisches Atelier trug.

Nicht nur rechts und links vom Hauseingang hingen

die Bilder, sondern auch der Flur war in eine kleine photographische Galerie verwandelt.

Hier sah man Mitglieder der kaiserlichen Familie, ganze Trauben von kleinen Erzherzogen und Erzherzoginnen. Der nächste Rahmen enthielt Hocharistokratie mit den stolzesten Namen, Militär und Diplomatie. An der Wand gegenüber machte sich das Theater breit: Tenor und Soubrette in verliebten Stellungen, komische Szenen aus einer Operette, Hamlet, die lustige Witwe, Mephisto, der junge Siegfried und der Wurzelsepp bunt durcheinander.

Und da, als Mittelpunkt des letzten, am meisten nach innen gelegenen Rahmens, stand s i e in einem weißen Kleide, das schlicht und doch elegant an ihr herabhing, in vollkommen natürlicher und unbefangener Haltung, so vornehm aussehend wie die blaublütigsten unter den Damen drüben und hübscher als alle die weiblichen Bühnensterne miteinander.

Und wie sie da wieder lächelte! Unsinnig war's von Kistenmacher, zu denken, daß ein solches Geschöpf sich für immer mit dem begnügen werde, was er ihr zu bieten hatte.

Lange stand Ernst und starrte immer unverwandt das Bild an.

Das große Haus war wie ein Bienenstock, und daher wurden die Beschauer der Bilder jeden Augenblick von Ein- und Ausgehenden gestört. Eben streifte ein vorübergehender Herr etwas unsanft an Ernst an, der sich unmutig umwandte, als schon wieder die Glastür des Windfangs nach außen schlug und eine junge Dame in blauem Kostüm mit Kirschenhut heraustrat.

Ernst zuckte zusammen und hielt den Atem an, bis sie vorbei war.

Dann kam Leben in ihn. Es war noch nicht die

Zeit für sie, Kistenmacher abzuholen. Er wollte doch sehen, wohin sie ging.

Beinahe ohne sich zu besinnen, verließ er das Bild und ging dem Urbild nach, das er wegen des roten Hutes leicht auch aus einiger Entfernung im Auge behalten konnte.

Das junge Mädchen war noch nicht weit gegangen, als ein schmächtiges Herrchen, mit auserlesener Biedermeiereleganz gekleidet, ihr entgegenkam und sie mit einer Mischung von Beflissenheit und Standeshochmut grüßte, die komisch zu sehen war. Nun sprach er sie sogar an, und sie blieb mit einer halben Wendung stehen, so daß sie Melhorn nicht mehr den Rücken, sondern die Seitenansicht zeigte. Er konnte bemerken, wie liebenswürdig sie dem windigen Bürschlein Rede und Antwort stand.

Ernst tat, als betrachte er ein Schaufenster, behielt aber die Gruppe im Auge. Das lachte und schäkerte zusammen.

Endlich grüßte das Gigerl wieder in derselben Weise wie vorhin und empfahl sich mit wohlgefälligem Grinsen: „Habe die Ä—hre, Fräulein Lisa! Auf Wiedersehen!"

Und sie? Sie lachte dem Kerl noch einmal über die Schulter zu — ganz wie auf dem kleinen Bilde — ehe sie ihres Weges ging.

Benahm sich so eine anständige Braut? Nein, das war kein Mädchen für Kistenmacher!

Wie ein Detektiv folgte Ernst dem elastisch ausschreitenden jungen Mädchen.

Die nahm Kistenmacher sicher nur als Notnagel, und kam dann einer, der ihr besser gefiel, würde sie sich kein Gewissen daraus machen, ihn sitzen zu lassen.

Wie, wenn man sie jetzt gleich in Versuchung führte, ihr Besseres bot, als Kistenmacher zu bieten hatte?

Wenn er selbst? ... Sie kannte ihn ja nicht, und Kistenmacher konnte ihr auch kein Bild von ihm zeigen, denn es gab keines. Er hatte nicht einmal Kistenmacher, der ein guter Amateur war, je gestattet, ihn zu knipsen.

Dicht vor ihm betrat das junge Mädchen soeben den Laden einer chemischen Reinigungsanstalt, in dem sie so lange blieb, daß er sich einen Schlachtplan machen konnte. Er selbst wollte ihr auf den Zahn fühlen.

Bestand sie, so war es einfach ein Scherz gewesen, den er schon erklären wollte.

Als das junge Mädchen mit einem Paket in den Händen wieder aus dem Laden trat, kam er aus der entgegengesetzten Richtung auf sie zu, tat, als erkenne er eine Bekannte in ihr, und grüßte sie: „Guten Tag, Fräulein! Wohin denn?"

Dergleichen lag ihm sonst weltenfern, und er wußte selbst nicht, was die innerste Triebfeder war, die ihn zu solchem Vorgehen brachte.

Dem jungen Mädchen stockte der Fuß. Sie blickte ihn erstaunt und unsicher, aber doch freundlich an. Man sah, sie glaubte, einen Bekannten vor sich zu haben, an den sie sich nur augenblicklich nicht zu erinnern vermochte.

Darauf rechnete Ernst ja gerade, daß eine Empfangsdame in einem großen Atelier so viele Leute kannte, daß ihr nicht alle sofort gegenwärtig sein konnten.

Dennoch tat ihm sein Entschluß gleich wieder leid. Sie sah so lieblich aus, ihr Reiz wirkte aus der Nähe so stark, und er nahte sich ihr mit Hinterlist. Aber jetzt konnte er nicht mehr zurück.

„Sie kennen mich nicht mehr?" fragte er.

„Nein, wirklich nicht," lachte sie. „Aber vielleicht, wenn Sie mir ein bissel nachhelfen."

„Das tu' ich nicht. Sie müssen von selber drauf kommen, wer ich bin."

„Sie werden sich halt vielleicht einmal im Atelier Bilder haben machen lassen," meinte sie.

„Also jetzt erinnern Sie sich?" fragte er.

„Ja, einen schwachen Schimmer hab' ich auch schon."

Ernst lächelte grimmig in sich hinein. Sieh, wie gefällig sie sich an ihn erinnerte, den sie noch mit keinem Auge gesehen hatte!

„Schlechtes Physiognomiengedächtnis?" fragte er.

„Nein. Aber wer kann sich die vielen Gesichter merken?" Sie blickte ihn von der Seite her prüfend an. „Ich weiß wirklich nicht, wohin ich Sie tun soll. Baron oder Schauspieler?"

„Keines von beiden."

„Nein, jetzt seh' ich's deutlich: vom Theater sind Sie nicht. Dann müssen Sie aber beinahe notwendigerweise ein Baron sein."

Er schwieg dazu, ein wenig ungewiß, was er sagen sollte. Ein Baron? Das wäre ja gut. Wegen eines Barons ließ sie sicher Kistenmacher gern im Stich. Aber er konnte sich doch nicht einen aristokratischen Namen beilegen wie ein Hochstapler!

„Sie haben mich vergessen," sagte er ablenkend. „Aber ich Sie nicht. Ich habe immer gewünscht, Sie wiederzusehen."

„Warum sind Sie dann nicht mehr ins Atelier hinaufgekommen?"

„Ach, da oben!" wich er aus.

„Unterdessen hätte ich aber meine Stelle verlassen, mich verheiraten oder verloben können."

„Sind Sie wirklich verlobt?" fragte er hastig.

„Nein, bis jetzt noch nicht."

Ganz glatt, ohne Zaudern verleugnete sie Kistenmacher. Wenn er das gehört hätte!

Ernst Melhorn, der bis jetzt seine Rolle höchst widerwillig gespielt hatte, wurde nun fester. Nur nicht sich bestricken lassen! Männer müssen zusammenhalten. Er würde dem Kistenmacher schon beweisen, wer sie war.

„Ganz frei?“

Sie lachte. „Frei wie der Vogel in der Luft. Das könnte mir überhaupt fehlen, mich zu binden, mich unter das Joch eines Haustyrannen zu beugen! Tyrannen sind die Männer alle.“

„Alle doch nicht,“ wandte er ein, seinen Blick in den ihrigen tauchend.

Es fiel ihm nicht leicht, seine Rolle zu spielen, denn nicht nur, daß er es nicht gewohnt war, den Hof zu machen, und ganz und gar keine Übung und kein Geschick dazu besaß, er war auch so voll innerlichen Grolls gegen sie, daß er durchaus keine Lust hatte, ihr zu huldigen. Aber es mußte ja sein, wenn er seinen Plan durchführen wollte.

Er begriff nun immer besser, wie Kistenmacher ihr hatte zum Opfer fallen können. War er doch selber kaum imstande, sich des Zaubers, der von ihr ausging, zu erwehren.

Um sich gegen sie zu stählen, mußte er sich immer vorhalten: „Sie ist Braut und benimmt sich so!“

„Sie sind jedenfalls im Vorteil mir gegenüber,“ sagte das junge Mädchen mit einem gewissen Vorwurf im Ton. „Sie wissen, wer ich bin und wie ich heiße. Aber wissen Sie das auch wirklich?“

„Jawohl, Sie sind Fräulein Lisa. Mehr weiß ich auch nicht.“

„Na also, wenigstens etwas! Ich aber weiß gar nichts von Ihnen.“

Ernst sah ein, daß er sich ihrem Wunsch, seinen Namen zu erfahren, nicht entziehen könne.

„Karl Erdmann,“ sagte er rasch.

Es waren ja auch wirklich zwei seiner Taufnamen.

„Sie haben ein gutes Photographiergesicht,“ stellte das junge Mädchen fest. „Warum lassen Sie sich nicht öfter aufnehmen?“

„Ich habe die Absicht.“

„Na also! Kommen Sie nächstens einmal zu uns hinauf. Aber nicht grad' jetzt. Jetzt ist rasend viel zu tun. Alle Welt will auf einmal sein Konterfei haben. In ein paar Wochen vielleicht.“

Sie blieb an der Straßenecke, die sie eben erreicht hatten, stehen, offenbar im Begriff, ihn zu verabschieden.

Er durfte sich nicht so heimschicken lassen.

„So lange soll ich Sie nicht wiedersehen?“ fragte er zaudernd. „Es ist doch jetzt schon so schön im Freien. Und da Sie, wie Sie selbst sagen, frei sind — wäre es da nicht möglich, Sie einmal zu treffen?“

„Gar nichts ist möglich!“ wehrte sie ab, aber mit so wenig strenger Miene, daß er die Abweisung nicht ernst zu nehmen brauchte. Ja, es wäre nicht einmal höflich gewesen, sich mit diesem Bescheid zu begnügen, und darum sah sich Ernst beinahe dazu gezwungen, in sie zu dringen, sie möge ihm ein Wiedersehen gestatten.

Da er sehr gut wußte, daß sie am Abend gebunden war, schlug er dazu den Sonntagvormittag vor. Da ließ es sich machen, denn es gab jetzt so viel zu tun, daß Kistenmacher schon von selber gesagt hatte, er würde nächsten Sonntag ins Geschäft kommen müssen.

„Was soll denn das für einen Zweck haben?“ fragte das junge Mädchen mit einem Schelmenlächeln. „Was wollen Sie eigentlich von mir? Sie scheinen sich ganz falsche Vorstellungen zu machen.“

Ernst Melhorn stotterte irgend etwas. Er sei ein vermöglicher Mann und habe redliche Absichten.

Darüber brach sie in ein heiteres Gelächter aus. „Redliche Absichten? Schon? Das geht aber schnell bei Ihnen! So viel verlang' ich gar nicht. Im Gegenteil! Wenn ich Ihnen jetzt zusage, Sie am nächsten Sonntag irgendwo zu treffen, so dürfen Sie das nicht anders auffassen, als daß ich mir einen Spaß machen will. Ich hab' noch nie im Leben ein Rendezvous gehabt und möcht' doch auch wissen, wie das ist. Also keinenfalls sich etwas einbilden!"

Bloß Spaß also? Jedenfalls ein sonderbarer Spaß für eine Braut. Wie dem auch immer war, die Tatsache, daß sie geneigt war, sich mit ihm zu treffen, mußte Kistenmacher genügen.

Es dauerte noch eine Weile, ehe sie mit ihrer Abmachung zustande kamen, denn Ernst Melhorns Vorschläge wurden anfangs von der hübschen Lisa zurückgewiesen.

In Schönbrunn war es ihr zu belebt. Im Dornbacher Park gab es ohnehin zu viel Pärchen — wie sie ihn dabei ansah! — und in den Prater wollte sie schon gar nicht.

Zuletzt war sie es selbst, die einen Vorschlag machte. Sie wollten sich in der Währinger Straße treffen, zusammen nach Pötzleinsdorf hinausfahren und von dort aus den Schafberg besteigen. Dort war es einsam genug, und man durfte hoffen, nicht von Bekannten gesehen zu werden.

Als das abgemacht war, zog das junge Mädchen ihre kleine Uhr aus dem Gürtel, blickte darauf nieder und erschrak ein bißchen.

„Nein, jetzt hab' ich aber Eile! Und ich bitte, Sie lassen mich unverfolgt meiner Wege gehen. Denn

es wäre nicht schön, wenn Sie mir nachspüren wollten."

Dazu hatte Ernst auch gar keine Lust. Er wußte ja sehr gut, weshalb sie es jetzt auf einmal so eilig hatte und wohin sie ging. Er verspürte nicht die geringste Versuchung, sich von da aus in sein Kaffeehaus zu begeben und ihr Zusammentreffen mit dem betrogenen Kistenmacher zu beobachten.

— — — — — — — — — — — — — —

So oft Ernst in der Zwischenzeit seinen ersten Gehilfen anblickte, von dessen Stirn die Heiterkeit eines ruhigen Glücksbewußtseins strahlte, berührte etwas Eigenes sein Gemüt.

„Ein Wahn ist Menschenglück doch immer," dachte er bei sich. „Laß ihm den seinen und kreuze ihren Weg nicht mehr."

Aber dann bäumte sich sein natürliches Ordnungsgefühl und die Strenge seiner Anschauungen gegen diese Lauheit auf. „Jetzt ist er noch nicht gebunden. Stichst du ihm den Star nicht, dann kettet er sich für immer an diese leichtfertige Person, die ihn auf allen Seiten betrügen wird."

Hundertmal ging der Kampf so hin und her, und noch öfter verwünschte Ernst den Einfall, den er da gehabt hatte. Was hatte er Schicksal zu spielen gebraucht?

Aber jetzt ging es nicht mehr anders: er mußte Kistenmacher warnen.

Sie waren allein im Kontor. Kistenmacher arbeitete noch an seinem Schreibtisch und blickte nicht auf die Uhr. Wahrscheinlich holte sie ihn heute nicht ab, sonst hätte er schon mehr als einmal die Uhr gezogen. Es war Samstag abend, kurz vor Geschäftsschluß, die letzte Viertelstunde.

Plötzlich hob Ernst den Kopf und blickte von der Schreibtischplatte auf, auf die er zwecklos hinabgestarrt hatte.

„Sie, Kistenmacher," sagte er unvermittelt. „Wissen Sie was? Ihre Braut ist treulos."

Kistenmacher fuhr auf seinem Stuhl herum und betrachtete seinen Chef mit einem Blick, als ob er auf einmal wahnsinnig geworden wäre.

Über den Raum zwischen den beiden Schreibtischen, die das Fenster trennte, blickten die beiden jungen Männer einander an.

„Treulos ist sie," wiederholte Ernst. „Bandelt hinter Ihrem Rücken mit einem anderen an."

„Mit wem denn?"

„Mit mir!"

Fassungslos starrte Kistenmacher auf seinen Chef. Jetzt war er wirklich schon nahe daran, an die Rettungsgesellschaft zu telephonieren. Unwillkürlich warf er einen Blick auf die Wand.

„Ich bin nicht verrückt, Kistenmacher," sagte Ernst.

„Dann bin ich's!" entschied dieser. „Herr Ernst, bedenken Sie wohl, was Sie gesagt haben. Sie kennen meine Lisa ja gar nicht."

„Meinen Sie?" fragte Ernst kühl. „Junge Damen, die so — zugänglich sind, lernt man leicht kennen."

„Herr Melhorn!"

„Nur ruhig Blut!"

„Da soll man ruhig bleiben!" brauste Kistenmacher auf. „Wie und wo wollen Sie denn Lisa kennen gelernt haben?"

„Kistenmacher, ich bedaure Sie, und es tut mir leid, daß ich da etwas angefangen habe. Aber Ihre Braut sah mir schon auf dem Bilde, das Sie mir da hergelegt hatten, so falsch aus, daß ich ihr nicht traute."

Kistenmacher wollte etwas einwerfen.

Aber der junge Chef hielt ihn mit einer Handbewegung davon ab. „Also ich ging zufällig bei der Gabriele vorbei, da kam sie herunter, Ihre Lisa. Einige Schritte weiter sprach ein junger Mensch sie an. Sie gab ihm ganz süß Antwort. Eine Braut benimmt sich nicht so. Darum faßte ich den Plan, sie auf die Probe zu stellen. Ich sprach sie an, als ob ich sie von früher her kennte, und sie, die doch wahrscheinlich sehr genau wußte, daß sie mich noch nie gesehen hatte, ging gleich darauf ein. Ich weiß, ich sehe ziemlich wohlhabend aus, und da dachte sie wohl, sie könne vielleicht mehr Geld erwischen. Ablaufen hat sie mich jedenfalls nicht lassen. Morgen um neun Uhr treffe ich sie an der Straßenbahn in der Währinger Straße und fahre mit ihr nach Pötzleinsdorf hinaus, von wo wir zusammen den Schafberg besteigen wollen."

Kistenmacher saß vor seinem Schreibtisch und hielt sich mit beiden Händen den Kopf. Jetzt sprang er mit einem Male auf. „So—oh?" fragte er gedehnt, eher im Tone der Erleichterung.

„Ja, Sie können auch hinaufkommen und sich überzeugen. Dort kann man sich ja kaum verfehlen."

„Gut," stimmte Kistenmacher zu. „Ich will es tun. Aber glauben Sie deshalb nur ja nicht, Herr Ernst, daß ich an meiner Lisa zweifle."

„Wie? Sie zweifeln noch immer nicht?" rief Ernst ironisch. „Na, Sie haben einen festen Glauben, das muß ich sagen. Meinen Sie denn, daß ich Ihnen da was vorlüge?"

„Nein, aber ich weiß nicht, wie das zusammenhängt. Bis ich nicht mit eigenen Augen meine Lisa mit Ihnen zusammen sehe —"

„Sie werden sie sehen. Wenn Sie freilich jetzt hin-

gehen und ihr Vorwürfe machen oder überhaupt nur ein Wort davon erwähnen, dann hintertreiben Sie die Geschichte. Aber wenn Sie ihr freie Hand lassen und den Ahnungslosen spielen, dann werden Sie schon sehen. Es tut mir sehr, sehr leid. Aber ich mußte Ihnen den Star stechen."

„Ich werde Lisa nichts sagen. Sie soll ganz unbehindert sein. Jetzt aber entschuldigen Sie mich, Herr Melhorn, ich muß wirklich an die Luft!"

Und fort stürzte er, wie gejagt.

Ernst blickte ihm nach. „Der arme Kerl! Hab' ihm sein Lebensglück zerschlagen. Hab' ich ihm wirklich eine Wohltat damit erwiesen?"

Er zweifelte in diesem Augenblick sehr stark daran. Doch jetzt ließ sich dies nicht mehr ändern. Vielleicht, wenn Kistenmacher sah, was seine reizende Lisa für eine falsche Schlange war, würde er ihm doch dankbar sein, daß er ihn gerettet hatte.

Jedenfalls blickte er dem kommenden Tage mit sehr gemischten Gefühlen entgegen. Es blieb ja noch immer eine Möglichkeit, daß sie nicht kam. Dann war er blamiert. Kistenmacher würde seine Lisa weiter für goldtreu halten.

— — — — — — — — — — — — — —

Es war ein schöner, heller Frühlingsmorgen. Die Luft wehte lind, und nur zuweilen zog sich ein leichter Wolkenschleier vor die Sonne, den sie aber stets sofort wieder aufsaugte. So hell schien sie dann, daß einem die wohlbekanntesten Einzelheiten in den Straßen neu auffielen, weil sie so stark beleuchtet waren, und man auch solche Dinge wahrnahm, an denen man sonst blind vorüberging.

An allen Straßenecken standen Blumenverkäuferinnen mit Körben voll Maiglöckchen und Rosen, und

die Vorübergehenden, namentlich junge Mädchen und Kinder, sahen festlich geputzt aus.

Ernst Melhorn hätte ja in der Elektrischen zu der Haltestelle fahren können, wo er sie treffen sollte, aber er ging zu Fuß hin, und ihm war, als klebten ihm die Sohlen am Pflaster. Wenn er sich verspätete, so verlor sie vielleicht die Geduld und ging weg. Er wünschte so sehnlich, sie nicht zu finden! Das war ein Tag, um sich zu freuen, um glücklich zu sein, nicht aber, um Unannehmlichkeiten zu erleben und zu bereiten.

Er war sehr froh, als er den Kirschenhut, nach dem er ausspähte, nicht entdecken konnte. Allein er hatte sich zu früh gefreut, denn sie war doch da. Nur trug sie heute einen breiten, lichten Strohhut mit Samtband und Rosen und war ganz in Weiß gekleidet.

Wie der leibhaftige Frühling sah sie aus, und sie begrüßte Herrn „Karl Erdmann“ in sehr munterer Laune, wenn auch mit dem Vorwurf, daß er nicht sehr pünktlich sei.

„Lassen Sie die Damen immer so warten?“ fragte sie mutwillig.

Nun, die übermütige Laune würde ihr schon vergehen!

Bewunderung und Groll, Zorn und Mitleid stritten in Ernsts Innerem, sie aber schien keine Fühlfäden zu haben für die Stimmung, in der er sich befand.

Ein Wagen der Straßenbahn war sofort zur Stelle. Sie stiegen ein und nahmen nebeneinander Platz. Es fuhren so wenige Leute mit, daß sie sich ungestört miteinander unterhalten konnten.

„Sie sind ein schöner Schwindler!“ schalt Fräulein Lisa.

Ernst Melhorn fuhr zusammen und starrte sie be-
..eten an.

„Ich hab' in unseren Büchern nachgesehen. Bei uns hat sich noch nie ein Karl Erdmann photographieren lassen. Ich habe auch ganze Stöße von männlichen Probebildern durchstöbert und Ihr Bild nicht gefunden. Gesichter gibt's da! Alte und junge Köpfe, Glatzen aller Grade und Arten, Bärte in allen Formen, breite und schmale Gesichter, häßliche und —"

„Natürlich! Die Tenöre und ersten Liebhaber!" fiel Ernst herb ein.

„Sie aber waren unauffindbar."

„Meines Wissens hab' ich auch nicht gesagt, daß ich mich im Atelier Gabriele je photographieren ließ. Ich kann ja auch aus einem anderen Grund oben gewesen sein."

„Sie waren aber nicht oben. Angeschwindelt haben Sie mich."

„Der Zweck ist erfüllt. Sie sind gekommen," entgegnete er schroff.

Aber sie nahm es gar nicht übel. Sie lachte nur. „Es sieht beinahe so aus, als ob Sie mir das verargten."

„Wie können Sie glauben!" verteidigte er sich schwach.

Je hübscher und heiterer sie aussah, desto mehr kam er sich als hartherziger Judas vor, und doch sagte er sich immer wieder: „Sie verdient es ja nicht besser."

Von der Tatsache, daß sie die Braut eines anderen war, ganz abgesehen, hätte sie von Rechts wegen doch befangen und schüchtern sein müssen. Doch davon war an ihr keine Spur zu bemerken. Sie saß neben ihm wie neben einem guten Bekannten, ganz ohne Scheu oder Reue.

Draußen auf der Plattform des Wagens stand ebenfalls ein junges Paar, das wahrscheinlich auch einen

jetzt Ruhe gegeben ist. Hat er an jenem Tag, als das Feuer in der Bibliothek das Bild zerstörte und die Kunde von seiner Entstehung in unsere Hände kam, noch seinen Weg angetreten? Wer will das sagen! Es wird sein letzter Weg gewesen sein, und er wird endlich dorthin ausgemündet sein, wohin kein irdisches Denken zu dringen vermag."

Mir schlug das Blut ganz schwer nach diesen Worten. Wußte ich jetzt, warum ich in jener Nacht in Wien die Spur verloren hatte?

Ich konnte mir darauf keine Antwort geben. —

Die Kopie jener Tagebuchblätter lautet wie folgt: Ich habe heute das Bild des Marchese di Segli begonnen. Ich arbeite schlecht, das fühle ich. Das Bild wird von keinem Gelingen gesegnet sein. Meine Kunst ist gestorben, seit Marjory in der kühlen Gruft liegt. Ich habe mein ganzes Schaffen an Marjorys Bildnis verschwendet, mir bleibt nichts mehr, um Segli zu malen. Mir steht es immer vor Augen, wie es war, als ich zum letzten Male Marjory zur Sitzung gehabt hatte. Nie habe ich meinem Herzen erlaubt, die Gedanken zu denken, die es nicht denken durfte — und als ich an diesem Tage mein eigenes Bild sah und die letzten Striche daran machte, nur weil ich sterben zu müssen glaubte in dem Gedanken, daß dies das letzte, letzte Mal sei, daß Marjorys süßes Gesicht vor mir stand, als ich da mein Bild ansah, da sah ich, daß ich all meine Liebe, der ich weder Wort noch Gedanke erlaubt hatte, in diesem Bilde aufgeschrieben habe. Und ich sah, wie Marjorys Augen den meinen folgten, und mir war mit einem Male, als sähe ich an ihrem Blick, daß sie diese Sprache des Bildes zu lesen wisse.

Marjory!

Da wußten unsere Seelen eine von der anderen

das Geheimnis, dem wir beide doch weder Wort noch Gedanke geliehen hatten! Denn die Liebe erkennt die Liebe, wenn es nur ein Atemzug ist, in dem sie zittert. Was half uns nun all unsere Herzenstapferkeit, nun der selige Verrat doch geschehen war?

Marjory — da legte ich mein Gerät aus der Hand, vor das fertige Bild und trat auf dich zu. Ich sah das Wasser in deinen Augen — und ich küßte deine Tränen.

Du standest auf, du zürntest nicht, aber du gingst stumm, mit meinem Kuß auf deinen Augen.

Es war der frömmste Kuß, der je geküßt wurde — es war ja ein Abschiednehmen, bevor eine Vereinigung begonnen hatte. Ich hatte deinen Mund vermieden, denn ich wollte, durfte meine Leidenschaft nicht durchbrechen lassen, ich durfte nichts anderes aus der Hand dieser Stunde nehmen als den frommen Kuß eines Abschieds für immer.

Und als ich noch so stand, nicht wissend von mir und der Welt, einzig bewußt des Grams, der sich über mich gesenkt und der mein Leben lang nicht wieder weichen würde, da sah ich deine Gestalt still und lautlos zur Tür schreiten. Auch du gingst wie lastgebeugt. Aber noch ehe du mit deiner Hand den Vorhang der Tür erfaßt, sah ich ihn beben.

Ich sah ihn beben! Marjory — was war das? War das der Verrat, der hinter jenem Vorhang fortschlich?

Drei Wochen später trat das Entsetzliche ein.

Es war ein kalter Januarmorgen, gefrorener Nebel stand um das Schloß.

An diesem Tage —

Marjory! Was haben sie an dir getan! Ich habe es nie geglaubt, nicht einen Herzschlag lang.

Früh gellten deine Schreie durch das Schloß. Alle

rief dein furchtbares Schreien zuhauf. Hatten sie keine Ohren, wahrzunehmen, daß so nur das wirkliche Entsetzen zu schreien vermag — nicht aber kluge Verstellung, wie sie es nannten? In deinem Zimmer lag dein Gemahl — verblutet! Und dir war dies, was in der Nacht geschehen sein mußte, unbegreiflich! So klagtest du — und ein Hohnlachen antwortete dir! Man glaubte dir nicht, man hielt dich für der Tat und für der feigen Verstellung, sie von dir abzuwälzen, für fähig.

Umsonst waren deine Beteuerungen von der Furchtbarkeit deines Erwachens.

Es regte sich schließlich aber doch in einigen der Glaube an dich und deine Wahrhaftigkeit.

Da trat Marchese di Segli vor und sagte mit lauter Stimme zu dir: „Lege deine Hand an den Dolch, an dem noch das Blut des Toten klebt, und schwöre, daß du deinen Gemahl geliebt hast, daß du ihn immer und jede Stunde geliebt hast mit aller schuldigen Treue!“

Da, Marjory, wurde dein weißes Gesicht rot, und stumm schlugst du die Hände vor die Augen.

Marjory, da wußte ich, warum in jener Stunde der Vorhang an der Tür gebebt hat!

Und doch mußte ich stumm bleiben. Denn ich, gerade ich, war der einzige, der dir nicht helfen konnte!

Marjory, daß ich das durchlebt habe, kann ich nicht begreifen.

Und die Ereignisse gingen ihren Gang. Daß du auf Seglis Worte stumm bliebst, daß sein höhnisch triumphierender Blick aufreizend die Runde überflog, das machte dich in aller Augen der furchtbaren Tat für schuldig und für überführt.

Mit kalter Strenge ordnete Marchese di Segli an, daß ein Gericht zusammenberufen werde. Und in der

Nacht vor dem Tage, an dem dieses Gericht zusammentrat, gingst du aus dem Leben.

Marjory! Auch das habe ich mein Herz nicht begreifen lehren können! Jeder Schlag, den es tut, schreit dagegen: Es ist nicht wahr! Und die Gedanken überfallen mich wie Wölfe: Wenn es eine Hand gegeben hat — nicht die deine, Marjory — die deinem Gemahl dir zur Seite den Dolch in die Gurgel stieß, dann kann diese selbe Hand auch gegen dich den Stahl geführt haben!

Marjory, ich werde wahnsinnig über diesen Gedanken!

Ich habe den Vorhang an der Tür beben sehen, ehe eine sichtbare Hand ihn rührte, ich habe gesehen, wie ein Hohnlächeln über ein Schicksal bestimmte, ich hörte eine harte Stimme sagen, daß die Kirche einer durch eigene Hand aus dem Leben Gegangenen das Grab in geweihter Erde versage — ich habe alles dies gesehen, und ich werde wahnsinnig, wenn ich denke, daß ich die Hand kennen könnte, die in das Leben deines Gemahls und in das deine griff!

Wahnsinnig werde ich, wenn ich mich nicht rette!

In unserer Familie bestimmt die Überlieferung für den Fall, daß zwei Söhne da sind, den ältesten zum Erben des Namens und des Vermögens. Diese Bestimmung hat schon viel Unglück gebracht, aber nie hat ein Bruder den anderen so gehaßt, wie mein Vater von seinem jüngeren Bruder gehaßt worden ist. Als mein Vater starb, übertrug Segli diesen Haß, diesen nach einer Tat lechzenden Haß, auf mich, des toten Bruders einzigen Sohn. Marchese di Segli ist mein Vormund, ich mußte gehorchen, als er mich hierher rief, wo ich meine Kunst ausüben sollte. War ich nicht fast noch ein Knabe, als ich herkam? War nicht Marjory

fast noch ein Kind? Und schön, schöner als ein Pinsel sie je schildern könnte? Hat Segli unsere Schicksale einander gegenübergestellt mit dem Wissen und dem Wunsch, uns damit das Verhängnis zu geben? Und täuschten wir ihn, weil unsere Liebe, die da erblühte mit ihrer ganzen Naturgegebenheit, so stark und so rein war?

Da mußte er viel Böses ersinnen, viel Heimliches tun, um uns beide zu vernichten, um Marjory zu vernichten und mich durch sie!

Träume ich dies? Denke ich dies? Habe ich dies erlebt?

Segli — wehe dir und mir, wenn meine Gedanken mehr wären als nur meine Gedanken!

— — — — — — — — — — — — — —

Sind es nur zwei Tage, seit ich dies aufschrieb? Sind es nicht Jahrhunderte, Jahrtausende zwischen einem Gedanken und dem nächsten?

Segli, diese Abgründe des Irrsinns lehrst du mich kennen!

Ich werde nicht wahnsinnig. Ich habe ein Mittel — ein Mittel, das zu ersinnen furchtbar, anzuwenden beseligend ist. Ich kann wieder malen! Ich male, wie ich noch nie gemalt habe! Ich male nicht mehr mit Farben allein — das habe ich nie getan —, aber ich male auch nicht mehr mit meinem Herzblut, das ist alles an Marjorys Bild verbraucht — ich male mit allem, was noch in mir ist: mit meinem ganzen Willen, mit meinem furchtbar starken Willen!

Ich male Seglis Bildnis zum Zeichen seiner Sünde!

Das ist etwas, was mich mein Leben kosten wird, wenn es gelingen soll. Aber ich werde dennoch gesiegt haben. Ich werde sterben, aber ich male ein lebendiges Bild! Das Bild wird lebendig sein, wirkliches Leben

wird in ihm sein. Eines Tages wird Segli sterben, aber der Tod vermag ihn nicht aufzulösen, denn ich kette sein Leben an dies Bild. Zum Zeichen seiner Sünde tue ich es. Und seine Sünde ist so groß, daß ich in ihrem Zeichen mein Werk ausführen kann. Ich sauge sein Leben ihm aus und in die Leinwand hinein, wenn ich an dem Bildnis male. Jeder Strich, der entsteht, jede Farbe, die haften bleibt, heftet etwas von Seglis Leben an das Bild. Ich zerstöre ihm den Tod, ich male sein Leben in eine Leinwand, seinen Sünden zum Gericht!

— — — — — — — — — — — — — —

Ich male täglich an Seglis Bildnis. Heute hat Segli es selbst gesehen, und ich sah, wie er es mit Grauen und Entsetzen betrachtete. Es ist ein so ähnliches Bild, daß sich alle entsetzen. Was aber wirklich der Zauber des Bildes ist, davon haben sie keine Ahnung. Das weiß nur ich. Und der Tod wird es erfahren, denn ich bestehle den Tod! Ja, ich bestehle den Tod! Ich bezahle es mit dem Preis meines eigenen Lebens: ununterbrochen bringe ich meine ganzen Tage vor dem Bilde zu, auch wenn ich nicht daran male. Ich darf es nicht verlassen. Wenn ich nachts liege, nicht schlafe, im Dunkel meine Augen auf das Bild richte — dann fühle ich, daß es schon lebt.

— — — — — — — — — — — — — —

Ich werde immer schwächer, aber ich fühle, wie das Leben des Bildes an Stärke zunimmt. Segli, freue dich nicht auf den Tod! Die Greuel deiner Taten werden dich den letzten Genossen ersehnen lassen, du wirst ihn nahen fühlen, und du wirst der Befreiung von dir selbst entgegenlechzen. — — Und dann kommt meine Tat! Du wirst nicht völlig zu sterben vermögen, denn du lebst in diesem Bilde! Es ist Leben von dir,

und ich habe den Tod um dich bestohlen! Du und der Tod, ihr sollt miteinander kämpfen — immer wieder! In der Nacht, in der du deine Sünden kröntest, wirst du wieder in das Leben kommen, ein Scheinmensch, dem keiner derjenigen, die ihn sehen, anmerken wird, welch ein Gast er im Leben ist. Du wirst mitten im Leben sein in dieser Nacht. Und der Tod wird Jagd machen auf seine Beute. Du wirst sterben — und dennoch nicht ganz aufgelöst werden, solange dein Bildnis lebt! Rastlos wirst du so diesen Kreislauf zwischen Tod und Leben tun, wirst rastlos aufgehetzt zu Leben und Sterben werden — in der Nacht, die deine Sünden krönte!

Marjory ging in der Nacht des 8. Februar aus der Welt!

— — — — — — — — — — — — — —

Ich habe kaum mehr die Kraft, die Feder zu führen. In jeder Nacht fühle ich, wie mir das Leben entweicht. Dann fühle ich, wie die Leinwand es aufnimmt, und wie mein Leben, das ich in sie hineinopfere, das Leben Seglis in das Bild hineinzieht. So feßle ich ihn. So gelingt mir die Tat, die ich an ihm zum Gericht seiner Sünden ausführen muß.

— — — — — — — — — — — — — —

Ich fühle, es ist zu Ende. Ich darf sterben, denn das Bild lebt. Morgen werde ich Asche sein, aber das Bild pulst. Wehe dir, Segli! Wehe dir, daß das Leben, das allen Sterblichen das Köstlichste ist, dir zum Furchtbarsten wird! Auch mir war einmal das Leben das Köstlichste, auch Marjory und Marjorys finsterem Gemahl.

Wir mußten es zu früh dahingeben. Du sollst es zu lange tragen müssen!

Ich bin so müde, so müde, als wenn ich gar kein

Leben mehr hätte. Meine letzte Kraft wird für die Hantierung reichen, diese Blätter in dem Versteck, den ich selbst in den Rahmen hineingearbeitet habe, zu verbergen. Jahrhunderte hindurch werden sie dort bleiben, Jahrhunderte hindurch wird das Bild leben.

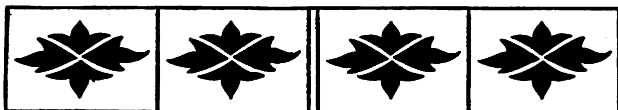
Ich aber bereite mich jetzt zum Sterben.

Ich sterbe still und geheim.

* * *

Das ist die Geschichte vom roten Marchese, die ich habe erzählen hören, und die ich um ihrer Seltsamkeit willen wiedererzählen wollte.





Auf den Großvenediger mit Skiern.

Von Robert Heidrich.

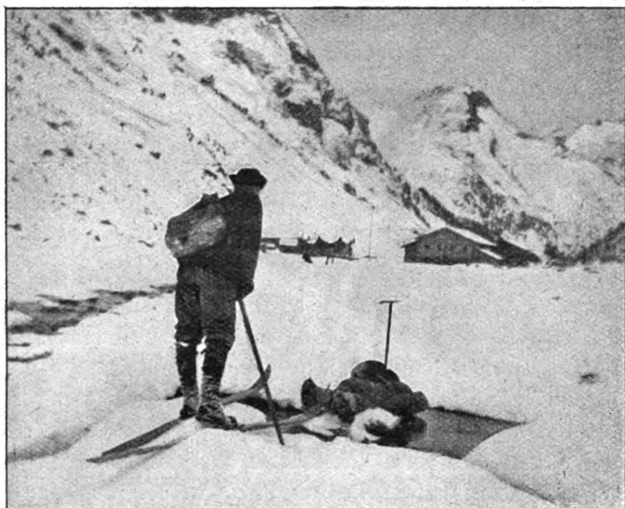
Mit 6 Bildern.  **(Nachdruck verboten.)**

Immer rascher vollzieht sich die Einbürgerung der Schneeschuhe als Hilfsmittel des Bergsports in unseren Hochalpen. Die Bergführer in den Hochtälern leisteten zwar anfänglich Widerstand und wollten sich weiter bei Hochtouren nur mit Steigeisen und Eispickeln begnügen, aber je mehr die langen, schmalen, im skandinavischen Hochland von alters her als Verkehrsmittel heimischen hölzernen Gleitschuhe auch bei uns in Deutschland und Österreich als Wintersportgerät überall da in Gebrauch kamen, wo die Bodenbeschaffenheit Abhänge zum flotten Abfahren bietet, um so größer wurde auch unter den Alpenfreunden die Zahl der sportsmäßig geschulten Bergsteiger, die sich mit dem neuen Bewegungssport befreundeten.

Da konnte es nicht ausbleiben, daß eifrige Alpinisten, mit Skiern ausgerüstet, immer höher hinauf in die Alpenwelt drangen, um in den Revieren des ewigen Schnees ihre Kunst zu erproben.

Vorsicht ist bei solchen Skifahrten im Hochgebirge freilich sehr geboten. Nur da, wo bei der Besteigung eines Bergriesen längere Geröllhalden, Firnfelder von nicht zu steiler Neigung in Betracht kommen, kann der Schneeschuh mit Vorteil gebraucht werden. Die feste „Bindung“ der Füße auf den schmalen Gleitbrettern

und deren Länge stellen für ihren Gebrauch auf steiler Fläche sowohl beim Bergansteigen wie beim Abfahren auch dem gelenkigsten und abgehärtetsten Skiläufer gewisse Grenzen. Die Wirkung der Wintersonne auf die Schneeoberfläche ist auch in jenen hohen Lagen be-



Ein Trunk mit Hindernissen.

deutend genug, daß sie an vielen Bergwänden den Niedergang von Lawinen erzeugt, und mit dieser Gefahr ist sorgsam zu rechnen. Nur in seltenen Fällen läßt sich der größere Teil einer Gipfeltour auf Skiern zurücklegen, allein bei einer Abfahrt über weite Firnfelder oder Bergalmen geht's um so lustiger voran. Strecken, die beim Aufstieg einen Zeitaufwand von vielen Stunden erfordern, werden bei der fröhlichen Niederfahrt in 15 bis 18 Minuten zurückgelegt.

Unserem heutigen Bericht sind eine Reihe lebens-

voller Momentaufnahmen beigegeben, und zur Erläuterung der Bilder, die die erste Besteigung des Großvenedigers mit Skiern darstellen, möge einer der Teilnehmer der kühnen Hochtour, der Grazer E. v. Graff, selber das Wort nehmen. Noch drei andere bewährte Alpinisten aus Graz, Karl Domenigg, Architekt Sehrig, Freiherr Günther v. Saar, waren an der zweitägigen Bergfahrt beteiligt.

Vorher aber wollen wir unsere Leser, soweit sie in den Hohen Tauern noch fremd sind, in dieser großartigsten Gebirgsgruppe der Ostalpen ein wenig zurechtweisen.

Der Großvenediger ist in ihr die zweithöchste Erhebung. Bei einer Höhe von 3673 Meter wird er von seinem noch berühmteren höchsten Nachbar, dem Großglockner, mit seiner schlanken Firnpyramide um nur 124 Meter überragt. Tirol, Salzburg und Kärnten, deren Grenzen im Glocknergebiet zusammenstoßen, haben Anteil an der sehr gletscherreichen Gebirgsmasse, die das Flußgebiet der Salzach im Norden und das von Rienz und Drau im Süden auf eine Strecke von etwa 150 Kilometer Luftlinie scheidet. Mit der Venedigergruppe endet die Tauernkette im Westen; ihr sind die Alpen des Zillertals vorgelagert, das sich westlich ins breite untere Inntal öffnet, aus dem dann von Innsbruck her die Brennerbahn dies letztere Gebirge umzieht. Einem der westlichen Gletscher der Venedigergruppe, dem Krimmler Kees, entspringt das bedeutendste Quellwasser der Salzach, dessen Wasserfälle, die Krimmler, berühmt sind. Im Osten der Glocknergruppe, wo das nicht minder bekannte Wildbad Gastein, zu Salzburg gehörig, in seiner romantischen Talschlucht versteckt liegt, schließen sich im Süden der Enns und hinter dem Arltal den Hohen die Kleinen Tauern an.

In keinem anderen Alpengebiete sind so lange Zeit vor der Touristenperiode von den Einwohnern selbst schon zu Zwecken des Verkehrs und Handels so viele Übergänge über hohe, zum Teil vergletscherte Pässe gemacht worden wie in den Tauern. Das Wort „Tauern“ ist die alte, im Salzburgischen übliche Be-



Vor der Prager Hütte.

zeichnung für die hohen Gebirgsübergänge, die für den Salzhandel und die Metallausfuhr schon in Römerzeiten Bedeutung gewannen. Auch damals schon, wie dann im Mittelalter, stand in diesem Gebirge der Bau auf Edelmetalle in Blüte, wovon viele Sagen und Ortsnamen heute noch Kunde geben, und dessen Einrichtungen und Bräuche sich zum Teil im Reviere des Hohen Goldbergs im Osten von Heiligenblut hinterm Mölltal erhalten haben.

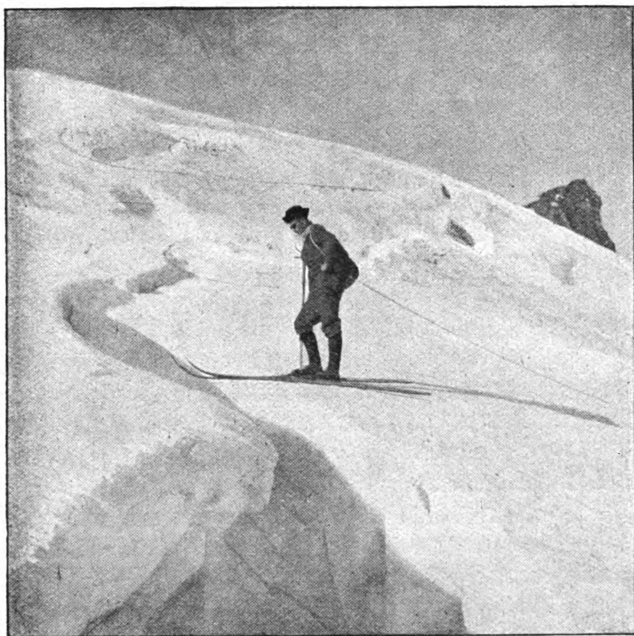
Auf die alten Zeiten weist auch der Name „Groß-

venediger" zurück. „Venediger" nannte man damals hierzulande die in „geheimer Wissenschaft erfahrenen Goldsucher", die aus Italien in die deutsche Bergwelt kamen.

Wundervolle Naturschönheiten hat in den Hohen Tauern seit unvordenklichen Zeiten die Fülle des wilden Wassers erzeugt, das aus Quellen und von den Gletschern nach Norden und Süden zur Drau und zur Salzach herabfließt. Von den zahlreichen Wasserfällen sind nächst den Krimmler Fällen die bei Gerlos und die des Sulzbachs im Quellgebiete der Salzach berühmt und von den wildbachdurchtosten Felsenengen die Liechtensteinklamm bei Sankt Johann an der Salzach und die Kitzlochklamm am Eingang in die Rauris mit ihrem Goldberg südöstlich vom Glockner.

Sowohl von Norden her, vom rechten Ufer der Salzach, als auch vom Pustertal im Süden, durch welches vom Toblacher Sattel aus die Rienz nach Westen und die Drau nach Süden fließen, ziehen verschiedene Hochtäler in die reichumgletscherte Bergwelt hinauf. Uralt ist der Saumweg, der von Mittersill an der Salzach durch das Velbental zwischen dem Venediger und dem Glockner über den 2540 Meter hohen Velber Tauern ins Tauerntal nach dem Dorf Windisch-Matrei und von hier durchs Iseltal weiter nach dem alten Städtchen Lienz im Pustertal führt, das heute die beliebteste Ausgangsstation für die Bereisung unserer Berggruppen ist. Von Mittersill bis Matrei sind es 13 Stunden zu gehen, von Matrei nach Lienz mißt die Fahrstraße 30 Kilometer. Im Norden nimmt Zell am See, unweit von Mittersill gelegen, einen ähnlichen Rang wie Lienz an der Salzburg-Tiroler Bahn ein, die bei Wörgl in die Bahnstrecke Kufstein-Innsbruck mündet. Von diesem schönen Sommerfrischort Zell sind ebenso das

Fuscher Tal mit seinem Aufstieg über die Pfandelscharte ins Gletschergebiet des Großglockners wie das Obersulzbachtal leicht zu erreichen, durch das von Neukirchen an der Salzach her der früher beliebte, aber recht be-



Wie nun weiter?

schwerliche Aufstieg zum Unter- und Obersulzbachkees des Großvenedigers bewerkstelligt wird.

Auf diesem Wege wurden in den Jahren 1828 und 1841 die ersten erfolgreichen Ersteigungen des Großvenedigers unternommen, und die zuerst 1875 von der Sektion Salzburg des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins auf der letzten Felsterrasse vor dem

Gletscher erbaute Kürsinger Hütte, deren Aussichtsplatte der Großvenediger, der Große Geiger, die Maurerkeesköpfe, Sonntagskopf und Schlieferspitze umragen, gilt nächst der Schaubachhütte am Ortler als die schönstgelegene Klubhütte in den Alpen. Von Neukirchen bis zur Hütte rechnet man 7, von hier auf die Spitze 6 Stunden.

Weniger beschwerlich ist die Besteigung von Windisch-Matrei aus, und seit von der Brennerbahn in Franzensfeste die Pustertalbahn nach Toblach, Lienz und Villach abzweigt, hat sich auch die Zufahrt auf der Straße von Lienz nach Matrei und das Verkehrswesen für die Besteigung des Venedigers von hier aus bedeutend verbessert.

Wie die Glocknergruppe besteht auch die Venedigergruppe aus einer größeren Anzahl von Bergspitzen, die sich, gleich den obengenannten nördlichen, über 3000 Meter Höhe erheben. Im Südwesten sind dies die Dreiherrnspitze, die Röthspitze, Simonyspitze, im Südosten Eicham- und Gubachspitze, im Zentrum Kleinvenediger, Rainerhorn, Kristallwand und 's Hohe Aderl. Die Entfaltung des ganzen ausgedehnten Systems von hohen Gebirgsästen und tiefen Tälern mit ihren weißschimmernden Gletschern und Wasserfällen ist nach Süden zu viel offener und ausgedehnter; Wald und Obstkulturen umkleiden die vorderen Höhen, welche das Defereggental und Kalser Tal, die von Matrei ins Iseltal münden, umragen. Gleich bei Lienz erhält auf der Venedigerwarte am Schloßberg der Reisende einen vollen Begriff seines Reiseziels, und der mächtige Eindruck dieser Aussicht auf die ernste Bergpracht der aus Gneis und Schiefer bestehenden Hohen Tauern tritt dabei in einen malerisch-poetischen Kontrast zu den hellschimmernden zackigen

Kalkfelszinnen der Dolomiten, die sich auf der Südtiroler Seite des Pustertals gegen das Gailtal hin aneinander ketten. Das Mölltal, in das man rechts von Lienz bei Dölsach den Zugang nach Heiligenblut, ins Glocknergebiet gewinnt, weist den gleichen Gegensatz auf zu dem ernsten Fusch er Tal mit den Zugängen



Zwischen Gletscherspalten.

von Norden her zum Pasterzengletscher am Glocknerhaus.

Von Lienz, Windisch-Matrei und Gschlöß aus wurde der Großvenediger 1865 vom Ingenieur Pegger zuerst bestiegen. Lienz liegt 667 Meter, Matrei 973 Meter hoch; der Poststellwagen braucht für die Fahrt durch das obstreiche untere Iseltal, in das rechts über die Kalser Höhen der dem Glockner vorgelagerte Hochschober und die Schleinitz herniedergrüßen, $5^1/_2$ Stunden.

Matrei ist ein ganz stattlicher Ort mit guter Herberge. Es liegt, von Steinwällen umgeben, vom Schloß Weißenstein überragt, an der Mündung des Tauerntals in das Iseltal, das weiter aufwärts, gegen das Mullwitzkees hin, Virgental heißt. Das Kals-Matreier Törl (2205 Meter) mit seinem vom Rauterwirt errichteten Gasthaus ist ein herrlicher Aussichtspunkt. Der Aufstieg zum Venediger führt in 4½ Stunden zum Matreier Tauernhaus und weiter in 1½ Stunden zu den Sennhütten von Außer- und Inner-Gschlöß (1704 Meter).

Hier öffnet sich über dem grünen Talboden, den links der Plattenkögel überragt, ein prachtvoller Blick auf die Gletschermasse des Schlattenkees, die der Kesselkopf vom Viltragenkees trennt, auf die Kristallwand und den Venediger über ihnen. An den südlichen Gehängen des Kesselkopfs mit seinen Wasserfällen führt ein guter Weg in 3½ Stunden zur Prager Hütte, die (2492 Meter hoch) bei großartiger Aussicht angenehme Unterkunft bietet. Der erste Hüttenbau der Sektion Prag des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins hier wurde 1877 im Frühjahr von einer Lawine zerstört. Von der Hütte führt der Weg zunächst sanft ansteigend ununterbrochen über Firnfelder am Nordrand des Schlattenkees hin gegen den Niederen Zaun (3065 Meter), einen Felsenkamm, der jenen vom Viltragenkamm scheidet. Bald wird im Süden das Rainerhorn sichtbar und, indem man dieses links, den Kleinvenediger rechts liegen läßt, steigt man auf einem langgestreckten, breiten Firngrat auf die Spitze des Großvenedigers. Auch im Sommer ist es ratsam, nicht bis zur höchsten, meist überhängenden Firnkuppe vorzubringen.

Von der Prager Hütte bis hierher rechnet man bei

gutem Wetter kaum 5 Stunden. Die Aussicht ist eine der großartigsten der deutschen Alpen: im Westen sieht man den Ortler und die Berninagruppe, im Süden den tausendzackigen Bergwall der Dolomiten bis zum Triglav; im Osten stellt der nahe Glocknerstock mit seinen strahlenden Gipfeln alles in Schatten; im Norden sind



Rast am Niederen Zaun.

jenseits der Salzach die oberbayrischen Alpen mit der Zugspitze, ferner Watzmann und Dachstein zu schauen.

Auf diesem Wege ist von den obengenannten Grazer Alpinisten die Ersteigung des Berges zum größten Teil auf Skiern ausgeführt worden. Sie hatten im Matreier Haus übernachtet. Es war in der Weihnachtszeit. „Um halb sieben Uhr morgens,“ so berichtet E. v. Graff, „verließen wir das gastliche Hospiz und fuhren mit Schneeschuhen bei blitzendem Sternenhimmel die steilen Serpentinen hinauf, die zur Alpe

Inner-Gschlöß führen. Als wir den Almboden erreicht hatten, sahen wir zum ersten Male den Kleinvenediger in leuchtendem Morgenrot vor uns stehen, von dem das breite Schlattenkees herab gegen Inner-Gschlöß zieht, bis es in wilden Eisbrüchen gegen das Tal abstürzt. Von Inner-Gschlöß suchten wir den Talwinkel zu erreichen, auf dessen tief herabreichender Gletscherzunge wir so weit hinauffuhren, als Eis und Felsenhänge uns das weitere Vordringen gestatteten. Dann wandten wir uns nach rechts und stiegen, mit Steigeisen und Pickel bewaffnet, die Hänge des Kesselkopfs empor. Harter Schnee, vereiste Gratschroffen und plattiger, vereister Fels unter lockerem Schnee erschwerten und verzögerten den Anstieg so sehr, daß wir erst mit Sonnenuntergang etwa 50 Meter westlich der Prager Hütte, aber in gleicher Höhe mit ihr standen."

Das letzte Stück konnte nur mit Hilfe ermüdender Schneewaterei zurückgelegt werden. Es war halb sechs Uhr abends, als man tiefaufatmend endlich die Hütte erreichte.

Am nächsten Morgen erfolgte der Aufbruch gegen sieben Uhr, und in den nächsten drei Stunden gelangten die Wanderer, immer auf Skiern, bis zum Niederen Zaun. Nach kurzer Rast ging's über blankes Eis zwischen Spalten und Seraks mit Steigeisen vorwärts bis zur oberen der beiden scharf ausgeprägten Terrassen. Dort konnten wieder die Schneeschuhe angelegt werden, die bis auf die Einsattelung zwischen dem Venediger und Hohen Aderl (3501 Meter) gute Dienste taten. Hier wurden die Rucksäcke zurückgelassen, die Skier zunächst aber bis zum letzten steilen Stück vor dem nahen wächtengekrönten höchsten Gipfel anbehalten. Nur Architekt Sehrig bediente sich ihrer weiter beim Aufstieg über den obersten Keesboden. Gleich ihm ge-

langten die drei anderen mit Steigeisen und Pickel glücklich um vier Uhr nachmittags auf die eisige Höhe. Zuletzt war ein durchschnittlich 8 Meter breiter Eisschrund auf einer schmalen Eisbrücke zu überschreiten. Die Aussicht war bei dem herrlich klaren Winterwetter wundervoll klar und weit.

„Bei Sonnenuntergang," erzählt v. Graff weiter,



Es ist erreicht!

„traten wir den Abstieg an und waren bald bei dem zurückgelassenen Gepäck angelangt, wo wir uns durch eine kurze Rast zur Abfahrt vorbereiteten, indes die befirnten Gipfel und Höhen im Abendrot glühten. Sausend, in oft kilometerlangen Serpentinen, fuhren wir hinunter zu der oberen Terrasse, wo wir uns anseilten und vorsichtig über den trügerischen Firn in die Tiefe stiegen, aus der die dampfenden Nachtnebel über Spalten und Eisbrüche heraufkrochen. Graue Wolken hingen um die Gipfel, als der Mond hinter dem Rainerhorn (3554 Meter) aufging und wir bei seinem fahlen

Licht über den letzten wildzerrissenen Eishang hinunter zum Niederen Zaun abstiegen. Nun legten wir wieder die Schneeschuhe an und fuhren bei Laternenschein vorsichtig zwischen den großen Felsblöcken zur Prager Hütte ab, die wir um Mitternacht nach achtzehnstündigem Tagmarsch wieder erreichten. Während des Abendessens donnerten in den Eisbrüchen des Hohen Zaun die Lawinen hinunter.

Am nächsten Tag verließen wir um zehn Uhr die Hütte. Teils sitzend abfahrend, teils absteigend kamen wir unerwartet schnell in das sichere Gschlößtal, wo wir uns wieder die Schneeschuhe anschnallen konnten. Mit Windeseile glitten wir über den guten Schnee die letzten Hänge hinunter zum ebenen Almboden, wo wir nichts mehr von Schnee und Lawinen zu fürchten hatten."





Die Treulose.

Eine Wiener Geschichte von A. Noël.

(Nachdruck verboten.)

Der Hausknecht im grünen Kittel bespritzte eben den Fußboden des geräumigen Ladens mit Wasser aus seinem Trichter, um den Staub niederzuschlagen, ehe er sich an das Auskehren machte.

Es war still hier und morgendlich leer, die Kühle der Nacht hatte sich noch nicht lange verflüchtigt. Dennoch war der kastenartige Kaminofen mit dem kupfernen Wellblech schon in den Ruhestand versetzt worden, weil der junge Chef keine hohen Temperaturen liebte. Ja, er war wohlgenährt, ihn fror nicht. Die magere Verkäuferin hingegen zog mit deutlich zur Schau getragenem Frösteln ihren Schal um die spitzen Schultern und rieb sich die Hände.

Schon die Art der Waren, die sich hinter den gläsernen Schiebwänden ringsum zeigten, machte kalt: blitzblanke Kameras, Kodaks, photographische Neben- und Hilfsapparate aller Art ließen den schönen hohen Laden nüchtern und kühl aussehen. Dieser Eindruck wurde nur durch die großen und kleinen Photographien gemildert, die überall hingen und beinahe eine Art Kunsthandlung vortäuschten.

„Karl Erdmann Melhorns Sohn, photographische Artikel“ stand draußen auf dem Firmenschild. Es war ein altes Geschäft mit einem großen Kundenkreis.

Doch zu dieser frühen Stunde kam noch niemand. Dagegen lag bereits ein ganzer Stapel von Briefen auf der Platte des Schreibtisches im Hinterzimmer, wo der junge Chef schon fest an der Arbeit war. Er zog die Beschäftigung im Kontor dem Kundenverkehr vor. Namentlich wenn eine junge, elegante Käuferin den Laden betrat, machte er sich sofort unsichtbar.

Zum Glück konnte er sich auf seinen guten Kistenmacher verlassen, der, noch unter seinem Vater eingetreten, seit vielen Jahren im Geschäft und bisher mit Leib und Seele dabei gewesen war.

Seit der letzten Zeit freilich ließ er darin etwas nach.

Zum Beispiel heute. Es ging schon auf neun Uhr, und er war noch nicht da. Daß sich ein Mensch plötzlich so verändern konnte!

„Ich werde mich gewiß nicht so verändern,“ dachte Ernst Melhorn zuversichtlich. Wenn bei Kistenmacher nur nicht irgend ein Frauenzimmer dahinter steckte!

Es sah sehr verdächtig aus. Immer verspätete er sich jetzt am Morgen und hatte es am Abend gar eilig, fortzukommen. Auch sein Gesichtsausdruck und sein Aufzug waren nun ganz anders.

Er hatte sich wahrhaftig schon einen neuen Sommerüberzieher angeschafft, er, der sonst so lange wie irgend möglich im Winterrock einherging.

Eben öffnete sich die dem Ladeneingang gegenüberliegende Tür des Kontors, die zu dem rückwärtigen Ausgang führte, und Melhorn sah seinen ersten Gehilfen eintreten — nicht nur in dem neuen hellen Überzieher, sondern obendrein mit einem Veilchensträußchen im Knopfloch und mit ganz ungewohnter Straffheit der Haltung.

Er hing seinen Rock an den Nagel, tat das Sträußchen in ein Glas Wasser und stellte es auf seinen Schreib-

tisch, und obgleich Ernst Melhorn tat, als sähe er gar nicht hin, entging ihm doch der zärtliche Blick nicht, mit dem Kistenmacher die Blumen gleichsam liebkoste.

Jetzt blieb gar kein Zweifel mehr übrig — Kistenmacher hatte eine Bekanntschaft. Er, der reife, ernsthafte Mensch, an dem Ernst Melhorn es so hochgeschätzt hatte, daß er auch so ein Stück Weiberfeind war wie er selber. Und nun sollte ihn doch eine herumgekriegt haben?

Harmlos tuend, trat Kistenmacher heran und fragte nach der Post. Melhorn schob ihm die eröffneten Briefe hin, über die dann ein weniges gesprochen wurde, da sie zumeist Bestellungen enthielten.

Aus einer dritten Tür, die zum Magazin führte, erschien ein älterer, breitschultriger Mann, der zweite Gehilfe Groner, dem es oblag, die Postaufträge zur Ausführung zu bringen. Sie wurden ihm übergeben, und er verschwand damit wieder.

Nun wollte Melhorn eine der in einem Nebenraum arbeitenden Maschinenschreiberinnen hereinrufen, um ihr einige Antworten auf die eingelaufenen Briefe zu diktieren, allein Kistenmacher hielt ihn mit einer Handbewegung davon ab.

„Einen Augenblick, Herr Melhorn! Ich habe Ihnen etwas zu sagen.“

Aha! Da hatte man's ja! Melhorn blickte seinen Untergebenen mißtrauisch an.

Sie waren im Alter nicht gar weit auseinander. Kistenmacher zählte einige Jahre über dreißig, Melhorn hatte eben das dreißigste Jahr erreicht.

Dennoch sah er bereits gesetzter aus als der andere, denn er war von so kräftigem Körperbau, daß seine Figur trotz ihrer beträchtlichen Höhe gedrungen schien, und er begann auch schon, an den Schultern Fett an-

zusetzen, was immerhin besser war, als wenn es sich in der Mitte des Leibes vorgelagert hätte.

Sein Kopf mit dem festen, geradlinigen und etwas kurzen Profil paßte gut zu seiner Figur. Er trug keinen Bart; sogar das Schnurrbärtchen war stark gestutzt. Breitstirnig, trotzig und blauäugig, wie er war, machte er durchaus den Eindruck eines ehrenwerten, vertrauenswürdigen Charakters, und er pflegte sogar mehr Sympathien zu erwecken, als er in Anspruch nahm.

Rudolf Kistenmacher war länglicher, beinahe hager, mit Gruben in den Wangen, zu denen der lange, weiche Schnurrbart ein wenig in Widerspruch zu stehen schien. Mit seinem sehr dunklen Haar und den beinahe düster blickenden Augen hatte er früher den Eindruck gemacht, als neige er zur Melancholie, obgleich das in Wahrheit nicht der Fall war. Nun war aber auch der Schein davon verschwunden, und er sah beinahe übermütig drein.

„Na?“ fragte Melhorn, die Brauen zusammenziehend.

„Ich weiß, Sie werden entsetzt sein, Herr Melhorn, aber heraus muß es: Ich habe mich verlobt.“

Ernst Melhorn schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. „Kistenmacher, sind Sie verrückt? Gleich verloben! Daß Sie ein Techtelmechtel haben, mußt' ich ja merken“ — dies mit einem Blick nach den Veilchen — „aber deshalb muß man sich doch nicht gleich verloben? Haben Sie an einer bösen Erfahrung noch nicht genug?“

Kistenmacher war nämlich in seinen frühen Jugendjahren schon einmal verlobt gewesen, allein während er sein Jahr abdiente, heiratete seine Braut einen anderen.

„Die ist jetzt verschmerzt, die böse Erfahrung," antwortete Kistenmacher lächelnd, „ja, sogar gerechtfertigt. Helene mußte mir das antun, sonst hätte ich jetzt meine Lisa nicht finden können."

Seine Lisa!

„Ist sie wenigstens aus einem ordentlichen Hause?" forschte der junge Chef.

„Ihr Vater ist erster Buchhalter bei C. B. Fröschleins Nachfolger. Lisa selbst ist Empfangsdame im Atelier Gabriele am Graben."

„Empfangsdame im Atelier Gabriele!" entsetzte sich Ernst. „Wo sämtliche Modenarren, Sportgigerln, Leutnants und Schauspieler sich abkonterfeien lassen! So eine, die mit der ganzen Kundschaft liebäugeln muß! Mensch, Sie stürzen sich ins Unglück! Wollen denn auch Sie durchaus an einem Weib zugrunde gehen?"

Kistenmacher lächelte milde verzeihend. Man wußte doch, woher Ernst Melhorns Frauenhaß stammte. Daher, daß seine Mutter ihren sie anbetenden Gatten und ihr einziges Kind verlassen hatte, um mit einem gewissenlosen Galgenstrick in die Welt zu gehen und nie wiederzukehren. Nun glaubte er, daß von jeder Frau ähnliche Unzuverlässigkeit zu gewärtigen sei.

„Grad' so eine haben Sie sich aussuchen müssen!" grollte Ernst.

„Man sucht sich keine aus," wandte Kistenmacher ein, „sondern man wird einfach von seinem Schicksal erreicht. Vielleicht geht es Ihnen auch noch einmal so, Herr Ernst."

„Dann können Sie mich gleich ins Narrenhaus sperren!" widersprach Ernst entrüstet. „Nein, ich neige, Gott sei Dank, nicht zu solchen Wahnsinnsanfällen."

„Zu meiner Rechtfertigung muß ich doch —" begann Kistenmacher, während er in seiner Brusttasche wühlte.

„Lassen Sie's stecken!“

„Sie werden mir aber doch erlauben, Ihnen meine Braut zu zeigen?“

„Ich bitte Sie, verschonen Sie mich damit!“ ersuchte Ernst unwirsch. „Vielleicht überlegen Sie sich's noch. Und wenn nicht, so hat die Vorstellung noch Zeit.“

„Wie Sie wünschen,“ antwortete Kistenmacher beleidigt.

— — — — — — — — — — — — — —

Es sollte Ernst Melhorn doch nicht erspart bleiben, die Verführerin seines Angestellten zu erblicken.

Jeden Nachmittag nach fünf Uhr pflegte er ein Kaffeehaus aufzusuchen, das in der Straße lag, in die das „Durchhaus“, worin sich sein Geschäft befand, mündete.

Von seinem Eckplatz aus sah er an einem der nächsten Tage am jenseitigen Bürgersteig eine Dame, die ihm durch ihre wohlgebaute Figur auffiel. Gutsitzendes blaues Kostüm und ein roter Hut, den Kirschen und Blätter schmückten und unter dem dunkles, welliges Haar hervorblickte.

Die junge Dame ging langsam auf und ab, so daß Ernst sie mit Muße betrachten konnte. Sie war auffallend hübsch, das ließ sich nicht leugnen, und er, der sonst kaum je mehr als einen Blick an eine Vorübergehende wandte, folgte der Gestalt mit den Augen bis an die Straßenecke, an der sie wieder umkehrte.

Einmal grüßte ein älterer Herr sie im Vorübergehen, und sie dankte ihm mit einem freundlichen Blick und mit einem liebenswürdigen Lächeln, bei dem sich ein Grübchen in ihrer Wange zeigte.

Dieses Lächeln ärgerte Ernst ein wenig. Lächelte die einen jeden so an? Wer mochte sie wohl sein, und

auf wen wartete sie da? Denn es war sicher, daß sie jemand erwartete.

In diesem Augenblick kam mit langen Schritten Kistenmacher aus dem Durchhaus, in dem sich der rückwärtige Eingang zum Geschäft befand, und trat rasch auf die Wartende zu.

Sie begrüßte ihn mit einem strahlenden Blick und reichte ihm die Hand, die er an die Lippen zog.

Dann schob er seinen Arm unter den der jungen Dame, und so, eng aneinandergeschmiegt, gingen sie die Straße hinab und verschwanden um die Ecke.

Es war Kistenmachers Braut — seine Lisa!

Kistenmacher hatte seinen Chef nicht gewahrt, er ahnte also nicht, daß dieser seine Braut schon gesehen hatte, und da er auf diese sehr stolz war und er sie seinem Vorgesetzten doch irgendwie zeigen wollte, fand Ernst eines Morgens auf seinem Schreibtische ein Bild liegen, das wie von ungefähr da vergessen worden war.

Das Brustbild einer jungen Person in einer ausgeschnittenen weißen Spitzenbluse, von rückwärts aufgenommen, als blicke sie sich nach dem Beschauer um.

Ernst fand da seinen ersten Eindruck bestätigt. Hübsch, o ja, sogar sehr hübsch! Aber auch eine Sirene, eine Männerfischerin wahrscheinlich! Diese Kopfhaltung, dieses kokett lockende Lächeln! Wenn die mit Kistenmacher fürlieb nehmen wollte, so bewies das nur, daß alle anderen ihr abgeschnappt waren.

Ernst legte das Bild auf Kistenmachers Schreibtisch zurück; aber er konnte das Gesicht nicht vergessen. Dieser Blick, das Grübchen in der Wange, dieses Lächeln! Und das sollte eine brave, genügsame Hausfrau für Rudolf Kistenmacher abgeben? Unmöglich! Es würde ihm gehen, wie es anderen auch ergangen war. Das Glück, das zu ihm gekommen zu sein schien,

war in Wirklichkeit nur das Unglück in betörender Verkleidung.

Aber mit dem Menschen war ja darüber nicht zu reden. Er war nur zu retten, wenn man ihm mit Beweisen kam.

Wie sollte man das machen? —

Wenn Ernst Melhorn in diesen Apriltagen über den äußeren Burgplatz ging, wo die rundgeschnittenen Fliedersträucher im vollsten Blühen standen und großen Sträußen auf einer riesigen weißen Tischplatte glichen, dann regte sich etwas Eigenes in seinem Inneren. In solchen Augenblicken sah er ein, daß die Fähigkeit, sich täuschen zu lassen, dem Menschen zu weit schöneren Stunden verhilft, als man sie sonst erlebt.

Doch wenn diese Stimmungen vorbei waren, sagte er sich wieder, daß es seine Pflicht und Schuldigkeit sei, sich um seinen Angestellten anzunehmen und ihn nicht ins Unglück rennen zu lassen, wenn er sich vielleicht an eine Kokette binden wollte, mit der er Schlimmes erleben würde.

Alle weiblichen Angestellten seiner Firma sagten einstimmig, natürlich nicht in Kistenmachers Gehörweite, seine Braut sähe raffiniert und falsch aus, und obgleich man ja wußte, wie die Frauenzimmer aufeinander loshacken, diesmal mochte schon etwas dran sein.

Tatsache war, Ernst mußte mehr an die Geschichte denken, als ihm zukam. Sein Verantwortlichkeitsgefühl war eben rege geworden und ließ ihm keine Ruhe.

Unversehens fand er sich eines Tages auf seinem Nachmittagsausgang vor dem hohen, neumodischen Hause, das oben in den Lüften den bekannten Glaskäfig für ein photographisches Atelier trug.

Nicht nur rechts und links vom Hauseingang hingen

die Bilder, sondern auch der Flur war in eine kleine photographische Galerie verwandelt.

Hier sah man Mitglieder der kaiserlichen Familie, ganze Trauben von kleinen Erzherzogen und Erzherzoginnen. Der nächste Rahmen enthielt Hocharistokratie mit den stolzesten Namen, Militär und Diplomatie. An der Wand gegenüber machte sich das Theater breit: Tenor und Soubrette in verliebten Stellungen, komische Szenen aus einer Operette, Hamlet, die lustige Witwe, Mephisto, der junge Siegfried und der Wurzelsepp bunt durcheinander.

Und da, als Mittelpunkt des letzten, am meisten nach innen gelegenen Rahmens, stand s i e in einem weißen Kleide, das schlicht und doch elegant an ihr herabhing, in vollkommen natürlicher und unbefangener Haltung, so vornehm aussehend wie die blaublütigsten unter den Damen drüben und hübscher als alle die weiblichen Bühnensterne miteinander.

Und wie sie da wieder lächelte! Unsinnig war's von Kistenmacher, zu denken, daß ein solches Geschöpf sich für immer mit dem begnügen werde, was er ihr zu bieten hatte.

Lange stand Ernst und starrte immer unverwandt das Bild an.

Das große Haus war wie ein Bienenstock, und daher wurden die Beschauer der Bilder jeden Augenblick von Ein- und Ausgehenden gestört. Eben streifte ein vorübergehender Herr etwas unsanft an Ernst an, der sich unmutig umwandte, als schon wieder die Glastür des Windfangs nach außen schlug und eine junge Dame in blauem Kostüm mit Kirschenhut heraustrat.

Ernst zuckte zusammen und hielt den Atem an, bis sie vorbei war.

Dann kam Leben in ihn. Es war noch nicht die

Zeit für sie, Kistenmacher abzuholen. Er wollte doch sehen, wohin sie ging.

Beinahe ohne sich zu besinnen, verließ er das Bild und ging dem Urbild nach, das er wegen des roten Hutes leicht auch aus einiger Entfernung im Auge behalten konnte.

Das junge Mädchen war noch nicht weit gegangen, als ein schmächtiges Herrchen, mit auserlesener Biedermeiereleganz gekleidet, ihr entgegenkam und sie mit einer Mischung von Beflissenheit und Standeshochmut grüßte, die komisch zu sehen war. Nun sprach er sie sogar an, und sie blieb mit einer halben Wendung stehen, so daß sie Melhorn nicht mehr den Rücken, sondern die Seitenansicht zeigte. Er konnte bemerken, wie liebenswürdig sie dem windigen Bürschlein Rede und Antwort stand.

Ernst tat, als betrachte er ein Schaufenster, behielt aber die Gruppe im Auge. Das lachte und schäkerte zusammen.

Endlich grüßte das Gigerl wieder in derselben Weise wie vorhin und empfahl sich mit wohlgefälligem Grinsen: „Habe die Ä—hre, Fräulein Lisa! Auf Wiedersehen!"

Und sie? Sie lachte dem Kerl noch einmal über die Schulter zu — ganz wie auf dem kleinen Bilde — ehe sie ihres Weges ging.

Benahm sich so eine anständige Braut? Nein, das war kein Mädchen für Kistenmacher!

Wie ein Detektiv folgte Ernst dem elastisch ausschreitenden jungen Mädchen.

Die nahm Kistenmacher sicher nur als Notnagel, und kam dann einer, der ihr besser gefiel, würde sie sich kein Gewissen daraus machen, ihn sitzen zu lassen.

Wie, wenn man sie jetzt gleich in Versuchung führte, ihr Besseres bot, als Kistenmacher zu bieten hatte?

Wenn er selbst? ... Sie kannte ihn ja nicht, und Kistenmacher konnte ihr auch kein Bild von ihm zeigen, denn es gab keines. Er hatte nicht einmal Kistenmacher, der ein guter Amateur war, je gestattet, ihn zu knipsen.

Dicht vor ihm betrat das junge Mädchen soeben den Laden einer chemischen Reinigungsanstalt, in dem sie so lange blieb, daß er sich einen Schlachtplan machen konnte. Er selbst wollte ihr auf den Zahn fühlen.

Bestand sie, so war es einfach ein Scherz gewesen, den er schon erklären wollte.

Als das junge Mädchen mit einem Paket in den Händen wieder aus dem Laden trat, kam er aus der entgegengesetzten Richtung auf sie zu, tat, als erkenne er eine Bekannte in ihr, und grüßte sie: „Guten Tag, Fräulein! Wohin denn?“

Dergleichen lag ihm sonst weltenfern, und er wußte selbst nicht, was die innerste Triebfeder war, die ihn zu solchem Vorgehen brachte.

Dem jungen Mädchen stockte der Fuß. Sie blickte ihn erstaunt und unsicher, aber doch freundlich an. Man sah, sie glaubte, einen Bekannten vor sich zu haben, an den sie sich nur augenblicklich nicht zu erinnern vermochte.

Darauf rechnete Ernst ja gerade, daß eine Empfangsdame in einem großen Atelier so viele Leute kannte, daß ihr nicht alle sofort gegenwärtig sein konnten.

Dennoch tat ihm sein Entschluß gleich wieder leid. Sie sah so lieblich aus, ihr Reiz wirkte aus der Nähe so stark, und er nahte sich ihr mit Hinterlist. Aber jetzt konnte er nicht mehr zurück.

„Sie kennen mich nicht mehr?“ fragte er.

„Nein, wirklich nicht,“ lachte sie. „Aber vielleicht, wenn Sie mir ein bissel nachhelfen.“

„Das tu' ich nicht. Sie müssen von selber drauf kommen, wer ich bin."

„Sie werden sich halt vielleicht einmal im Atelier Bilder haben machen lassen," meinte sie.

„Also jetzt erinnern Sie sich?" fragte er.

„Ja, einen schwachen Schimmer hab' ich auch schon."

Ernst lächelte grimmig in sich hinein. Sieh, wie gefällig sie sich an ihn erinnerte, den sie noch mit keinem Auge gesehen hatte!

„Schlechtes Physiognomiengedächtnis?" fragte er.

„Nein. Aber wer kann sich die vielen Gesichter merken?" Sie blickte ihn von der Seite her prüfend an. „Ich weiß wirklich nicht, wohin ich Sie tun soll. Baron oder Schauspieler?"

„Keines von beiden."

„Nein, jetzt seh' ich's deutlich: vom Theater sind Sie nicht. Dann müssen Sie aber beinahe notwendigerweise ein Baron sein."

Er schwieg dazu, ein wenig ungewiß, was er sagen sollte. Ein Baron? Das wäre ja gut. Wegen eines Barons ließ sie sicher Kistenmacher gern im Stich. Aber er konnte sich doch nicht einen aristokratischen Namen beilegen wie ein Hochstapler!

„Sie haben mich vergessen," sagte er ablenkend. „Aber ich Sie nicht. Ich habe immer gewünscht, Sie wiederzusehen."

„Warum sind Sie dann nicht mehr ins Atelier hinaufgekommen?"

„Ach, da oben!" wich er aus.

„Unterdessen hätte ich aber meine Stelle verlassen, mich verheiraten oder verloben können."

„Sind Sie wirklich verlobt?" fragte er hastig.

„Nein, bis jetzt noch nicht."

Ganz glatt, ohne Zaudern verleugnete sie Kistenmacher. Wenn er das gehört hätte!

Ernst Melhorn, der bis jetzt seine Rolle höchst widerwillig gespielt hatte, wurde nun fester. Nur nicht sich bestricken lassen! Männer müssen zusammenhalten. Er würde dem Kistenmacher schon beweisen, wer sie war.

„Ganz frei?“

Sie lachte. „Frei wie der Vogel in der Luft. Das könnte mir überhaupt fehlen, mich zu binden, mich unter das Joch eines Haustyrannen zu beugen! Tyrannen sind die Männer alle.“

„Alle doch nicht,“ wandte er ein, seinen Blick in den ihrigen tauchend.

Es fiel ihm nicht leicht, seine Rolle zu spielen, denn nicht nur, daß er es nicht gewohnt war, den Hof zu machen, und ganz und gar keine Übung und kein Geschick dazu besaß, er war auch so voll innerlichen Grolls gegen sie, daß er durchaus keine Lust hatte, ihr zu huldigen. Aber es mußte ja sein, wenn er seinen Plan durchführen wollte.

Er begriff nun immer besser, wie Kistenmacher ihr hatte zum Opfer fallen können. War er doch selber kaum imstande, sich des Zaubers, der von ihr ausging, zu erwehren.

Um sich gegen sie zu stählen, mußte er sich immer vorhalten: „Sie ist Braut und benimmt sich so!“

„Sie sind jedenfalls im Vorteil mir gegenüber,“ sagte das junge Mädchen mit einem gewissen Vorwurf im Ton. „Sie wissen, wer ich bin und wie ich heiße. Aber wissen Sie das auch wirklich?“

„Jawohl, Sie sind Fräulein Lisa. Mehr weiß ich auch nicht.“

„Na also, wenigstens etwas! Ich aber weiß gar nichts von Ihnen.“

Ernst sah ein, daß er sich ihrem Wunsch, seinen Namen zu erfahren, nicht entziehen könne.

„Karl Erdmann,“ sagte er rasch.

Es waren ja auch wirklich zwei seiner Taufnamen.

„Sie haben ein gutes Photographiergesicht,“ stellte das junge Mädchen fest. „Warum lassen Sie sich nicht öfter aufnehmen?“

„Ich habe die Absicht.“

„Na also! Kommen Sie nächstens einmal zu uns hinauf. Aber nicht grad' jetzt. Jetzt ist rasend viel zu tun. Alle Welt will auf einmal sein Konterfei haben. In ein paar Wochen vielleicht.“

Sie blieb an der Straßenecke, die sie eben erreicht hatten, stehen, offenbar im Begriff, ihn zu verabschieden.

Er durfte sich nicht so heimschicken lassen.

„So lange soll ich Sie nicht wiedersehen?“ fragte er zaudernd. „Es ist doch jetzt schon so schön im Freien. Und da Sie, wie Sie selbst sagen, frei sind — wäre es da nicht möglich, Sie einmal zu treffen?“

„Gar nichts ist möglich!“ wehrte sie ab, aber mit so wenig strenger Miene, daß er die Abweisung nicht ernst zu nehmen brauchte. Ja, es wäre nicht einmal höflich gewesen, sich mit diesem Bescheid zu begnügen, und darum sah sich Ernst beinahe dazu gezwungen, in sie zu dringen, sie möge ihm ein Wiedersehen gestatten.

Da er sehr gut wußte, daß sie am Abend gebunden war, schlug er dazu den Sonntagvormittag vor. Da ließ es sich machen, denn es gab jetzt so viel zu tun, daß Kistenmacher schon von selber gesagt hatte, er würde nächsten Sonntag ins Geschäft kommen müssen.

„Was soll denn das für einen Zweck haben?“ fragte das junge Mädchen mit einem Schelmenlächeln. „Was wollen Sie eigentlich von mir? Sie scheinen sich ganz falsche Vorstellungen zu machen.“

Ernst Melhorn stotterte irgend etwas. Er sei ein vermöglicher Mann und habe redliche Absichten.

Darüber brach sie in ein heiteres Gelächter aus. „Redliche Absichten? Schon? Das geht aber schnell bei Ihnen! So viel verlang' ich gar nicht. Im Gegenteil! Wenn ich Ihnen jetzt zusage, Sie am nächsten Sonntag irgendwo zu treffen, so dürfen Sie das nicht anders auffassen, als daß ich mir einen Spaß machen will. Ich hab' noch nie im Leben ein Rendezvous gehabt und möcht' doch auch wissen, wie das ist. Also keinenfalls sich etwas einbilden!"

Bloß Spaß also? Jedenfalls ein sonderbarer Spaß für eine Braut. Wie dem auch immer war, die Tatsache, daß sie geneigt war, sich mit ihm zu treffen, mußte Kistenmacher genügen.

Es dauerte noch eine Weile, ehe sie mit ihrer Abmachung zustande kamen, denn Ernst Melhorns Vorschläge wurden anfangs von der hübschen Lisa zurückgewiesen.

In Schönbrunn war es ihr zu belebt. Im Dornbacher Park gab es ohnehin zu viel Pärchen — wie sie ihn dabei ansah! — und in den Prater wollte sie schon gar nicht.

Zuletzt war sie es selbst, die einen Vorschlag machte. Sie wollten sich in der Währinger Straße treffen, zusammen nach Pötzleinsdorf hinausfahren und von dort aus den Schafberg besteigen. Dort war es einsam genug, und man durfte hoffen, nicht von Bekannten gesehen zu werden.

Als das abgemacht war, zog das junge Mädchen ihre kleine Uhr aus dem Gürtel, blickte darauf nieder und erschrak ein bißchen.

„Nein, jetzt hab' ich aber Eile! Und ich bitte, Sie lassen mich unverfolgt meiner Wege gehen. Denn

es wäre nicht schön, wenn Sie mir nachspüren wollten."

Dazu hatte Ernst auch gar keine Lust. Er wußte ja sehr gut, weshalb sie es jetzt auf einmal so eilig hatte und wohin sie ging. Er verspürte nicht die geringste Versuchung, sich von da aus in sein Kaffeehaus zu begeben und ihr Zusammentreffen mit dem betrogenen Kistenmacher zu beobachten.

— — — — — — — — — — — — — —

So oft Ernst in der Zwischenzeit seinen ersten Gehilfen anblickte, von dessen Stirn die Heiterkeit eines ruhigen Glücksbewußtseins strahlte, berührte etwas Eigenes sein Gemüt.

„Ein Wahn ist Menschenglück doch immer," dachte er bei sich. „Laß ihm den seinen und kreuze ihren Weg nicht mehr."

Aber dann bäumte sich sein natürliches Ordnungsgefühl und die Strenge seiner Anschauungen gegen diese Lauheit auf. „Jetzt ist er noch nicht gebunden. Stichst du ihm den Star nicht, dann kettet er sich für immer an diese leichtfertige Person, die ihn auf allen Seiten betrügen wird."

Hundertmal ging der Kampf so hin und her, und noch öfter verwünschte Ernst den Einfall, den er da gehabt hatte. Was hatte er Schicksal zu spielen gebraucht?

Aber jetzt ging es nicht mehr anders: er mußte Kistenmacher warnen.

Sie waren allein im Kontor. Kistenmacher arbeitete noch an seinem Schreibtisch und blickte nicht auf die Uhr. Wahrscheinlich holte sie ihn heute nicht ab, sonst hätte er schon mehr als einmal die Uhr gezogen. Es war Samstag abend, kurz vor Geschäftsschluß, die letzte Viertelstunde.

Plötzlich hob Ernst den Kopf und blickte von der Schreibtischplatte auf, auf die er zwecklos hinabgestarrt hatte.

„Sie, Kistenmacher," sagte er unvermittelt. „Wissen Sie was? Ihre Braut ist treulos."

Kistenmacher fuhr auf seinem Stuhl herum und betrachtete seinen Chef mit einem Blick, als ob er auf einmal wahnsinnig geworden wäre.

Über den Raum zwischen den beiden Schreibtischen, die das Fenster trennte, blickten die beiden jungen Männer einander an.

„Treulos ist sie," wiederholte Ernst. „Bandelt hinter Ihrem Rücken mit einem anderen an."

„Mit wem denn?"

„Mit mir!"

Fassungslos starrte Kistenmacher auf seinen Chef. Jetzt war er wirklich schon nahe daran, an die Rettungsgesellschaft zu telephonieren. Unwillkürlich warf er einen Blick auf die Wand.

„Ich bin nicht verrückt, Kistenmacher," sagte Ernst.

„Dann bin ich's!" entschied dieser. „Herr Ernst, bedenken Sie wohl, was Sie gesagt haben. Sie kennen meine Lisa ja gar nicht."

„Meinen Sie?" fragte Ernst kühl. „Junge Damen, die so — zugänglich sind, lernt man leicht kennen."

„Herr Melhorn!"

„Nur ruhig Blut!"

„Da soll man ruhig bleiben!" brauste Kistenmacher auf. „Wie und wo wollen Sie denn Lisa kennen gelernt haben?"

„Kistenmacher, ich bedaure Sie, und es tut mir leid, daß ich da etwas angefangen habe. Aber Ihre Braut sah mir schon auf dem Bilde, das Sie mir da hergelegt hatten, so falsch aus, daß ich ihr nicht traute."

Kistenmacher wollte etwas einwerfen.

Aber der junge Chef hielt ihn mit einer Handbewegung davon ab. „Also ich ging zufällig bei der Gabriele vorbei, da kam sie herunter, Ihre Lisa. Einige Schritte weiter sprach ein junger Mensch sie an. Sie gab ihm ganz süß Antwort. Eine Braut benimmt sich nicht so. Darum faßte ich den Plan, sie auf die Probe zu stellen. Ich sprach sie an, als ob ich sie von früher her kennte, und sie, die doch wahrscheinlich sehr genau wußte, daß sie mich noch nie gesehen hatte, ging gleich darauf ein. Ich weiß, ich sehe ziemlich wohlhabend aus, und da dachte sie wohl, sie könne vielleicht mehr Geld erwischen. Ablaufen hat sie mich jedenfalls nicht lassen. Morgen um neun Uhr treffe ich sie an der Straßenbahn in der Währinger Straße und fahre mit ihr nach Pötzleinsdorf hinaus, von wo wir zusammen den Schafberg besteigen wollen."

Kistenmacher saß vor seinem Schreibtisch und hielt sich mit beiden Händen den Kopf. Jetzt sprang er mit einem Male auf. „So—oh?" fragte er gedehnt, eher im Tone der Erleichterung.

„Ja, Sie können auch hinaufkommen und sich überzeugen. Dort kann man sich ja kaum verfehlen."

„Gut," stimmte Kistenmacher zu. „Ich will es tun. Aber glauben Sie deshalb nur ja nicht, Herr Ernst, daß ich an meiner Lisa zweifle."

„Wie? Sie zweifeln noch immer nicht?" rief Ernst ironisch. „Na, Sie haben einen festen Glauben, das muß ich sagen. Meinen Sie denn, daß ich Ihnen da was vorlüge?"

„Nein, aber ich weiß nicht, wie das zusammenhängt. Bis ich nicht mit eigenen Augen meine Lisa mit Ihnen zusammen sehe —"

„Sie werden sie sehen. Wenn Sie freilich jetzt hin-

gehen und ihr Vorwürfe machen oder überhaupt nur ein Wort davon erwähnen, dann hintertreiben Sie die Geschichte. Aber wenn Sie ihr freie Hand lassen und den Ahnungslosen spielen, dann werden Sie schon sehen. Es tut mir sehr, sehr leid. Aber ich mußte Ihnen den Star stechen."

„Ich werde Lisa nichts sagen. Sie soll ganz unbehindert sein. Jetzt aber entschuldigen Sie mich, Herr Melhorn, ich muß wirklich an die Luft!"

Und fort stürzte er, wie gejagt.

Ernst blickte ihm nach. „Der arme Kerl! Hab' ihm sein Lebensglück zerschlagen. Hab' ich ihm wirklich eine Wohltat damit erwiesen?"

Er zweifelte in diesem Augenblick sehr stark daran. Doch jetzt ließ sich dies nicht mehr ändern. Vielleicht, wenn Kistenmacher sah, was seine reizende Lisa für eine falsche Schlange war, würde er ihm doch dankbar sein, daß er ihn gerettet hatte.

Jedenfalls blickte er dem kommenden Tage mit sehr gemischten Gefühlen entgegen. Es blieb ja noch immer eine Möglichkeit, daß sie nicht kam. Dann war er blamiert. Kistenmacher würde seine Lisa weiter für goldtreu halten.

— — — — — — — — — — — — — —

Es war ein schöner, heller Frühlingsmorgen. Die Luft wehte lind, und nur zuweilen zog sich ein leichter Wolkenschleier vor die Sonne, den sie aber stets sofort wieder aufsaugte. So hell schien sie dann, daß einem die wohlbekanntesten Einzelheiten in den Straßen neu auffielen, weil sie so stark beleuchtet waren, und man auch solche Dinge wahrnahm, an denen man sonst blind vorüberging.

An allen Straßenecken standen Blumenverkäuferinnen mit Körben voll Maiglöckchen und Rosen, und

die Vorübergehenden, namentlich junge Mädchen und Kinder, sahen festlich geputzt aus.

Ernst Melhorn hätte ja in der Elektrischen zu der Haltestelle fahren können, wo er sie treffen sollte, aber er ging zu Fuß hin, und ihm war, als klebten ihm die Sohlen am Pflaster. Wenn er sich verspätete, so verlor sie vielleicht die Geduld und ging weg. Er wünschte so sehnlich, sie nicht zu finden! Das war ein Tag, um sich zu freuen, um glücklich zu sein, nicht aber, um Unannehmlichkeiten zu erleben und zu bereiten.

Er war sehr froh, als er den Kirschenhut, nach dem er ausspähte, nicht entdecken konnte. Allein er hatte sich zu früh gefreut, denn sie war doch da. Nur trug sie heute einen breiten, lichten Strohhut mit Samtband und Rosen und war ganz in Weiß gekleidet.

Wie der leibhaftige Frühling sah sie aus, und sie begrüßte Herrn „Karl Erdmann“ in sehr munterer Laune, wenn auch mit dem Vorwurf, daß er nicht sehr pünktlich sei.

„Lassen Sie die Damen immer so warten?“ fragte sie mutwillig.

Nun, die übermütige Laune würde ihr schon vergehen!

Bewunderung und Groll, Zorn und Mitleid stritten in Ernsts Innerem, sie aber schien keine Fühlfäden zu haben für die Stimmung, in der er sich befand.

Ein Wagen der Straßenbahn war sofort zur Stelle. Sie stiegen ein und nahmen nebeneinander Platz. Es fuhren so wenige Leute mit, daß sie sich ungestört miteinander unterhalten konnten.

„Sie sind ein schöner Schwindler!“ schalt Fräulein Lisa.

Ernst Melhorn fuhr zusammen und starrte sie betreten an.

„Ich hab' in unseren Büchern nachgesehen. Bei uns hat sich noch nie ein Karl Erdmann photographieren lassen. Ich habe auch ganze Stöße von männlichen Probebildern durchstöbert und Ihr Bild nicht gefunden. Gesichter gibt's da! Alte und junge Köpfe, Glatzen aller Grade und Arten, Bärte in allen Formen, breite und schmale Gesichter, häßliche und —"

„Natürlich! Die Tenöre und ersten Liebhaber!" fiel Ernst herb ein.

„Sie aber waren unauffindbar."

„Meines Wissens hab' ich auch nicht gesagt, daß ich mich im Atelier Gabriele je photographieren ließ. Ich kann ja auch aus einem anderen Grund oben gewesen sein."

„Sie waren aber nicht oben. Angeschwindelt haben Sie mich."

„Der Zweck ist erfüllt. Sie sind gekommen," entgegnete er schroff.

Aber sie nahm es gar nicht übel. Sie lachte nur. „Es sieht beinahe so aus, als ob Sie mir das verargten."

„Wie können Sie glauben!" verteidigte er sich schwach.

Je hübscher und heiterer sie aussah, desto mehr kam er sich als hartherziger Judas vor, und doch sagte er sich immer wieder: „Sie verdient es ja nicht besser."

Von der Tatsache, daß sie die Braut eines anderen war, ganz abgesehen, hätte sie von Rechts wegen doch befangen und schüchtern sein müssen. Doch davon war an ihr keine Spur zu bemerken. Sie saß neben ihm wie neben einem guten Bekannten, ganz ohne Scheu oder Reue.

Draußen auf der Plattform des Wagens stand ebenfalls ein junges Paar, das wahrscheinlich auch einen

Vormittagsausflug unternahm. Das hellblonde Dämchen hatte Rosen an der Brust und senkte jeden Augenblick das Näschen, um ihren Duft einzusaugen.

„Die schönen Blumen, die sie hat!“ sagte Lisa mit einer deutlichen Beimengung von Vorwurf, die Ernst nicht entging.

Blumen hätte er ihr also auch noch bringen sollen zu der dramatischen Szene, der er sie entgegenführte.

„Also, gestehen Sie!“ forderte Lisa ihn auf. „Tut es Ihnen leid, daß Sie —“

„Wissen Sie, daß mir jemand gesagt hat, Sie seien verlobt?“ unterbrach er sie.

„Wirklich?“ Sie brach in Lachen aus. „Was doch gleich zusammengetratscht wird! — Na, und wenn es so wäre? Verlobt ist noch nicht verheiratet. Und wenn man einen sieht, der einem besser gefällt —“

„Dann schickt man den Verlobten heim, meinen Sie?“ ergänzte Ernst.

Wie keck sie war! Sie meinte wohl, ihr müsse alles gut ausgehen. Aber sie sollte sich doch täuschen.

Er konnte es nicht begreifen, daß das Mädchen so seelenruhig neben ihm saß, ohne ein Zucken des Gewissens, ohne die geringste Angst.

Sie aber wollte die Wolken auf seiner Stirn nicht gewahren, sondern plauderte so munter und dabei so vernünftig, war so voll Mutterwitz und sprudelnder Heiterkeit, daß Ernst ihr unter anderen Umständen mit Freude zugehört hätte.

Er kannte nichts Ähnliches. Wo gab es noch ein solches Mädchen? Doch was nützten alle Gaben, wenn die eine nicht dabei war — ein treues, offenes Herz ohne Falsch!

Der Wagen rollte schnell die Währinger Straße hinunter, kreuzte den Gürtel und bog in die Gersthofer

Straße ein, wo es schon anfing, ländlicher auszusehen. Grüne Wipfel winkten über Gartenzäunen, blühende Sträucher zwängten sich zwischen Gitterstäben hervor. In der Pötzleinsdorfer Straße wurde es noch freier. Statt der Zinshäuser säumten Villen die saubere Vorortstraße ein. Auf der rechten Seite lagen sie hoch über der Straße und kehrten derselben nur die Gartenmauern zu, von denen kleine Treppchen auf die Straße herabführten.

Die Haltestelle war unerwartet schnell erreicht. Ernst zögerte mit dem Aussteigen. Er war im Begriff, dem jungen Mädchen vorzuschlagen, sie sollten nicht hier den Wagen verlassen, sondern weiterfahren bis ans Ende der Linie. Dann fand Kistenmacher sie nicht. Aber sie war schon ausgestiegen, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als ihr zu folgen.

Nur anfangs hatten sie noch Häuser zur Rechten und Linken. Bald aber stiegen sie über den kahlen Wiesenbuckel empor. Diese Anhöhe hieß nicht umsonst Schafberg. Hier mochten vorzeiten wirklich Schafe geweidet haben.

Rechts von dem offenen Wiesenweg führte ein bedeckter Alleenweg empor, der Schatten bot. Doch Lisa mit ihrem breiten Hut machte sich nichts aus der Sonne.

Da Ernst in seiner verworrenen Stimmung nichts zu reden fand, erzählte sie ihm mancherlei aus dem photographischen Atelier. Was die Kinder der Erzherzogin Marie Valerie gesagt hatten, als man sie photographierte. Wie schön die neue junge Heroine des Burgtheaters sei. Von den Ansprüchen des Publikums an die Bilder. Sie wußte viele ergötzliche Geschichtchen, aber Ernst war heute wirklich nicht in der Stimmung, sich ergötzen zu lassen.

Sie waren nur ein klein wenig gestiegen, und sch

entrollte sich unten ein guter Teil von Wien vor ihren Blicken.

Lisa rühmte die Aussicht, die man sich hier mit so geringer Mühe verschaffen könne, und meinte, der Schafberg verdiene eine größere Schätzung, als ihm zuteil werde. „Er hat sogar etwas vor seinem berühmten Namensvetter im Salzkammergut voraus,“ sagte sie lachend, „denn von dem aus sieht man keinen Stephansturm.“

Sie blieb stehen und lud ihn ein, den Rundblick zu bewundern. Er war in der Tat herrlich. In dem klaren Frühlingslicht zeichnete sich alles deutlich ab. Neben dem Stephansturm, der rechts in der Ferne emporragte, stiegen noch viele andere Türme, Kuppeln und Doppeltürme aus dem Häusermeere auf, ganz besonders stattlich die der näher gelegenen Bezirke. Weit drüben glitzerte die Donau auf, die Rotunde im Prater stand am fernen Horizont, und noch ferner verschwammen entlegene Höhenzüge im Blau.

Lisa bemühte sich, die Kirchtürme zu benennen, jedoch Ernst half ihr nicht dabei; er dachte an andere Dinge.

Da er ihr auf eine Frage nicht gleich Antwort gab, drehte Lisa sich ihm zu, blickte in seine düsteren Augen und lachte hell auf.

„Was für eine Intrigantenmiene!“ rief sie. „Gott weiß, was Sie Bösewicht planen! — Na, gehen wir weiter, damit wir bald den Gipfel erreichen.“

Sie machte sich über ihn lustig, das fühlte er.

Nun standen sie oben auf der Höhe, wo auf einem kleinen Rundplatz Bänke aufgestellt waren.

Lisa wandte der Wiener Aussicht den Rücken zu und blickte über die Weingärten am Abhang der Höhen nach der Sommerfrische Neuwaldegg hinunter, die da im Tale lag.

„Sie sind ja noch immer so schweigsam,“ ermunterte sie ihren Gefährten. „Haben Sie mich dazu heraufgeführt, um gar nichts mit mir zu sprechen?“

Ernst fühlte, wie lächerlich er ihr erscheinen mußte, aber er konnte den Druck nicht abschütteln, der seine Brust beklemmte.

Da saß sie so vergnügt und ahnungslos, und er hatte ihr den Rächer auf den Nacken gehetzt. Gleich würde er auftauchen.

Ungeduldig sprang er auf. „Kommen Sie — wir wollen fort!“ murmelte er dumpf.

„Warum denn?“ fragte sie ruhig zurück. „Hier ist es ja recht hübsch. — Wem wohl das weiße Schloß da drüben auf dem Berge gehört?“

Ernst wußte es nicht, und es lag ihm auch nichts daran. Er musterte unruhig die Leute, die auf den anderen Bänken saßen. Die würden wohl bald unfreiwillige Zuschauer einer bösen Szene werden.

Es war eine Erleichterung für ihn, daß sich eben ein Vater mit einer ganzen Orgelpfeifengalerie vorstädtisch gekleideter Kinder erhob und fortging. Jetzt blieb niemand mehr übrig als ein übernächtig aussehender Mensch in einer der entferntesten Bankecken und ein paar zerlumpte Kinder, die ebensowenig in Betracht kamen.

Dennoch drängte Ernst fort. Er wollte plötzlich um keinen Preis, daß Kistenmacher seine Braut finden sollte.

„Kommen Sie doch!“ wiederholte er.

Zögernd erhob sie sich, aber als Ernst sich jetzt umwandte, sah er aus dem Alleenweg einen Kopf emportauchen. Diesen Hut kannte er. Kistenmacher war schon da.

Ernst drehte ihm rasch den Rücken. „Machen Sie, daß Sie fortkommen, schnell!“ flüsterte er dem jungen

Mädchen zu, seine Worte durch auffordernde Gebärden unterstützend.

Doch sie rührte sich nicht.

Mochte also das Verhängnis seinen Weg gehen!

Kistenmacher hatte sie auch bereits erblickt. Da stand er, etwas atemlos, stützte sich auf seinen Stock und nickte dem jungen Mädchen strafend zu: „Du machst aber schöne Geschichten!“

Ernst hatte erwartet, daß Lisa in bleichem Entsetzen zusammenfahren werde, aber sie lachte nur unter ihrem großen Hut laut auf, der ihr Gesicht so reizvoll beschattete. „Hast keinen Revolver mit, Rudi?“ fragte sie. „Der gehört doch von Rechts wegen dazu.“

Ernst blickte befremdet von Kistenmacher auf Lisa und von ihr zu ihm. Nach Tragik sah das nicht aus, denn Kistenmacher blickte so sonderbar drein, als bewahre er nur mit Mühe seinen Ernst; das junge Mädchen hingegen bewahrte ihn überhaupt nicht, sondern lachte frisch heraus, mit so ansteckender Heiterkeit, daß sogar Ernst mitlachen mußte, obgleich er noch gar nicht wußte, was es da zu lachen gab.

Was war das für ein Rätsel?

Während Ernst noch staunte, tauchte aus dem Alleenweg eine Mädchenerscheinung auf, bei deren Anblick Ernst die Augen weit aufriß, denn da war ja das weiße Kleid, da war der Hut und das hübsche Gesicht unter dem Hut noch einmal.

Als diese zweite Lisa sich nun lächelnd neben Kistenmacher aufstellte, ein genaues Spiegelbild der ersten, da durchzuckte Ernst urplötzlich die Überzeugung, daß er sich bis auf die Knochen blamiert habe. Das waren offenbar Schwestern!

Und plötzlich fühlte er sich wie von einem Alpdruck befreit.

„Erlauben Sie, Herr Melhorn, daß ich Ihnen meine Braut, Fräulein Lisa Schuh, vorstelle,“ sagte Kistenmacher, auf die Dame neben ihm deutend, die sich lächelnd verneigte.

Trotz seiner Verwirrung bemerkte Ernst mit heimlicher Genugtuung, daß sie doch nicht ganz so hübsch und reizend war wie die andere. Sie war auch etwas kleiner und vermutlich die Ältere.

„Und das da,“ fuhr Kistenmacher fort, auf Ernsts Begleiterin deutend, „ist meine Schwägerin Isa. Eine kecke Person, die sich mit einem jeden eine Hetz machen muß. Ich gebe sie Ihrer Ungnade preis.“

Ernst lachte mit ihnen — zwischen Beschämung und ungeheurer innerer Erleichterung.

„So ähnliche Namen auch noch!“ sagte er vorwurfsvoll.

„Oh, bitte, gar nicht so ähnlich,“ wandte die echte Lisa ein. „Ich bin Elisabeth getauft, sie Isabella. Das ist doch ein großer Unterschied.“

„Da bleibt mir nichts anderes übrig, als sehr um Vergebung zu bitten,“ wandte sich Ernst an Kistenmachers Braut.

„Und Isa muß sich bei Ihnen entschuldigen,“ ergänzte Kistenmacher. „Geschwind, Isa, sprich dein Sprüchlein!“

„Wenn man so zum Schwindeln herausgefordert wird!“ sagte Isa ohne jede Zerknirschung.

„Also neulich,“ fragte Ernst rasch, „waren Sie das auch? Und der andere Herr? Kannten Sie den?“

„Nein, der hat mich ja auch für die Lisa gehalten. In der ganzen inneren Stadt ist die Lisa bekannt wie 's schlechte Geld, und wenn ich hereinkomm', werd' ich oft gegrüßt. Wenn ich da jedesmal eine Aufklärung geben sollte, das wäre mir zu umständlich. Ich spiele

also einfach die Lisa, und niemand hat einen Schaden dabei."

„Wie du siehst, kann doch ein Schaden dabei sein," widersprach Kistenmacher. „Wenn ich nun in blinder Wut hingegangen wäre und hätte die Lisa niedergeknallt?"

„Mit deinem Kodak?" spottete Isa. „Das ist doch die einzige Waffe, die du je gezückt hast."

„Nicht wahr, Sie verzeihen der Isa den Scherz, den sie sich mit Ihnen erlaubt hat?" bat Lisa einschmeichelnd.

Ach, wie gern verzieh ihr Ernst, aber er wollte es nicht so leicht zugestehen und hüllte sich in diplomatisches Schweigen.

„Hier können wir nicht ewig bleiben," nahm Kistenmacher wieder das Wort. „Was fangen wir also an?"

„Ich schlage ein Frühstück im Schafberghotel vor," sagte Ernst, „und gestatte mir, die Herrschaften einzuladen."

Das wurde angenommen, und man setzte sich in Bewegung.

Ernst ging mit Isa voraus, denn Lisa hielt ihren Bräutigam durch einen leisen Druck auf den Arm zurück.

„Wie haben Sie nur gleich gewußt," begann Ernst vorwurfsvoll, „daß ich mich so geirrt habe?"

„Das erkennt man doch leicht bei einiger Übung," antwortete Isa spitz. „Und dann konnte ich ja nicht wissen, ob Sie nicht wirklich ein Kunde des Ateliers Gabriele und ein Bekannter Lisas seien. Erst als ich meiner Schwester von der Begegnung erzählt und Sie ihr geschildert hatte, und wie sie sich dann an eine solche Persönlichkeit durchaus nicht erinnern konnte, erst dann merkte ich den Salat. Außerdem konnte Lisa doch aus den Büchern feststellen, daß da kein Karl Erd-

mann verzeichnet stand. Ich wäre auch gar nicht zu diesem gekommen, wenn —"

„Na, na, du mußtest doch herausbringen, wer dein neuer Bekannter war!" rief Kistenmacher von rückwärts.

„Ja, natürlich, neugierig war ich," gestand Isa. „Der Zufall kam uns zu Hilfe. Denn gerade vorgestern abend brachte Lisa ein Bild von Ihnen nach Hause."

„Ein Bild von mir?" fragte Ernst erstaunt.

„Da Sie Lisa nicht persönlich kennen lernen wollten, sie aber neugierig auf Sie war, hat Rudi Sie heimlich abgeknipst. Wie Lisa mir das Bild zeigte, erkannte ich sofort den Glattrasierten aus der Herrengasse. Sie waren entlarvt. Das heißt, noch nicht ganz. Wer konnte auch Ihre schwarzen Pläne ahnen? Es ist doch—"

Auf eine bittende Handbewegung Ernsts hin unterbrach sie sich.

„Ja, und gestern abend hielt mir Kistenmacher eine schreckliche Moralpredigt, denn er hatte erraten, daß ich es war, um die es sich handelte. Das übrige wissen Sie ja," schloß sie lachend.

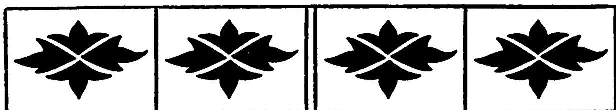
Von einer großen Last befreit, wandelte Ernst neben ihr her. Hatte er beim Anblick von Kistenmachers Braut nicht heimlich gedacht: „Wenn es die noch einmal auf der Welt gäbe?" Und nun gab es sie noch einmal. Sogar in verschönerter Ausgabe.

Lächelnd blickten Kistenmacher und seine Braut auf den breitschultrigen Mann, der da vor ihnen so erfreut neben dem „schlimmen Mädel" ging.

„Weißt du, Schatz, eine Doppelhochzeit ist sehr praktisch," flüsterte Kistenmacher seiner Braut zu, „und es ist gar keine unangenehme Sache, der Schwager seines Chefs zu werden. Meinst du nicht?"

„Dafür laß nur Isa sorgen!"





Das moderne Palästina.

Von W. Helmuth.

Mit 12 Bildern. **(Nachdruck verboten.)**

Wiederholt schon hatten wir Gelegenheit, von der bedeutsamen Arbeit zu berichten, die in friedlichem Wetteifer von den verschiedensten Nationen unternommen worden ist, um das unter der türkischen Herrschaft so traurig verwahrloste Palästina für die Segnungen moderner Kultur zu erschließen. Wir haben namentlich der mit einem Aufwand von vielen Millionen geschaffenen humanitären Liebeswerke Erwähnung getan, deren Mehrzahl deutscher Menschenfreundlichkeit und Opferwilligkeit ihre Entstehung verdankt. Alle diese Bemühungen und Leistungen aber, so hoch auch immer sie an und für sich anzuschlagen sein mögen, konnten selbstverständlich nicht ausreichen, den gesamten Kulturzustand des Landes zu heben und auch nur zu einem wesentlichen Teil die Sünden wieder gutzumachen, die seit Jahrhunderten an einer unglücklichen Bevölkerung begangen worden waren. Dazu wären fremde Nationen ebensowenig imstande gewesen, als sie sich zu solchem riesenhaften Hilfswerke berufen fühlen konnten.

Nur die Türkei selbst als die politische Beherrscherin Palästinas hatte das Recht und die Pflicht, mit Aufbietung großer Mittel das viel zu lange Versäumte nachzuholen, und es gereicht dem nach Abdul Hamids

Sturze ans Ruder gelangten jungtürkischen Regime zur Ehre, daß es sich der Dringlichkeit dieser Pflicht von vornherein bewußt gewesen ist. Innerhalb einer erstaunlich kurzen Zeit und mit so wenig Geräusch, daß sie in der übrigen Welt kaum nach Gebühr bemerkt worden sind, haben sich neuerdings im Heiligen Lande



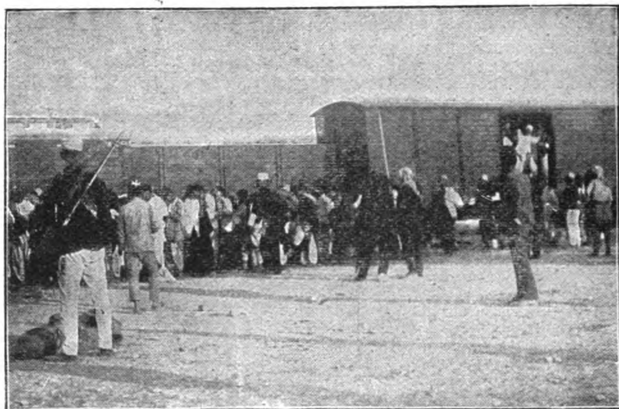
Der Bahnhof von Jerusalem.

auf politischem, wirtschaftlichem und sanitärem Gebiete Reformen vollzogen, die zu den hoffnungsvollsten Ausblicken in die Zukunft des Landes berechtigen.

Allerdings sind die verfügbaren Hilfsmittel des Osmanenreiches nicht beträchtlich genug, als daß die Regierung ihre guten Absichten überall aus eigener Kraft hätte durchführen können. Ihre Mitwirkung beschränkte sich vielmehr zum großen Teil auf die Gewährung von Konzessionen für die Herstellung von Eisenbahnen und anderen Transportmitteln, für den Bau von Wasserleitungen usw.; aber das Verdienstliche der mit allem Nachdruck begonnenen Kulturarbeit wird

durch diese Nutzbarmachung fremder Kapitals- und Geisteskräfte gewiß nicht verringert.

Um nur einige der wichtigsten unter den modernen Errungenschaften in Palästina herauszugreifen, sei

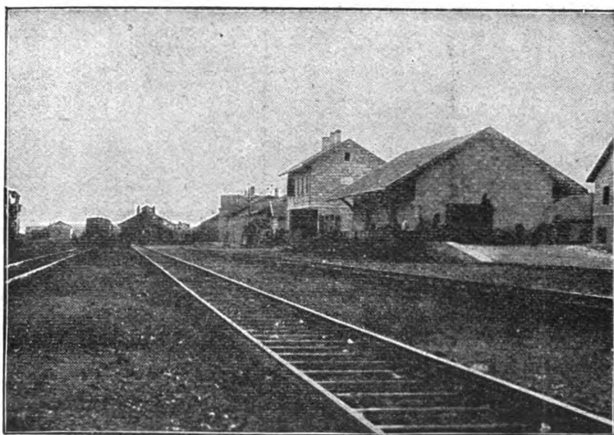


Ein Militärtransport auf der Bahnlinie Mekka—Damaskus.

erwähnt, daß in jüngster Zeit Jerusalem, Jericho und die erst kürzlich wieder aufgebaute Stadt Bersaba, die schon aus dem Alten Testament bekannt ist, die so dringend notwendigen Wasserleitungen erhalten haben und daß die Wasserwerke von Damaskus erheblich erweitert und verbessert worden sind. Damaskus hat außerdem als die erste Stadt im biblischen Lande die bedeutsame Neuerung einer Straßenbahn aufzuweisen, deren Bau übrigens zurzeit auch in Beirut begonnen und für Jerusalem geplant ist. Wenigstens bewirbt sich dort eine belgische Gesellschaft um die Konzession, die ihr aller Wahrscheinlichkeit nach nicht versagt werden wird. Auch eine Kanalisation der hauptsächlichsten Straßen von Jerusalem soll demnächst in Angriff genommen werden.

Schon jetzt sind nicht nur, wie in Konstantinopel, die Unmengen herrenloser Hunde beseitigt, die auch in der Heiligen Stadt zu einer argen Plage geworden waren, sondern es ist auch für eine bessere Pflasterung und eine sorgfältigere Reinhaltung der Straßen so viel getan worden, als man bei der Kürze der Zeit und der trostlosen Beschaffenheit der bisherigen Zustände billigerweise erwarten durfte.

Sogar der Annehmlichkeit des Fernsprechers werden sich die Bewohner von Jerusalem in Bälde erfreuen dürfen. Die englischen und amerikanischen Gesellschaften, die das Privilegium für die Herstellung von Telephonanlagen in Konstantinopel erhielten, besitzen

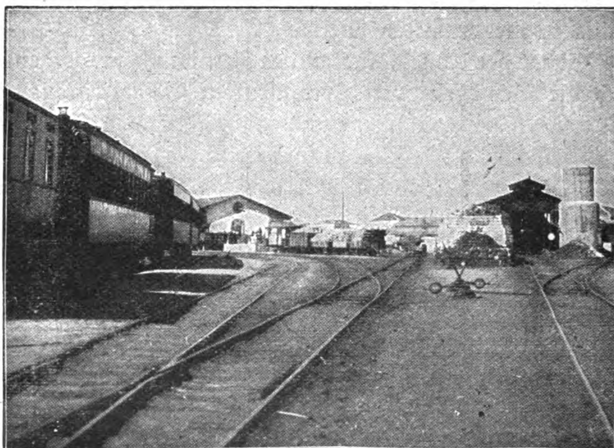


Stationsgebäude zu Ma'an an der Hedschasbahn.

eine solche Konzession auch für die Stadt Salomos, und man zweifelt nicht, daß sich das aufzuwendende Kapital gut verzinsen werde.

Von noch größerer Wichtigkeit für den erhofften

wirtschaftlichen Aufschwung des Landes ist der Eifer, mit dem man an den Bau von Eisenbahnen gegangen ist, die Palästina durchkreuzen oder seine Grenzen berühren. Zur Kennzeichnung dieses Eifers sei angeführt, daß im verflossenen November dem türkischen Parlament die Projekte für neu zu erbauende Schienenwege



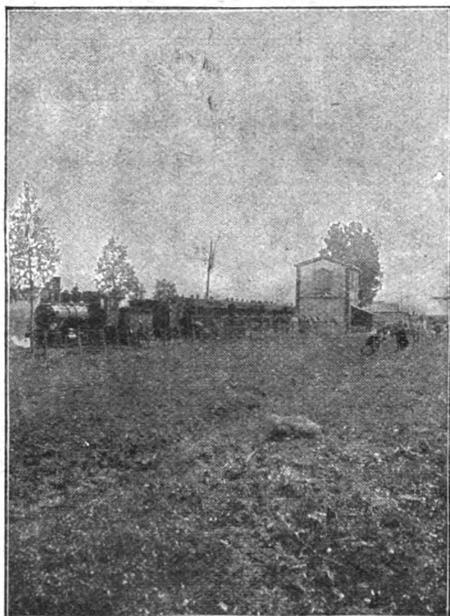
Die Endstation Jaffa der Eisenbahn nach Jerusalem.

in einer Gesamtlänge von mehr als 3000 Kilometer vorgelegt wurden.

Mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit — immer bei richtiger Würdigung der Verhältnisse — fördert man namentlich den Bau der Hedschas- oder Mekkabahn, die Damaskus mit Mekka verbinden soll, und von der die Schlußstrecke Medina—Mekka noch nicht ganz vollendet ist. Diese Bahn wird ausschließlich von türkischem Militär erbaut; alles Material und fast sämtliche Lebensmittel mußten auf 700 bis 1000 Kilometer Entfernung herangeschafft werden, und namentlich auf

der Strecke Ma'an bis El'Ula erwies sich der Wassermangel als ein schwer zu überwindendes Hindernis.

Man kann sich von den Schwierigkeiten dieses Bahnbaues eine Vorstellung machen, wenn man erfährt,

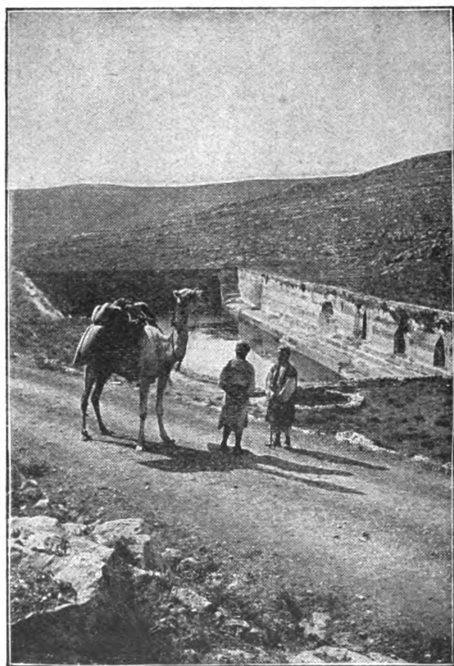


Die Station Deir Aban an der Jerusalem-Jaffa-Linie.

daß vierhundert Kamele beständig unterwegs sein mußten, um die Spitze der Bautruppe mit allem Erforderlichen zu versorgen, und daß man überall versuchen mußte, die verschütteten antiken Brunnen wieder freizulegen, um dem gefährlichen Wassermangel nach Kräften abzuhelfen. Eine während des Baues entstandene Seitenlinie Haifa—Der'at verdankt ihre

Existenz lediglich den unerschwinglichen Forderungen, welche die in französischen Händen befindliche Bahn von Beirut nach Damaskus für den Transport der Baumaterialien erhob.

Durch die erwähnte Seitenlinie schuf sich die tür-



Ein Teich Salomos.

kische Regierung eine direkte Eisenbahnverbindung mit einem Seehafen und konnte auf die Benützung der französischen Linie verzichten. Da die Route der Seitenbahn durch Galiläa führt, wird sie von Touristen, welche die heiligen Stätten besuchen wollen, sehr stark frequen-



Feierliche Eröffnung der neuen Wasserwerke in Jerusalem.

tiert und macht sich auch aus diesem Grunde für die Türkei gut bezahlt. Den ursprünglichen Plan, sie direkt über Tiberias, Magdala und Kapernaum zu führen, hat man allerdings wegen technischer Schwierigkeiten

aufgegeben, und die Reisenden müssen jetzt, um nach Tiberias zu gelangen, sich in Booten über den See setzen lassen.

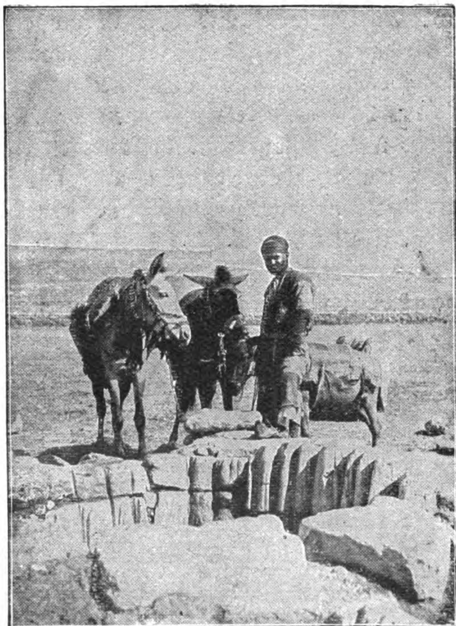
Die Hedschasbahn, die ursprünglich nur der Be-



Straßenbild aus Bersaba.

friedigung eines religiösen Bedürfnisses, nämlich dem Transport von Pilgern nach Medina und Mekka, dienen sollte, wird sich in Zukunft ohne Zweifel als von hervorragendem kommerziellen Werte erweisen, der sicherlich auch der Bevölkerung Palästinas in hohem Maße zugute kommen wird.

Von anderen wichtigen Bahnlinien sei vor allem die genannt, die den Seehafen Jaffa mit Jerusalem verbindet. Sie ist zwar nur ungefähr 100 Kilometer lang, aber jedenfalls eine der interessantesten Bahnstrecken der Welt, weil sie verschiedene jener Orte berührt, deren Namen jedem Reisenden aus der Heiligen Schrift be-



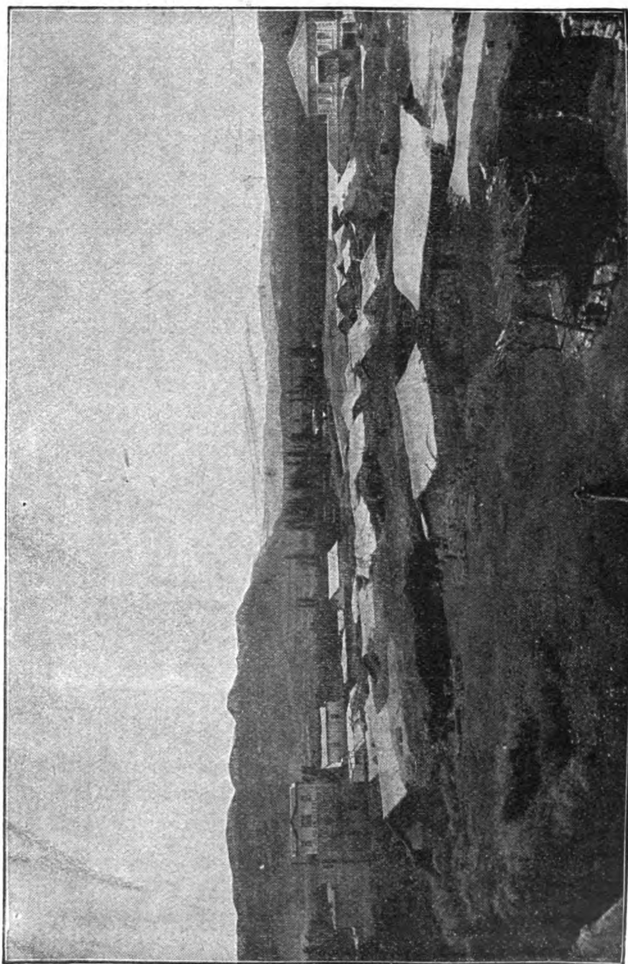
Eine der alten Quellen von Bersaba.

kannt und ehrwürdig sind. Der französischen Linie zwischen Beirut und Damaskus haben wir bereits Erwähnung getan. Sie ist bemerkenswert durch eine Fülle landschaftlicher Schönheiten, da sie die Libanonregion durchschneidet.

Was die oben erwähnte neue Wasserversorgung Jerusalems betrifft, so handelt es sich dabei um ein Werk von größter Wichtigkeit für die sanitären Verhältnisse der Stadt. Das alte Jerusalem besaß bekanntlich eine Wasserleitung von denkbar bester Beschaffenheit. Ungefähr 5 Kilometer südlich von Bethlehem befanden sich die sorgfältig gefaßten Quellen, deren kristallklares Naß der Hauptstadt zugeleitet und dort in großen Reservoiren, von denen der in der Bibel erwähnte „große See“ das bedeutendste war, angesammelt wurde. Diese unterhalb des Tempelgebiets gelegenen Sammelbecken enthielten so viel Wasser, daß die Stadt selbst im Fall lang ausgedehnter Belagerungen und vollständiger Zerstörung der Aquädukte gegen jeden Mangel an dem notwendigsten aller Lebensmittel gesichert gewesen wäre.

Diese günstigen Verhältnisse aber hatten sich im Lauf der Jahrhunderte gänzlich verändert. Wohl sind die drei Quellenbecken im Süden von Bethlehem noch immer vorhanden und werden von dem Besucher des Heiligen Landes als die „Teiche Salomos“ ehrfurchtsvoll betrachtet; aber die beiden großen Aquädukte sind längst verfallen, und von einer Zuführung reinen Quellwassers nach Jerusalem war schon seit undenklichen Zeiten nicht mehr die Rede. Die Bewohner waren vielmehr für ihren Wasserbedarf ganz und gar auf die winterlichen Regenfälle und auf die sehr unzulänglichen Sammelreservoire angewiesen, die sich als in den Fels gehauene Zisternen meist unterhalb der Häuser befinden. Bei Regenmangel ergaben sich daraus oft die trostlosesten Zustände, und noch in den letzten Jahren wurde es wiederholt nötig, das Trinkwasser teilweise mit der Eisenbahn heranzuschaffen.

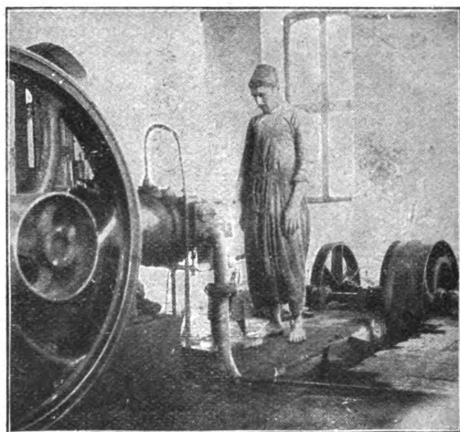
Durch den Bau der neuen Wasserleitung sind die



Das moderne Jericho.

Quellen Salomos wieder für die Versorgung der Stadt nutzbar gemacht worden, allerdings nicht durch Wiederherstellung der alten Aquädukte, sondern durch mächtige

Rohre, die, dem Lauf dieser verfallenen Bauwerke folgend, in den Boden gebettet wurden. Die Vollendung und Ingebrauchnahme dieser Leitung wurde, ihrer Wichtigkeit entsprechend, als lokale Festlichkeit mit großem Pomp begangen. Unsere Abbildung auf Seite 203 zeigt die Feststraße in ihrem reichen Flaggenschmuck, und es wird den Leser vielleicht interessieren,

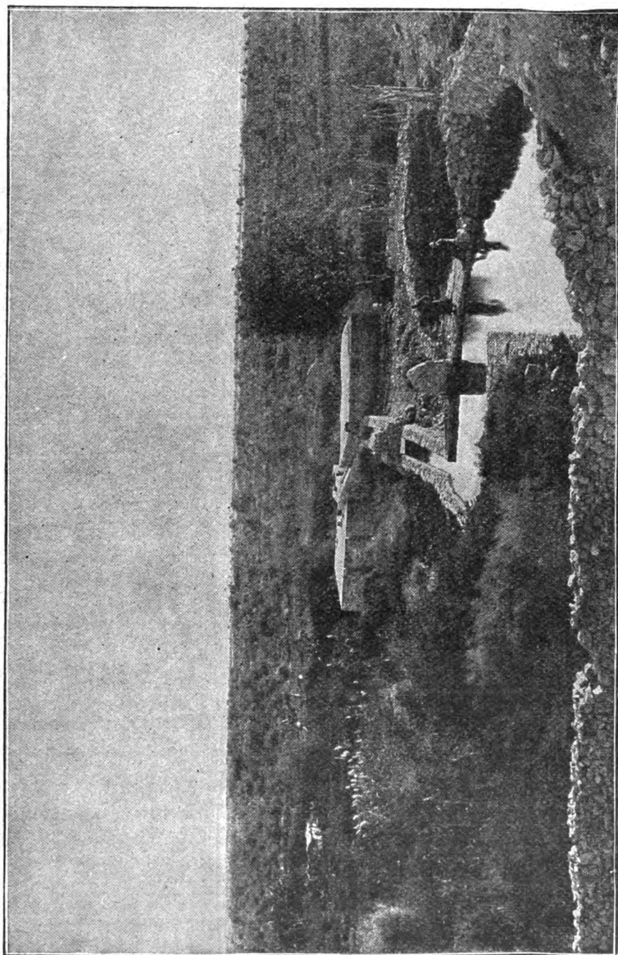


Moderne Pumpvorrichtung an der Quelle Abrahams zu Bersaba.

bei der Betrachtung dieses Bildes zu erfahren, daß die im Hintergrunde sichtbaren, langgestreckten Gebäude die von Sir Montefiore, dem großen britischen Menschenfreunde, errichteten Armenhäuser sind.

Man gedenkt sich indessen mit dem Bau dieser einen Wasserleitung nicht zu begnügen, und es liegen bereits verschiedene weitere Projekte vor, von denen das einer deutschen Firma wohl die meiste Aussicht auf Verwirklichung hat.

Nach Jerusalem war es das uralte Bersaba, das



Der Brunnen des Propheten Elisa und die Ebene von Jericho.

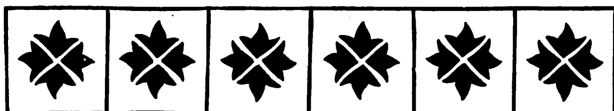
vor allen anderen Siedlungen Palästinas durch den Bau einer Wasserleitung bevorzugt wurde. Die sagenhafte Geschichte dieses Platzes reicht bekanntlich bis in

die Tage der Patriarchen zurück, und in einem Tale oberhalb des Ortes sollen sich noch jetzt alle sieben in der Bibel erwähnten Quellen nachweisen lassen. Aus einer von ihnen wird das Trinkwasser neuerdings mit Hilfe eines Motors durch ein Röhrensystem zur Stadt emporgeleitet. Die kostspielige Anlage erwies sich als notwendig, seitdem aus einer der ältesten menschlichen Niederlassungen Palästinas die jüngste Stadt des Landes geworden ist. Man machte sie zum Sitz einer Regierungsbehörde, um die umwohnenden Beduinenstämme besser im Schach zu halten, und wie man in alten Zeiten die Wendung „von Dan bis Bersaba" gebrauchte, um die Grenzen des Reiches zu bezeichnen, so bedeutet das neuerstandene Bersaba noch heute den südlichsten Grenzpunkt der türkischen Herrschaft.

Einer ähnlichen Ursache hat auch das kleine, unansehnliche und schmutzige Dorf Jericho seine eben vollendete Wasserleitung zu verdanken. Die Errichtung eines Regierungsgebäudes gab hier wie in Bersaba den Anstoß zu der modernen Neuerung. Das heutige Jericho erhebt sich bekanntlich nicht genau an der Stelle des aus der Bibel bekannten befestigten Platzes, sondern ungefähr 2 Kilometer östlich von den Ruinen des alten Jericho.

Eine in unmittelbarer Nähe dieser Ruinen gelegene Quelle, die als die Quelle des Propheten Elisa gezeigt wird, dient jetzt der Wasserversorgung des neuerrichteten Regierungsgebäudes, wie des Klosters, der Moschee und der Hotels im neuzeitlichen Jericho. Die Fremden werden es sicherlich als eine große Annehmlichkeit empfinden, daß ihnen jetzt ein gutes und reines Trinkwasser zur Verfügung steht statt der früheren widerlichen Jauche.





Mannigfaltiges.



Der gebannte Zauber. — Lange Jahre war ich als Vorsteher einer Tabakplantage auf Sumatra, zehn Stunden von der nächsten Niederlassung, in einem von allen Reizen tropischer Schönheit umgebenen, aber auch alle Schattenseiten der Einsamkeit aufweisenden Hause, in unmittelbarer Nähe der wenig angenehmen Atchinesenstämme. Etwa zwei Kilometer von meinem Hause wohnte ein alter, verschmitzter Chinese, dem der Ruf eines „orang obat“, eines geheimnisvollen Medizinmannes, anhaftete. Sowohl seine Landsleute wie auch meine, meist aus Malaien bestehende Dienerschaft hatten einen Heidenrespekt vor ihm, und Setjama, die Vorsteherin meines Haushalts, eine Javanin aus dem blumen- und sagenreichen Preanger, wußte Wunderdinge von diesem Lo-a-kit zu erzählen.

Die Rinderpest herrschte, und wir waren, da die Einfuhr von Ochsen verboten wurde, auf unsere eigene, aus Enten, Hühnern und Tauben bestehende Fleischproduktion angewiesen. Infolge meiner Anweisung, alles aufzukaufen, was sich an solchen Flügeltieren nur zeigte, war mein „Tierpark“ mächtig angewachsen, und mein Eierertrag war groß. In den Vorräten war aber, sehr zum Leidwesen von Sedjama, dem waltenden Hausgeist, bald ein eigentümlicher Rückgang bemerkbar. Dem nachzuforschen verlernt man im dauernden Umgange mit den Herren Chinesen rasch, und so ließ ich mir auch hierüber keine grauen Haare wachsen, sondern erfreute mich an dem verbleibenden Rest.

Dann kam aber die Aufklärung unerwartet.

Nach heftigem Gewitterregen lag ich, das erquickende Bad

hinter mir, im Dunkeln auf der Veranda im langen Stuhl. Der Urwald sang sein ewiges Lied. Milliarden von Zikaden zirpten, und unzählige Leuchtkäfer huschten im Dunkel hin und her. Der glockenreine Lockruf eines Weibchens der Spezies Boa constrictor, das den Herrn Gemahl herbeirief, ertönte in der Nähe. Ich hörte das Schlagen und Stampfen meiner Batakponys im Stall und war im Begriff mir eine Zigarre als Schutzmittel gegen die Moskito zu holen, als ich unmittelbar unter meiner Veranda ein Gespräch hörte. Es war die Stimme von Herrn Lo-a-kit und die von Fräulein Sedjama.

Er: „Glaube mir, ich habe ihn selbst gesehen, er hat fünf Arme und zwei Köpfe. Dicht hinter dem Hühnerstall stand er. Ich freue mich nur, daß er mich nicht gesehen hat."

Sie: „Ich werd's dem Herrn sagen."

Er: „Bist du von Sinnen? Weißt du nicht, daß er dann dich und mich und uns alle tötet, wenn wir einem weißen Schwein seinen Namen nennen?"

Sie: „Oh, der schreckliche Geist!"

Den Rest konnte ich nicht mehr hören, da die beiden sich entfernten.

Bald darauf meldete Sedjama den gedeckten Abendtisch. Während des Essens kauerte sie neben mir, nur zum Bedienen aufstehend.

Ich begann ganz harmlos: „Ich werde den Geist doch wohl bannen müssen."

„Welchen Geist, Herr?"

„Na, den am Hühnerstall mit den zwei Köpfen."

Sedjama ließ vor Schreck Messer und Gabel, die sie eben abräumen wollte, fallen und fragte ängstlich: „Weißt du, Herr?"

„Ein weißer Mann weiß alles, Sedjama; er kann auch mit euren Geistern fertig werden."

Mit Zittern und Beben starrte Sedjama ins Dunkel hinaus, als ob jeden Augenblick der Himmel einstürzen müsse.

Ich fuhr fort: „Ich weiß einen guten Gegenzauber. Hole mir sechs Eier vom Koch, aber sprich mit niemand."

Die Eier bohrte ich dann mit einer Nadel fein an und ließ

in jedes einen Tropfen Krotonöl, das schlimmste Abführmittel, das es gibt, fließen. Die Öffnungen schloß ich mit Gips.

Am anderen Morgen ging ich, um etwas Wichtiges mit ihm zu besprechen, zu dem braven Lo-a-kit, um dabei ganz harmlos die Bemerkung fallen zu lassen: „Hast du's schon gehört, unter den Hühnern soll eine giftige Krankheit herrschen. Hoffentlich kommt sie nicht zu uns, denn man stirbt leicht daran.“

Heimgekommen legte ich die sechs präparierten Eier in die Nester meiner Hühner.

Am anderen Abend meldete Sedjama mit traurigem Gesicht, der Geist müsse die Hühner verzaubert haben, denn heute sei kein einziges Ei da.

Ich tröstete sie damit, daß mein Zauber schon dagegen wirken werde.

Am Spätnachmittag hatte ich wieder bei meinem edlen Freunde Lo-a-kit zu tun. Ich fand ihn mit fürchterlichen Leibschmerzen, verstört und jammernd, auf seinem Lager. Er klagte mir, er müsse vergiftet sein.

Ich gab ihm die eigens mitgebrachten Opiumtropfen als Gegengift und sprach wieder von der schrecklichen Hühnerkrankheit.

Meine Hühner legten von da ab wieder prompt, und in Sedjamas Achtung war ich mächtig gestiegen. L. v. C.

Der Große Bär. — Von den Sternbildern, die in lautloser Majestät unaufhörlich unseren Himmelspol umkreisen, ist namentlich eines jedem bekannt, der auch nur flüchtig den Blick zum nächtlichen Firmament emporwendet. Es ist der Große Bär, auch Himmelswagen genannt, aus sieben hellen Sternen bestehend, von denen vier ein längliches Rechteck bilden und den Rumpf des Bären bezeichnen, während die drei anderen den Schwanz vorstellen.

Dieses Sternbild war schon zu Homers Zeiten den Griechen bekannt als Bärin, „die am Himmel sich dreht und den Orion beäugt“. Nach ihr richtete Odysseus seine Fahrt, während die Phöniker auch ihre Begleiterin, die Kleine Bärin, kannten, deren Hauptstern für das bloße Auge den Himmelspol bezeichnet.

Unmittelbar bietet der Sternenhimmel der Betrachtung wenig mehr als den täglichen Umschwung, und vor dreiundzwanzig Jahrhunderten mochte der weiseste der Sterblichen einen Anschein von Berechtigung haben, wenn er seinen Schülern den Rat gab, ihre Zeit auf Besseres zu verwenden als auf das Studium der Astronomie. Wie groß würde das Erstaunen des Sokrates gewesen sein, wenn ihm eine Ahnung dessen aufgegangen wäre, was vierzig Generationen später die Menschheit von den Geheimnissen des Himmels erforscht hat, wenn er vernommen hätte, was beispielsweise der Große Bär im Weltall bedeutet!

Freilich verflossen mehr als zwei Jahrtausende, ehe die Blicke der Menschheit in die Tiefen des Himmelsraums sich so weit klärten, daß dem denkenden Geiste eine Vorstellung aufdämmern konnte von dem wahren Wesen der Sterne und der Rolle, die sie in der Welt spielen. Dann aber folgten weitere und überraschende Aufklärungen in zunehmend schneller Folge, und heute stehen wir vor Enthüllungen, die auch die überschwenglichste Phantasie nicht hätte ahnen können. Aber nicht das kosmisch Ungeheure, auch nicht die Erhabenheit des Gegenstandes ist es vorzugsweise, die den denkenden Menschen so übermächtig anzieht, sondern vielmehr die daran geknüpfte Hoffnung einer wenigstens teilweisen Lösung des großen Rätsels, das unser und der Welt Dasein darbietet. Zu diesem Ende werden die Himmelsräume durchforscht und Wunder, die bis dahin dem lebenden Blicke nie gestrahlt, auf die lichtempfindende Platte gebannt.

Die Alten haben das Sternbild des Großen Bären, wie alle übrigen Sternbilder, nicht in wesentlich anderer Gestalt gesehen als wir heute. Doch sind seine hellen Sterne nicht angeheftet, sondern bewegen sich, wie wir jetzt wissen, mit der ungeheuren Geschwindigkeit von ungefähr 21 Kilometer in der Sekunde durch den Weltraum, in jedem Jahr also um 87 Millionen Meilen weiter, aber wenn Sokrates aus seinem Grabe erstünde, so würde er urteilen, daß diese Sterne während seines langen Schlafes ihre Stellung nicht merklich geändert hätten. Unter solchen Verhältnissen begreift sich, daß die

Entfernung dieser Sterne von uns überaus groß sein muß.

So ist es in der Tat. Man nehme als Einheitsmaßstab die Entfernung der Sonne von der Erde, welche 20 Millionen Meilen beträgt, und lege in der Richtung auf das Sternbild des Großen Bären diesen Maßstab sechsmillionenmal aneinander, so wird sich erst der letzte Endpunkt im Bereich jener Sterne befinden. Zwischen zwei Pulsschlägen umkreist der Lichtstrahl viermal der Erde Rund, aber dieser schnellste Bote in der ganzen Welt gebraucht fast hundert Jahre, um den Abgrund zu durchfliegen, der uns vom Sternbild des Großen Bären trennt. Welche Ausdehnung dieses Sternbild in Wirklichkeit besitzt, lehrt dann eine einfache Rechnung. Von dem Stern Merak im rechten Vorderfuß des Bären bis zu dem Stern Mizar im Schwanz desselben ist die Entfernung zweimillionenmal so groß als die Entfernung der Sonne von der Erde. Das ist so weit wie von uns bis zum Sirius. Wenn unser Planet um den Stern Merak statt um die Sonne kreiste, so würde sein Licht unseren Augen verderblich und wahrscheinlich seine Wärmestrahlung für die Menschheit tödlich sein, denn die wirkliche Strahlung dieses Sterns ist siebzigmal intensiver als die der Sonne.

Auch die Helligkeit der anderen sechs Bärensterne ist erheblich stärker als das Sonnenlicht, jene des Mizar fast neunzigmal. Für den Bewohner eines Planeten, der um einen dieser Sterne kreist, ist die uns sichtbare Konstellation derselben nebst der ganzen Gruppierung der Sterne unseres Nachthimmels verschwunden, andere Sternbilder werden sich ihm darstellen und unter diese auch die Sterne verteilt sein, welche für uns seit Jahrtausenden den Großen Bären zusammensetzen.

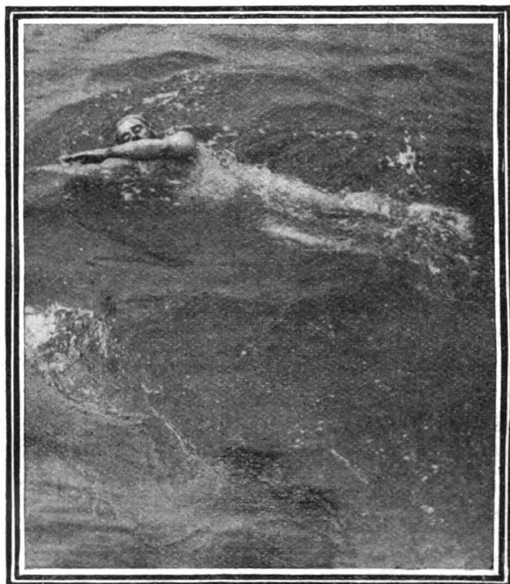
Zu den hellsten Sternen des dortigen Himmels aber werden die übrigen großen Bärensterne gehören. Das Spektroskop in Verbindung mit der Photographie hat von diesen Sternen noch weitere merkwürdige Eigentümlichkeiten aufgedeckt. Es fand sich, daß die Sterne Mizar, Beta, Epsilon und Eta des Großen Bären periodische Veränderungen ihrer Geschwindigkeit in der Gesichtslinie zur Erde hin zeigen, die nur zu er-

klären sind unter der Annahme, daß jeder dieser Sterne sich mit einem anderen, für uns unsichtbaren, um einen gemeinsamen Schwerpunkt dreht. Bei dem Sterne Mizar sieht man im Fernrohr auch einen hellen Begleiter, der mehrerer Jahrtausende bedarf zu einem einzigen Umlauf um seinen Hauptstern, letzterer wird aber von einem unsichtbaren Begleiter in nur 20½ Tagen umkreist. Dieser hat dasselbe Gewicht wie sein Hauptstern, und beide zusammen übertreffen mindestens dreieinhalbmal das Gewicht der Sonne.

Zu diesen Eigentümlichkeiten kommt nun noch eine höchst merkwürdige Tatsache, die man schon vor einigen Jahrzehnten ahnte, die aber erst in neuester Zeit durch Dr. J. Ludendorff vom Astrophysikalischen Observatorium zu Potsdam erwiesen worden ist. Er bestimmte nicht nur die obengenannte Entfernung der fünf Hauptsterne des Großen Bären, sondern fand auch, daß diese Sterne sich parallel zueinander und mit gleicher Geschwindigkeit durch den Weltraum bewegen gegen einen Punkt des Himmels, der für uns im Sternbilde des Ophiuchus zu liegen scheint. Sie bilden also unter den Sternen des Himmels ein System für sich von ungeheurer Ausdehnung, doch haben wir nicht die leiseste Vermutung darüber, wo das Zentrum sich befindet, das dieses große System der Bärensterne regiert.

Aber noch mehr hat sich unser Wissen über diesen Sternenzug erweitert. In der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen wurde vor einigen Jahren durch Professor Schwarzschild eine Untersuchung vorgelegt, welche E. Herzsprung ausgeführt hat und die zu dem überraschenden Resultate leitete, daß noch einige andere Sterne zu dem System der Bärensterne gehören, darunter der glänzendste Stern des Himmels, der Sirius! Vergeblich fragt man sich, wo die Kraft ihren Sitz hat, welche dieses ungeheure Sternsystem zusammenhält und zu gemeinsamer Wanderung durch den Weltraum zwingt, vergebens, wohin diese Drift führen wird. Wir wissen ebensowenig, ob dieser Sternenzug, der jährlich 87 Millionen Meilen durchrast, in gesicherter Bahn einherläuft oder schließlich zu einer Katastrophe im fernen Weltraum führen wird. D. G.

Die zweite Durchschwimmung des Ärmelkanals. — Im August 1875 gelang es dem Kapitän Matthew Webb, zum ersten Male den Ärmelkanal zwischen Dover und Calais in 21 Stunden und 45 Minuten zu durchschwimmen. Jetzt hat dieses anstrengende Wagestück auch William Burgeß ausgeführt.



William Burgeß bei der Durchschwimmung des Ärmelkanals.

Burgeß wurde in Rotherham in der Grafschaft Yorkshire geboren, ist von Beruf Schmiedemeister und steht im siebenunddreißigsten Lebensjahre. Seit dem Jahre 1906 hat er es dreizehnmal versucht, den Meerarm zwischen England und Frankreich zu durchqueren. Schon im August 1908 war er nach zwanzigstündigem Schwimmen der französischen Küste bis auf eine halbe Meile nahe gekommen, mußte dann aber wegen Übermüdung die Fortsetzung aufgeben.

Seine jetzige glückliche Durchquerung begann er am 6. September 1911 um 10 Uhr 50 Minuten vormittags in der Margaretsbai bei Dover. Am 7. September 10 Uhr 30 Minuten morgens landete er bei Kap Grisnez an der französischen Küste. Der kühne Schwimmer hatte während des ersten Tages viel unter dem dichten Nebel zu leiden. Außerdem war ihm von zwei Uhr nachmittags an die Ebbe sehr hinderlich. Trotz aller Anstrengungen warf sie ihn weit von Kap Grisnez zurück. Als sich dann aber die Flut einstellte, kam er in den nächsten drei Stunden außerordentlich schnell vorwärts.

In der Luftlinie beträgt die durchschwommene Strecke rund 71 Kilometer. Infolge der Abdrängung durch die Ebbe mußte Burgeß aber einen Weg von 110 Kilometer zurücklegen. Da er fast zwei Stunden mehr gebraucht hat als Kapitän Webb, will er bei einer neuen Durchquerung versuchen, die Strecke in einer noch kürzeren Zeit als dieser zu durchschwimmen. Von großem Nutzen war Burgeß die durch die Wärmeperiode des Sommers 1911 entstandene hohe Temperatur des Wassers. Denn bekanntlich werden Dauerschwimmer gerade durch die Kälte des Wassers sehr geschwächt. Th. S.

König Peter von Serbien. — Von der Lebensführung des einstigen Prinzen Peter Karageorgiewitsch, des jetzigen Serbenkönigs, ist bisher wenig in die Öffentlichkeit gedrungen. Dabei gibt gerade jene Zeit, als er noch als bescheidener Privatmann in Paris lebte, den besten Aufschluß über seine Persönlichkeit, deren charakteristischen Zügen man bisher recht wenig Gerechtigkeit hat widerfahren lassen.

Prinz Peter, der älteste Sohn des 1859 zur Thronentsagung gezwungenen Fürsten Alexander von Serbien, war mit Glücksgütern nicht allzu reich gesegnet. Als er noch die Generalstabsschule in Paris besuchte, gehörte er zu den am saubersten, aber auch am einfachsten gekleideten Zöglingen. Da seine bescheidenen Mittel ihm nicht gestatteten, fürstlichen Aufwand zu treiben, verbarg er seine Abkunft nach Möglichkeit. In seinem ganzen Auftreten zeigte er stets die größte Bescheidenheit. Er arbeitete fleißig, beschäftigte sich viel mit Heeres- und Waffenkunde, versäumte es aber auch nicht, seinen Körper

durch eifriges Betreiben aller Sportarten zu stählen und sich im Gebrauche von Schuß- und Hiebwaffen zu üben.

Den Feldzug 1870/71 machte er als französischer Kriegsfreiwilliger bei der Armee Bazaines mit. In den Kämpfen, die der entscheidenden Schlacht von Sedan vorausgingen, führte er eine Patrouille, die die Aufgabe hatte, die Stärke der linken Seitendeckung des auf Sedan vorrückenden deutschen Heeres zu erkunden. Begierig, diesem Auftrag möglichst gerecht zu werden, wagte er sich in einer regnerischen Nacht allein zu dicht an ein von preußischen Truppen besetztes Dorf heran, um festzustellen, welche Waffengattungen dort lagerten. Hierbei wurde er von einigen Ulanen entdeckt und hart verfolgt. Glücklich gelangte er an das Ufer der Meuse, sprang in den Fluß und durchschwamm ihn in voller Uniform, während ihm die Karabinerkugeln der Ulanen um die Ohren pfiffen.

Das Apachenunwesen stand in Paris bereits zu jener Zeit, als Prinz Peter noch in der Seinestadt wohnte, recht stark in Blüte. Einmal kehrte der Prinz spät nachts von einem Besuche heim und kam dabei auch über den Boulevard Malesherbes. Plötzlich versperren ihm zwei herkulisch gebaute Kerle, die bisher im Schatten der Alleebäume auf ein Opfer gelauert hatten, den Weg.

„Kein Laut! Und leere schleunigst deine Taschen, wenn dir dein Leben lieb ist!"

Prinz Peter markiert den völlig Entsetzten, will, scheinbar ergeben in sein Schicksal, in die Brusttasche greifen, um eine nicht vorhandene Brieftasche hervorzuholen, ändert aber blitzschnell die Handbewegung, versetzt dem einen Strauchdieb einen so gewaltigen Boxhieb unter die Nase, daß der Kerl einen regelrechten Purzelbaum nach rückwärts schlägt, und erledigt den zweiten durch einen Fußtritt in die Magengegend ebenso kunstgerecht. Dann ruft er eine eben vorüberfahrende Droschke an und bringt die Banditen mit Hilfe deren Insassen nach der nächsten Polizeiwache.

Jedenfalls dürfte keiner der heute regierenden Fürsten Europas ein ähnliches Abenteuer erlebt haben. König Peter ist auf diese Erinnerung auch nicht wenig stolz. Kürzlich soll

er bei einem Festmahl in seinem Palast den geschilderten Vorgang in launigster Weise dem an seinem Hofe beglaubigten deutschen Gesandten erzählt haben.

In wie bescheidenen Verhältnissen Prinz Peter seinerzeit in Paris lebte, davon weiß der bejahrte Portier des Hauses Rue Joffroy Nr. 47 manches zu berichten. Dort hatte der heutige Serbenkönig eine kleine Wohnung in der dritten Etage für 750 Franken jährlich gemietet. Den Mietkontrakt unterzeichnete er schlicht mit Peter Karageorgiewitsch. Jener Portier schildert den Prinzen als einen überaus freundlichen Herrn, der sich so manches Mal mit ihm und seinen Kindern unterhalten habe, wobei er nie duldete, daß man ihn mit dem Prinzentitel anredete. Den Mietkontrakt hat der Portier unlängst an einen reichen Amerikaner, der eifriger Sammler von Handschriften ist, für nicht weniger als 5000 Franken verkauft. W. K.

Lebensbaum und Lebenskraut. — Die Beobachtung, daß die Bäume im Gegensatz zu den Tieren eine nach Jahrhunderten messende Lebenszeit besitzen und nach dem scheinbaren Absterben ebenso wie die ausdauernden Kräuter wieder zu neuem Leben erwachen, hat bei verschiedenen Völkern zur Vorstellung eines mystischen „Lebensbaumes“ und „Lebenskrautes“ geführt, deren Früchte oder Blätter dem, der sie verzehrt, Unsterblichkeit beziehungsweise ewige Jugend verleihen.

Die ältesten Spuren des Lebensbaumes finden sich bei den Babyloniern. In den Keilschriftberichten wird er der Ukkanubaum oder auch der Baum Eas genannt. Er wächst in dem sagenhaften Lande Eridu und wird von zwei adlerköpfigen Dämonen oder auch von zwei Drachen und Löwen bewacht.

Der altägyptische Lebensbaum heißt Persea. Er war der Göttin Isis geweiht, die den Tau, der sich an den Blättern niederschlug, den Seelen der Herrscher und Reinen als Wasser des ewigen Lebens spendete. Die Inder hießen den Lebensbaum Kalgavriksha. Dem Genuß seiner Früchte verdankten die Götter unvergängliche Jugend. In der altpersischen Religion des Zarathustra wird der Lebensbaum der weiße Hone

genannt. Er ist ein Rankengewächs, das dem Weinstock ähnelt. Er wächst an einer Quelle auf dem Berg Albordsch als König aller Bäume und wird von den Schutzgeistern Ferverdin gegen den bösen Geist Ahriman bewacht. Seine Frucht verleiht den Lebenden Unsterblichkeit und verhilft den Toten nach der Auferstehung zu ewigem Leben.

Als Lebensbaum ist ferner der Apfelbaum der Hesperiden in der griechischen Sage zu betrachten, der von Drachen bewacht wird, und in der germanischen Mythologie der Apfelbaum der Iduna, der Göttin der Unsterblichkeit. Die Äpfel des Baumes verschafften dem Göttergeschlecht der Asen ewige Jugend.

Bei den Mohammedanern wird der Lebensbaum als Sidra oder Tuba bezeichnet. Er wächst im siebenten Himmel an der Seite des göttlichen Thrones. Sein Wächter heißt Risvan, der niemand von seinen Früchten essen läßt. Seine irdische Verkörperung hat dieser Lebensbaum im Sidrabaum, der in Arabien heimisch ist. Die Blätter desselben legen die Mohammedaner in das Wasser, mit dem sie die Toten waschen.

Neben dem Lebensbaum findet sich, wie erwähnt, auch das Lebenskraut in den Sagen vor. Sehr hübsch handelt von ihm eine altjüdische Legende. Ein Mann hatte von den Blättern des Lebenskrautes gegessen, war unsterblich geworden und wollte doch gern sterben. Er klagte Salomo seine Not, der, um weiteres Unheil zu verhüten, das Kraut in ein unzugängliches Felsental verschloß. Seitdem ist gegen den Tod kein Kraut mehr gewachsen. Th. S.

Ein Hirte kann nicht zwei Herden hüten. — In dem Werke „Geschichte des Fürstentums Hadamar“ wird folgende amüsante Geschichte erzählt. Zu dem genannten Fürstentum, das später mit dem Herzogtum Nassau verschmolzen wurde und heute zur preußischen Provinz Hessen-Nassau gehört, zählte auch das Dorf Elsoff. Der Pfarrer dieses Dorfes namens Horn verpachtete das Pfarrland nicht, sondern ließ es von seinem Gesinde selbst bearbeiten, und da er ein guter Landwirt war, so blieb es nicht aus, daß er nicht nur stets die besten Früchte, sondern auch das schönste und prächtigste Vieh auf die Weide

schickte. In jenen Zeiten wurden nicht nur die Schafe und Schweine, sondern auch die Ochsen und Kühe von Hirten auf die ausgedehnten Gemeindeweiden ausgeführt und dort tagsüber gehütet.

Wie nun einige Bauern sahen, daß der Pfarrer nicht nur das schönste, sondern auch das meiste Weidevieh auf die Weide schickte, regte sich in ihnen der Neid, und sie kamen auf den Gedanken, daß der Pfarrer ebenso wie sie verpflichtet sei, den Hüterdienst zu versehen, obgleich sie recht gut wußten, daß der Pfarrer von allen diesen Lasten befreit war. Sie schickten ihm also an einem Samstagabend den sogenannten Ringel- oder Wurfstecken ins Haus mit der Weisung, daß der Herr Pfarrer an der Reihe sei. An dem Ringel- oder Wurfstock sind am unteren Ende einige schwere eiserne Ringe so befestigt, daß sie sich frei bewegen und dann, wenn der Stock geschwungen oder gegen ein störriges Tier geworfen wird, rasseln und klirren, worauf das erschreckte Tier sich beeilt, sich bei der Herde zu halten.

Als nun an jenem Sonntagmorgen die Zeit des Austreibens herankam, trat der Pfarrer mit einem blauen Kittel und den Ringelstecken in der Hand aus dem Pfarrhause und trieb die Herde auf die Weide. Unterdessen läuteten die Glocken zum Gottesdienste, die Kirchgänger erschienen, aber der Pfarrer blieb aus. Endlich kam die Botschaft, der Gottesdienst müsse ausfallen, da der Pfarrer als Hirte bei der Viehherde auf der Weide beschäftigt sei. Man fragte hin und her und kam endlich dahinter, welche Bauern den Pfarrer zum Hüten bestimmt hatten. Diese mußten nun selbst auf die Weide gehen und den Pfarrer bitten, das zu tun, wozu er bestimmt sei, nämlich den Gottesdienst abzuhalten.

Pfarrer Horn kam, zog den Kittel aus und das Amtskleid an und hielt den Elsoffer Bauern eine gepfefferte Predigt über den Text: „Ein Hirte kann nicht zwei Herden hüten.“ Von Stund' an fiel es keinem Elsoffer wieder ein, dem Pfarrer Horn nochmals den Ringelstecken ins Haus zu senden. C. T.

Die Schnellzüge als Vogelmörder. — Die von Jahr zu Jahr fühlbarer werdende Abnahme unserer Vogelarten, insbesondere der Singvögel, ist eine bekannte Tatsache und eine höchst beklagenswerte Begleiterscheinung unserer Kultur. Die Hauptursache dieses Verschwindens, das gewerbsmäßige Fangen der Vögel, wird in neuerer Zeit von Behörden und Vereinen mit Erfolg bekämpft. Doch es sind da auch noch andere Ursachen im Spiele.

Die Verwandlung einsamer Gebirgstäler in rauchende Industrieniederlassungen trägt sicherlich zur Verdrängung der Vogelwelt bei, und auf eine bisher noch kaum beobachtete Ursache hat kürzlich ein Lokomotivführer auf Grund von Erfahrungen hingewiesen. Eine einzige Schnellzugmaschine, führt er aus, tötet oder verletzt unter Umständen Hunderte von Vögeln in einem Monate. Nach einer einzigen Fahrt mit dem Expreßzuge Straßburg—Ludwigshafen wurden bei der Besichtigung der Maschine vor der Rauchkammertür und im Drehschemelausbau der Laufachse tot vorgefunden: zwei Käuzchen, ein grünfüßiges Rohrhuhn, eine Drossel, zwei Grasmücken, je ein Goldammer, Hänfling und Grünfink. Im Aschkastengitter hingen zwei halbverkohlte Kegelschnäbler. Der erwähnte Expreßzug verkehrt in den frühesten Morgenstunden, wo die Alten die erste Atzung für ihre Jungen suchen und infolge der unvollständigen Helligkeit ein Anrennen an die Lokomotive leicht möglich ist. Erwägt man dabei, daß nur ein kleiner Teil der auf diese Weise getöten Vögel an oder auf der Maschine hängen oder liegen bleibt, dann gelangt man zu Verlustziffern, die einem bange machen können.

Je größer die Geschwindigkeit der Züge ist, desto mehr laufen die Vögel Gefahr, beim Ausweichen auf ihren Flügen von der Lokomotive erfaßt zu werden; sogar die Schwalben und Fledermäuse, die Künstler im Kurvenfluge, unterschätzen die Geschwindigkeit der Züge, die ja heutzutage mit einer Schnelligkeit von hundert Kilometer und noch mehr auf der offenen Strecke fahren.

Die meisten Vögel gehen in den Monaten Mai bis Juli zugrunde, in der Zeit, zu der sie brüten und die flügge ge-

wordenen Jungen die ersten selbständigen Ausflüge unternehmen. Die Alten, die in der Regel für vier bis sechs Junge zu sorgen haben, sind den ganzen Tag auf der Suche nach Futter; naht nun ein Zug, so werden sie durch den Lärm und die Erschütterung des Bodens beunruhigt und fliegen auf dem kürzesten Wege zu ihrem Neste zurück, alle Vorsicht außer acht lassend, was sie nicht selten mit dem Leben büßen, indem sie an den vordersten Teilen der Lokomotiven zerschellen. Daß die Jungen, die noch ungeübt im Fliegen sind, häufig von den ihren Weg kreuzenden Lokomotiven erfaßt werden, ist sehr begreiflich.

Die Vogelarten, die am zahlreichsten vertreten sind, lassen auch die meisten Opfer. Obenan stehen die Sperlinge, die ja auch keine guten Flieger sind; dann kommen die Pfriemenschnäbler, unsere besten Sänger und fleißigsten Insektenfresser, wie Bachstelzen, Amseln, Grasmücken, Finken, Lerchen und so weiter. In einem weiteren Abstande folgen die kleinen Eulen und Käuzchen und zuletzt die Fasanen, Feldhühner und Raubvögel. Das Fallen von Raubvögeln wurde am häufigsten nach einem starken Schneefall beobachtet und dürfte durch die vom Schnee bewirkte Blendung verursacht werden. A. E.

Heißwasser im Überfluß. — Überall, wo Menschen wohnen und arbeiten, wird zu jeder Zeit heißes Wasser für alle erdenklichen Zwecke gebraucht. Es ist daher von größter Wichtigkeit, die rationellste Methode zu kennen, heißes Wasser in beliebigen Mengen auf die einfachste, bequemste und billigste Weise zu bereiten.

Es ist nun bekannt, daß bei Heizvorrichtungen mittels einfacher Töpfe neunzig Prozent Brennstoff nutzlos durch den Schornstein entweicht, während die neuen Konstruktionen durch geeignete Kessel fünfzigmal mehr heißes Wasser erzeugen können als bei den alten Methoden.

Einen „National-Kessel“ aufzustellen, so nennt sich der neue Kessel der Firma Nationale Radiator-Gesellschaft in Berlin S 42, Alexandrinenstraße 35, heißt das Angenehme mit dem Nützlichen und Praktischen verbinden, denn er eignet sich zur Bereitung heißen Wassers für jeden gewerblichen und häuslichen

Zweck, für Hausbäder, Waschküche, Spülraum, Waschtoilette, für Küchen, Cafés usw.

Heißes Wasser ist leichter als kaltes und steigt infolgedessen, wenn der Kessel angeheizt ist, beständig nach oben, während das nachfließende kalte zum tiefsten Punkt des Kessels niedersinkt. Da nun beim National-Kessel dieser Teil stets den direkten Wärmestrahlen des Feuers ausgesetzt ist, so wird durch diesen Vorgang das Wasser sehr schnell erwärmt und fließt überall



Heißwasser im Überfluß.

dort hin, wo durch Rohrleitungen Anschlüsse für Heißwasser angebracht sind.

Die Kessel eignen sich für alle Arten von Brennmaterial, für Fett- und Magerkohle, Koks, Brikette, Torf, Holz usw. Der Feuerraum ist so groß und die Heizflächen liegen so frei, daß selbst das minderwertigste Brennmaterial ausgenützt wird; selbst das unerfahrenste Personal kann den National-Kessel leicht bedienen, Rauchschieber und Feuertüren sind von solider Konstruktion und ermöglichen eine äußerst genaue Regulierung der Feuerung. P. R.

Winke für Forschungsreisende. — Daß die Not die Mutter der Erfindungen ist, sagt schon ein altes Sprichwort. Aber

nichts beweist dieses Wort besser als die verschiedenen Kniffe, zu denen die Forschungsreisenden in unzivilisierten Ländern ihre Zuflucht nehmen müssen. Ihre Zahl ist Legion, und nur einige der seltsamsten und merkwürdigsten wollen wir hier erwähnen.

Wer würde wohl ahnen, daß Schießpulver als Arznei verwendet werden kann? Und doch ist dem so. In einem Glase warmen Wassers aufgelöst, gibt ein bißchen Schießpulver ein ganz vorzügliches Brechmittel, und im Urwalde, wo Vergiftungen und allerlei Krankheitsfälle so oft vorkommen, sind Brechmittel von großer Bedeutung. Soll es noch wirksamer werden, so kann man statt warmen Wassers Seifenwasser nehmen. Bei Schlangenbissen wird Schießpulver auch zum Ausbrennen der Wunden verwandt, wenn sich das Ausbrennen auf andere Weise nicht ermöglichen läßt.

Wer weiß, wie er ein Pferd über einen Fluß bringen soll? In seinem fesselnden Buche „Die Kunst des Reisens“ schreibt Galton: „Will man mit einem Pferde oder einem anderen größeren Tiere einen Fluß übersetzen, so treibe man es ins Wasser, und sobald es die ersten paar Schritte gemacht hat, springe man hinterher, packe es am Schwanze und lasse sich hinüberziehen. Wendet das Tier seinen Kopf in der offenbaren Absicht, seinen Kurs zu ändern, dann spritze man ihm Wasser ins Gesicht, und auf diese Weise wird man es dorthin bringen, wohin man es haben will. Diese Art des Schwimmens ist die beste für Pferde, alle anderen haben ihre Nachteile und sind auch bei Tieren, die das Kreuzen des Flusses zum ersten Male tun sollen, nicht ungefährlich.“

Ein Boot im Finstern über einen Fluß steuern ist eine Aufgabe, vor deren Lösung sich der Forschungsreisende oft gestellt sieht. Hat der Fluß hohe Ufer oder ist er auf beiden Seiten mit Wäldern bestanden, so ist die Sache ziemlich einfach. Um zu wissen, ob man in der Mitte des Wassers ist, braucht man dann nur von Zeit zu Zeit scharf mit dem einen Ruder auf das Wasser zu schlagen und auf das Echo zu lauschen. Dringt dasselbe gleichzeitig oder fast zu gleicher Zeit von beiden Ufern an das Ohr, so hält das Boot die Mitte der Strömung.

Nach demselben Grundsatze werden auch Schiffe, die in dichtem Nebel in die Nähe einer felsigen Küste geraten sind, aus dem Bereiche der Gefahr gesteuert.

Im Freien bequem schlafen ist eine Kunst, die jeder Reisende lernen muß. Ein häufiger Fehler des Neulings dabei ist, daß er zu seiner Lagerstätte einen Baum wählt, der wohl in großer Höhe seine Äste ausbreitet, aber vor dem Winde keinen anderen Schutz gewährt als den seines kahlen Stammes. Ein Baum ist wohl ein vorzügliches Dach, aber eine nur recht mangelhafte Wand. Was man aber bei windigem Wetter vor allem braucht, ist ein dichter Schirm. Das ist der Schutz, den die Wilden und Tiere unwillkürlich suchen. Ein ganz niedriger Erdwall oder ein leichter Grat schützt den Boden auf eine ganze Strecke, die dahinter liegt, und so unscheinbar eine solche Erhöhung auch aussehen mag, so wird ein alter Jäger oder Trapper sich gern hinter ihr bergen.

Die Wahrheit von Bruces bekannter Erzählung, daß die Abessinier sich aus lebenden Ochsen und anderen Tieren Stücke schneiden und sie verzehren, ist von späteren Reisenden bestätigt worden. Freilich geschieht dies nur in der äußersten Not, wenn Fleisch von geschlachteten Tieren aus Mangel an Transportmitteln oder aus ähnlichen Gründen nicht mitgeschleppt werden kann. Das Tier, das das Fleisch liefert, wird nicht geschlachtet, sondern muß noch mit der Expedition ziehen. Wie Galton trocken bemerkt, ist das ein sehr ekelhaftes und abstoßendes Verfahren, denn das Tier muß dabei große Schmerzen leiden.

Wie viele mögen wohl wissen, daß auch Nesseln und Farnkräuter gegessen werden können? In ihren Reisewerken erklären Huc und Gabet sie als vorzügliches Nahrungsmittel. „Wenn die jungen Stengel der Farnkräuter in ganz zartem Zustande gesammelt werden, ehe sie noch mit Flaum bedeckt und während die ersten Blätter noch gekrümmt oder zusammengerollt sind, dann braucht man sie nur in reinem Wasser zu kochen, um ein Gericht zu erhalten, das dem köstlichsten Spargel nicht nachsteht. Wir möchten auch die Nessel empfehlen, die unserer Meinung nach einen guten Ersatz für Spinat abgeben

könnte. Sie sollte ganz jung gesammelt werden, wenn die Blätter noch vollkommen weich sind. Gekocht ist die Nessel vollkommen unschädlich, und diese Pflanze, so rauh sie auch von außen aussehen mag, gibt gekocht ein sehr zartes Gericht." J. C.

Rossinis Heirat. — Der große Komponist hatte mit dem Theaterdirektor Barbieja in Neapel einen Kontrakt abgeschlossen, demzufolge er ihm innerhalb einer gewissen Zeit eine neue Oper schreiben sollte. Da der Direktor die Lässigkeit des Künstlers kannte, lud er ihn zu sich ein, und Rossini nahm die Einladung mit Vergnügen an. Was er damit beabsichtigt hatte, erreichte Barbieja indes doch nicht: der geniale Musiker ließ sich dadurch, daß er sein Gast war, durchaus keinen Arbeitseifer einflößen. Er aß und trank an seiner Tafel, erfreute sich an der regen Geselligkeit und dem behaglichen Luxus seines Hauses, machte Vergnügungen über Vergnügungen mit — nur ans Komponieren dachte er nicht.

Als Barbieja die Sache fünf Monate mitangesehen hatte, riß ihm die Geduld. Er schloß Rossini in sein Zimmer ein und erklärte ihm, nicht eher solle ihm seine Freiheit zurückgegeben werden, als bis er die versprochene Oper abliefern könne.

Rossini fluchte und wetterte, quälte und bettelte, versprach das Blaue vom Himmel — es half ihm alles nichts, die Tür blieb verschlossen.

Als nun der Meister sah, daß die Sache ernst war, fügte er sich und ging an die Arbeit. Sie floß ihm dermaßen in die Feder, daß er am selben Abend noch die Ouvertüre zu „Othello" abliefern konnte. Am nächsten Tage wurde der erste Akt fertig, und in Zeit von drei Tagen vollendete er die ganze Oper.

Barbieja fand vor Erstaunen und Bewunderung keine Worte. Er studierte sofort mit seiner Truppe das neue Meisterstück ein, und schon acht Tage darauf veranstaltete er die erste Aufführung. Sie war ein unbedingter Erfolg.

Nun aber glaubte Rossini die Zeit gekommen, sich für die ihm angetane Freiheitsberaubung zu rächen. Heimlich verließ er Neapel und begab sich nach Bologna — aber nicht er allein: in seiner Begleitung befand sich Fräulein Calbron, die Prima-

donna des Direktors, die diesem bei der Aufführung der soeben einstudierten Oper unentbehrlich war.

Barbiejas Wut war denn auch unermeßlich. Sie legte sich jedoch bald, als er erfuhr, daß Rossini die Calbron vor der Flucht geheiratet habe. „Oh," rief er aus, „dann bin ich gerächt!" Er kannte den „liebenswürdigen" Charakter seiner Primadonna hinreichend, um zu wissen, was die Verbindung mit ihr für den großen Komponisten bedeuten würde.

Der weitere Verlauf der Dinge hat ihm recht gegeben. C. D.

Werbekünste. — Als in Frankreich, kurz vor der großen Revolution, die Werbeoffiziere die notwendige Zahl von Rekruten nicht mehr zu schaffen imstande waren, ließ ein Artillerieoberst in allen Gemeinden der Picardie folgendes Plakat anschlagen: „Alle, die in das Königliche Artilleriekorps, Regiment de la Fôre, eintreten wollen, werden benachrichtigt, daß dieses Regiment das Regiment der Picardie ist. Man tanzt dreimal in der Woche, zweimal wird Ball gespielt, die übrige Zeit dient zum Kegelschieben, zum Turnspiel und zur Waffenübung. Alle Soldaten bekommen eine hohe Löhnung, gute Posten und später Offiziersstellungen. Man wende sich an M. de Richoufftz in seinem Schlosse von Bouchelles bei Noyon in der Picardie. Hohe Belohnung für alle, die ihm passende Leute zuführen."

Aber nicht nur die königliche Armee, auch das republikanische Heer geriet bisweilen in Rekrutennot. Mit welchen Mitteln die Republikaner arbeiteten, zeigt ein anderer Werbeaufruf. Derselbe lautete: „Kavallerieregiment, 15 Kilometer von der Grenze, besondere Vergünstigungen. Uniform: himmelblauer Rock, rote Hosen. Zu Beginn des dritten Dienstjahres Unteroffiziersuniform aus feinem Tuch. Die Quartiere haben ausgezeichnete frische Luft und bieten die herrlichste Aussicht. Sie sind freundlich, hübsch und idyllisch, mit schattigen Bäumen, Gärten und Blumen. Große Speisesäle. Jeden Tag Tee und Kaffee, Weißbrot, abwechslungsreiche Ernährung. Schöne Gesellschaftsräume mit Bibliothek, Briefpapier und allerlei Spielen. Im Sommer werden in frischer Luft Spiele veranstaltet. Geräte vorhanden, Ballspiele, Schwimmexkursio-

nen, Ausflüge in die Vogesen usw. Elegante, gut dressierte Pferde, dabei lammfromm. Garnison mit breiten, schönen Straßen und hübschen, ansehnlichen Gebäuden. 20,000 Einwohner, viele junge Mädchen, alle sehr freundlich und entgegenkommend, sehr patriotisch, man liebt das Militär. Herrliche Museen, Theater, öffentliche Bälle und Volksbelustigungen." C. T.



Phot. Record Press.

Schildkrötenkarussell in drei Etagen.

Das Schildkrötenkarussell. — In England, wo man den Kindern augenblicklich mit Vorliebe Schildkröten zum Spielen gibt, ist ein findiger Kopf auf den Einfall geraten, diese Tiere zu einem kleinen lebenden Karussell zu verwenden.

Die Schildkröten haben bekanntlich die Gewohnheit, daß sie, wenn man sie hochhebt, mit den Beinen zu strampeln anfangen, da sie auf festen Grund und Boden zu kommen suchen. Nimmt man nun eine Garnrolle und befestigt sie mit Glaserkitt an dem Leib einer Schildkröte, so dreht sie sich durch die unwillkürlichen Beinbewegungen im Kreis herum.

Man kann auch auf eine größere Schildkröte eine zweite und dritte kleinere setzen, indem man die Garnrollen mit Glaserkitt jeweilig auf dem Rücken des unteren Tieres befestigt. Die sich drehenden Schildkröten gleichen dann einem Karussell mit Etagen oder machen auch den Eindruck von verkleinerten Elefanten, die im Zirkus ein akrobatisches Kunststück ausführen. Th. S.

Die Serumkrankheit. — Der bekannte französische Forscher Pasteur war der erste, der durch Experimente bewies, daß es möglich sei, durch wiederholte, anfangs kleine und allmählich steigende Dosen eines Bakteriengiftes, das man einem Individuum einflößt, dieses giftfest zu machen, so daß selbst eine sonst tödliche Dosis weiter keine Erscheinungen mehr auslöst. Zwei andere Franzosen, Richet und Hericourt, haben dann einen weiteren Schritt auf der Bahn getan, die Pasteur gewiesen. Sie zeigten, daß man ein Tier, dem eine unbedingt tödliche Menge von Bakterien eingespritzt worden war, vor dem sicheren Tode erretten konnte, wenn man ihm kurz vorher das Blut von Hunden injizierte, die nach dem Pasteurschen Verfahren immunisiert worden waren. Ein Deutscher aber, Behring, hat das große Verdienst, die rein theoretische Forschung der Franzosen in ebenso genialer als erfolgreicher Weise durch Einführung seines Diphtherieserums auf die Menschheit übertragen und für die praktische Medizin nutzbar gemacht zu haben.

Das Diphtherieheilserum ist das bekannteste und wichtigste aller Heilsera, aber nicht das einzige. Ich erwähne nur noch die Sera gegen Genickstarre, gegen Starrkrampf, gegen Wochenbettfieber, gegen Pest, gegen Schlangengift usw., um zu zeigen, welche Ausdehnung die Serumbehandlung schon gewonnen hat.

Aber wo viel Licht ist, dort fehlt es auch nicht am Schatten. Und eine solche, zum Glück mehr unangenehme als gefährliche Schattenseite der Serumbehandlung bilden jene von Pirquet als „Serumkrankheit“ bezeichneten Erscheinungen, die naturgemäß um so häufiger eintreten, je weiter die Serumbehandlung vordringt, je öfter verschiedene Blutsera als Heilmittel angewendet werden.

Schon beim Tierexperiment hatte man die Beobachtung

gemacht, daß die Versuchstiere, welche die erste Dosis des Heilserums ganz symptomlos vertrugen, bei einer zweiten Einspritzung Störungen der Gesundheit zeigten.

Bei der Anwendung des Diphtherieserums ergaben sich derartige Erscheinungen nicht, aus dem einfachen Grunde, weil in der Regel nur eine einzige Einspritzung erfolgt. Zwar traten bisweilen etwa eine Woche nach der Injektion leichte Krankheitserscheinungen auf, gewöhnlich ein scharlachartiger oder nesselartiger, juckender Ausschlag, verbunden mit leichtem Fieber und geringgradigen Gelenkschwellungen, aber die Erscheinungen gehen regelmäßig in ganz kurzer Zeit spurlos vorüber und haben keinerlei ernste Bedeutung. Sie sind es auch nicht, die wir als Serumkrankheit bezeichnen, sondern wir haben es da mit einer angeborenen Überempfindlichkeit des Körpers zu tun, wie sie sich auch in anderen Fällen bisweilen zeigt. Ich erinnere nur an die durch gewisse Nahrungsmittel, wie Erdbeeren, Schalentiere und dergleichen, bei manchen Menschen hervorgerufenen Hautausschläge.

Die Pirquetsche Serumkrankheit unterscheidet sich vor allem dadurch von der eben geschilderten angeborenen Überempfindlichkeit, daß sie erst erworben wird. Sie kann frühestens bei der zweiten Injektion auftreten, was zum Beispiel bei der Behandlung der verschiedenen Blutvergiftungen leicht vorkommt, da hier wiederholte Injektionen gemacht werden. Sonst sind die Erscheinungen im großen ganzen die gleichen, wie eben geschildert, und auch ebenso harmlos. Nur zeigt sich sehr häufig, im Gegensatz zu der Fieberbewegung bei der angeborenen Überempfindlichkeit, ein starker Temperaturabfall, der direkt für die Serumkrankheit charakteristisch zu sein scheint.

Das naheliegendste war, die Serumkrankheit oder, wie sie mit dem wissenschaftlichen Namen heißt, die „Anaphylaxie“ als eine Gifterscheinung zu deuten, die durch Einverleibung des spezifischen Gegengiftes hervorgerufen wurde. Es zeigte sich aber bald, daß die gleichen Erscheinungen auch auftraten, wenn wiederholt ganz normales, also von jedem Gegengift freies Serum eingespritzt wurde, wie es auch beim Menschen in Fällen von Bluterkrankheit geübt wird. Es war also klar,

daß die Ursache der Erscheinungen im Serum selbst liegen müsse. In weiterem Verlauf ergab sich dann, daß die Anaphylaxie sich nur zeigte, wenn bei den späteren Einspritzungen das Serum derselben Tierart verwendet worden war wie bei der ersten, während jede Erscheinung ausblieb, wenn zum Beispiel das erste Mal Pferdeblutserum, das zweite Mal Rinderblutserum verwendet wurde. Auch mußte, um die Erscheinungen zu erhalten, zwischen der ersten und zweiten Injektion ein gewisser Mindestzwischenraum, etwa zehn Tage bis zwei Wochen, liegen.

Alle diese Tatsachen haben dazu geführt, als Ursache für die Serumkrankheit das Einbringen eines artfremden Eiweißes in den menschlichen Körper zu betrachten. Es scheint, als wäre der Organismus sehr empfindlich gegen Eiweiß, das aus einem anderen Körper stammt. Vielleicht, ja sogar wahrscheinlich ist diese Empfindlichkeit um so größer, je weiter die beiden Arten in der Reihe der Entwicklung voneinander abstehen. Jedenfalls wirkt artfremdes Eiweiß auf den Organismus als ein Gift, gegen das er sich wehrt, wobei im lebenden Körper gewisse Gegengifte gebildet werden, die ständig im Körper zurückbleiben und im Blute kreisen. Es ist dies genau derselbe Vorgang, der auch bei Bakterienkrankheiten eintritt, und der, wie anfangs geschildert, zur Einführung der Serumtherapie führte. Sowie der Organismus, der einmal Scharlach durchgemacht hat, jedem neuerlichen Eindringen von Scharlacherregern sofort durch die bei der ersten Erkrankung erworbenen Gegengifte entgegentritt, so wehrt sich der einmal von artfremdem Eiweiß heimgesuchte Körper für alle künftigen Zeiten gegen den gleichen Eingriff. Erfolgt er dennoch, so wird eine Reaktion ausgelöst, die sich in Form der Serumkrankheit zeigt.

Ein interessanter Beweis, wie die moderne Forschung arbeitet, ist übrigens die Art, wie die Anaphylaxie vielfach bereits anderweitig, besonders zu diagnostischen Zwecken, verwendet wurde. So haben Pfeiffer und gleichzeitig Uhlenhuth die Erscheinungen benützt, um bei verdächtigen Blutspuren zu entscheiden, ob es sich um Menschen- oder Tierblut handelt. Der betreffende Blutfleck, der Jahre alt sein kann, wird aus-

gelaugt, mit dem Extrakt werden dann mehrere Tiere injiziert und dann nach zwei bis drei Wochen — so lange dauert es, bis die Anaphylaxie sich entwickelt — der Versuch gemacht, ob es sich um Menschenblut handle. Ist dies der Fall, so wird bei neuerlicher Injektion von Menschenserum das Tier reagieren, was sich durch einen tiefen Temperaturabfall zeigt, anderenfalls bleibt, wie aus vorstehendem sich ergibt, jede Reaktion aus. Man kann sogar, wenn man darauf Gewicht legt, mit dieser Methode genau erkennen, von welchem Tiere die alte Blutspur stammt.

Auf anaphylaktischen Reaktionen bauen sich auch eine Reihe moderner diagnostischer Mittel zur frühzeitigen Erkennung der Tuberkulose auf, wie die Haut- beziehungsweise Bindehautreaktionen nach Pirquet, Calmette und anderen.

Ausdrücklich erwähnen will ich noch, daß die Serumkrankheit beim Menschen ein durchaus harmloser und ungefährlicher Symptomenkomplex ist, dessen vorübergehende Beschwerden nicht in Betracht kommen gegen die gewaltige, lebensrettende Funktion der Serumbehandlung. Deshalb wird selbst die Möglichkeit des Auftretens von Serumkrankheit nie ein Grund sein dürfen, die Serumbehandlung in geeigneten Fällen zu unterlassen. Dr. Ad. Stark.

Englische Geographie. — In den sechziger Jahren kommt ein Engländer nach Frankfurt an der Oder und quartiert sich im ersten Gasthofe ein. Der Wirt ist sehr zufrieden, denn der Engländer ißt und trinkt und bezahlt gut und redet den ganzen Tag kein Wort. Aber jeden Morgen zieht er mit seinem Reisehandbuch durch die Straßen und besieht sich die Stadt. Brunnen und Brücken, Markt und Kirchen sind da, nur eines fehlt ihm am fünften Tage, und der Mann schüttelt den Kopf und geht von Straße zu Straße und sieht bald auf die Häuser, bald ins Buch. Endlich kehrt er ins Hotel zurück, wendet sich an den Wirt und fragt: „Wuo ist Bundestäg?“

Der Wirt zuckt die Achseln und schüttelt den Kopf.

Ein Engländer aber, der eben zugereist kam, half seinem Landsmann, denn eine Stunde später saß der schon auf der Eisenbahn. Aber er hat es niemand verraten, daß er die Oder

mit dem Main verwechselt und fünf Tage lang den hohen Bundestag in Frankfurt an der Oder gesucht hat. C. T.

Hasenmut. — Die Furchtsamkeit des Hasen ist so sprichwörtlich, daß eine Mitteilung über Hasenmut sicher zu den beachtenswertesten Seltsamkeiten gehört. Über einen mutigen Hasen wurde aus Ronneburg folgendes gemeldet: Ein Herr, der einen Affenpinscher auf seinem Spaziergange mitgenommen hatte, begegnete einem Hasen, der im Felde bei einem Krautkopf saß und sich durch die Anwesenheit von Mensch und Hund nicht im geringsten stören ließ. Auch als auf Geheiß seines Herrn der Hund mit Gekläff dem Hasen entgegenlief, blieb derselbe ruhig sitzen, was dem Angreifer derart imponierte, daß er in respektvoller Entfernung vor Meister Lampe ebenfalls sitzen blieb und schließlich den Rückzug antrat. Jetzt ging der Hase nun seinerseits zum Angriff vor und verfolgte mit großen Sprüngen den Hund, der mit ängstlichem Gekläff sich in den Schutz seines Herrn flüchtete.

Über einen anderen mutigen Hasen berichtete ein Jagdpächter aus Wäldenbronn. Als er vom Anstand in der Abenddämmerung von der Schurwaldhöhe zu Tale zog, sah er außerhalb Schußweite zwei heftig miteinander kämpfende Tiere. Er hielt sie für zwei eifersüchtige Hasen. Wirklich sprang auch beim Näherkommen ein Löffelträger in großen Sätzen davon. An der Kampfstelle aber purzelte ein struppiges Getier unbeholfen herum und suchte zu entfliehen. Es war ein Prachtexemplar der seltenen und größten unserer Ohreulen, ein Uhu. Der linke Oberflügel war ihm, offenbar im Kampfe mit dem Hasen, abgeschlagen. Er wurde nun Gefangener des Jägers, und alt und jung ergötzte sich an seinem seltsamen Gebaren.

Auch der bekannte Forscher K. Ruß beobachtete einmal einen mutigen Hasen, der in verzweifeltem Mute seinem Hunde geradezu entgegenstürzte und, indem er den Hund durch den Anprall zum Fallen brachte, auch richtig entkam. C. T.

Napoleon I. als Folterer. — Wohl niemand denkt daran, daß sich auch Kaiser Napoleon I. noch der Folter bediente. Und doch ist es der Fall. Bekanntlich hatte sich General Pichegru mit Georges Cadoudal in London zur Beseitigung Napoleons

verschworen. Als die Verschwörer im Februar 1804 bei Béville in der Normandie landeten, wurden sie mit dem Kapitän und der Besatzung des englischen Schiffes von französischen Gendarmen verhaftet. Vierzehn Tage vorher war Moreau, der Sieger von Hohenlinden und Napoleons bedeutendster Rivale, unter dem Verdacht, an dem Komplott beteiligt zu sein, verhaftet worden. Pichegru wurde am 6. April 1804 in seiner Zelle erdrosselt aufgefunden. An einen Selbstmord glaubte niemand, der Napoleon und seinen Polizeiminister Fouché kannte.

Ein Jahr darauf meldete der „Moniteur", daß auch Kapitän Wright, der Führer des englischen Schiffes, das die Verschworenen an Bord hatte, Selbstmord begangen habe. Welche Bewandtnis es aber mit diesem Selbstmord hat, geht aus den Aufzeichnungen des Gefängnisarztes Vaugeard hervor. Wright war in den Temple, das berühmte Staatsgefängnis, gebracht worden. Für Napoleon stand es fest, daß der Kapitän in alle Einzelheiten der Verschwörung eingeweiht sei, und er hoffte in ihm den notwendigen Zeugen gegen Moreau zu finden, den er in Pichegru nicht gefunden hatte. Als er sich in dieser Erwartung getäuscht sah, gab er Befehl, den Engländer zu foltern, um aus ihm die Beweise gegen Moreau herauszupressen. Man legte ihm die Daumenschrauben an und unterwarf ihn der Feuerfolter, die ihn so fürchterlich verletzte, daß ihm durch Vaugeard ein Bein abgenommen werden mußte, erhielt aber kein Geständnis.

Kaum war Wright wiederhergestellt, da wurde er in Gegenwart Fouchés, des Staatsrats Real und des Sekretärs de Marils der „großen Folter" unterworfen; der Foltermeister zwickte den Unglücklichen mit glühenden Zangen und träufelte brennenden Spiritus in die schmerzhaften Wunden. Allein Wright blieb standhaft und biß sich zuletzt, um kein Geständnis ablegen zu können, die Zunge ab. Darauf erhielt die Wache den Befehl, den Unglücklichen in seinem Gefängnis zu erdrosseln. England hatte nämlich Wrights Auslieferung beantragt. Napoleon erklärte, daß er gegen die Auswechslung nichts habe. Aber da er unmöglich einen Krüppel ausliefern

konnte, so erhielt der „Moniteur“ den Wink, unter dem üblichen Bedauern mitzuteilen, der Kapitän habe sich aus Verzweiflung über die Kapitulation der österreichischen Armee in Ulm entleibt. Aber die Nachricht von diesem Selbstmord fand so wenig Glauben wie ein Jahr vorher die Nachricht vom Selbstmorde Pichegrus. Beide waren Opfer der Folter geworden. W. F.

Das Aussterben der Urwelttiere. — Es ist eine auffällige Erscheinung, daß in den früheren Erdperioden Tiergruppen, die auf dem Höhepunkt ihrer körperlichen Entwicklung zu stehen schienen, wie die Panzerfische, die riesenhafte Reptilienfamilie der Dinosaurier, die Flugeidechsen, die Fischsaurier, die gewaltigen Dolchzahntiger, der Riesenhirsch und das Mammut, dem Aussterben verfielen. Man hat dies mit einem natürlichen Altern der Arten und Gattungen erklärt. Wie das einzelne Lebewesen, so sollte auch die ganze Art eine Jugendzeit, eine Manneszeit und ein Greisenalter haben, dem dann das Absterben folgt.

Diese Anschauung hat auf den ersten Blick etwas Überzeugendes für sich. Man kann allerdings verschiedentlich den Entwicklungsgang einer Tierart in der Weise verfolgen, daß sich an das erste Auftreten ein Höhepunkt schließt, der dann zu einem allmählichen Herabgehen hinüberleitet. So erscheinen zuerst Hirsche mit kleinen Geweihen, darauf solche mit Riesengeweihen und endlich solche, bei denen sich das Geweih wieder zurückbildet. Allein gegen die erwähnte Auffassung spricht der Umstand, daß sich manche Tierarten, wie die Haifische, seit Millionen von Jahren lebenskräftig erhalten haben, und daß auch die niedrigsten Formen der Tierreihe bis in unsere Tage hineindauern, von denen man zuallererst annehmen müßte, daß sie dem natürlichen Altern und Absterben unterliegen würden.

Bei dem Aussterben der Riesenechsen, die eine Länge von 15, 25 und 30 Meter hatten, spielte zweifellos ihr ungeheurer Körperumfang mit. Diese Tiere bedurften gewaltiger Nahrungsmengen, die ihnen nicht zu allen Jahreszeiten zur Verfügung standen oder doch durch einen an sich geringfügigen Klimawechsel so vermindert werden konnten, daß sie nicht mehr zu existieren vermochten. Dazu kommt, daß ihr Gehirn außer-

ordentlich klein, also ihre geistige Befähigung sehr schwach war. Entstanden ihnen daher neue Feinde, wie es durch die Säugetiere und Vögel geschah, so konnten sie diesen bei ihrer größeren Intelligenz und ihrer größeren Beweglichkeit nicht standhalten. So hat man mit Recht darauf hingewiesen, daß schon allein die Riesensumpfvögel den Riesenechsen durch die Vertilgung der Eier und Jungen schweren Schaden gebracht haben müssen.

Eine andere Ursache war die übertriebene, einseitige Anpassung. So hatten sich bei den Fischechsen, von denen die bekannteste Art der Ichthyosaurus ist, die Füße vollständig zu Ruderflossen umgewandelt. Wich das Meer zurück, so mußten sie zugrunde gehen. Dagegen konnten die Krokodile und Schildkröten, die sich ihre Schreitfüße erhielten, auf dem Lande ausdauern und andere Wohnsitze aufsuchen.

Ähnlich lagen die Verhältnisse für den Riesenhirsch und den Breitstirnelch mit ihren kolossalen Geweihen. Sie waren nach der Eiszeit in Nordeuropa heimisch. Damals war das Land von Steppen und niedrigem Buschwald bedeckt. In dieser Periode bildeten die ungeheuren Geweihe für die Tiere kein Hindernis. Als sich dann später aber der geschlossene Wald ausbreitete, wurden die Tiere durch die Geweihe in ihrer Bewegung und bei der Nahrungsaufsuche beengt und konnten sich zugleich vor ihren Feinden nur schwer flüchten.

Endlich hat auch die Überentwicklung gewisser Teile bei dem Verschwinden der Urweltgeschlechter mitgesprochen. Bei den gewaltigen tigerähnlichen Dolchzahnraubtieren, die hauerförmige Eckzähne im Oberkiefer trugen, erreichten diese Zähne zuletzt eine Größe, daß die Tiere den Rachen nicht mehr weit genug öffnen konnten, um die Beute beim Verschlingen an den Zähnen vorbeizuführen.

Wahrscheinlich ist auch das Mammut einer Überentwicklung seiner Zähne erlegen. Man hat früher geglaubt, daß die mit der Eiszeit verbundene Erniedrigung der Temperatur das Mammut zugrunde gerichtet hat. Allein das zottige Pelzwerk beweist, daß es sich der Kälte angepaßt hatte. Dagegen nahmen die Stoßzähne einen Umfang und eine Form an, die dem Tier zum Nachteil gereichen mußten. Der heutige Elefant

gebraucht seine Stoßzähne zum Durchbrechen des Waldes und als Waffe. Als sich mit dem Vordringen der Eiszeit der Urwald im nördlichen Europa mehr und mehr lichtete, fiel für die Stoßzähne des Mammuts die Arbeit fort, den Wald zu durchbrechen. Sie nützten sich nun nicht mehr ab, wuchsen ins Ungemessene weiter und krümmten sich in mächtigem Bogen nach rückwärts. So wurden sie für das Mammut eine schwere Last, die seine Beweglichkeit verringerte, und büßten auch ihren Wert als Waffe ein. Aus beiden Gründen konnte sich das Mammut nur mit Mühe den Nachstellungen seiner Feinde entziehen, zu denen in dem letzten Zeitabschnitt auch schon der Mensch gehörte. Auf diese Weise wurde sein Aussterben beschleunigt. Th. S.

Der Kollegienrat Färber. — Fürst Leopold von Dessau war nicht nur ein tapferer Haudegen, er war auch bei anderen Gelegenheiten, wo Mut und Kraft erfordert wurden, gern bei der Hand. Einst, da er gerade in Berlin war, brach ein bedeutendes Feuer aus. Alles, was Hände hatte, zu helfen, eilte herbei, um selbst beim Löschen tätig zu sein oder den Spritzenmannschaften — es war im harten Winter — wärmende Erquickungen zu bringen. Da spazierte an den Feuergassen entlang, wohlbehäbig in einen warmen Pelz gehüllt, ein stattlicher Herr, vom Feuer hell beschienen, mit überlegenen Blicken auf die Arbeit der emsigen Leute herabschauend. Eben bummelt er an einer Spritze vorüber, auf der ein Mann mit Reiterstiefeln, Lederhosen und kurzer Reitjacke eifrig beschäftigt ist, die ihm zugereichten Feuereimer in den Spritzenbehälter zu gießen.

„Herr, holla! Angegriffen!“ ruft er dem bedächtig vorüberschreitenden Bepelzten zu. „Hier sind Hände not!“

„Bitte,“ versetzte der Angeredete vornehm, „ich bin der Kollegienrat Färber!“

„Und ich,“ spricht der auf der Spritze und stürzt mit schneller Bewegung dem Beamten einen Eimer Eiswasser über den Kopf, „ich bin der Fürst Leopold von Dessau!“ C. T.

Alles schon dagewesen. — Eine Verordnung des Hochfürstlichen Würzburgischen Polizeigerichts vom 22. September 1749 hat folgenden Wortlaut: „Da die Erfahrniß zeithero ge-

geben hat, daß durch fast allgemeinen Umgang der weiblichen Dienstboten mit den Soldaten nicht nur verschiedene Ungebühren vorgehen, sondern auch den Dienstherren große und merkliche Beschädigungen vermittelst heimlicher Abtragung von Brod, Fleisch, Wein und dergleichen zugezogen werden: also wird hiemit den Dienstmägden aller Umgang sowohl auf den Gassen als in den Häusern mit den Soldaten dergestalten verboten, daß im widrigen solche Dienstmägde sogleich des Dienstes verlustiget und dieselben aus der Stadt, auf weiteres Betreten aber in das Spinnhaus verwiesen werden sollen." W. F.

Die Frage nach dem Jenseits. — Der als schlagfertig bekannte Propst Steinlein in München († 1822) war einmal von seinem Landesherrn in das Münchner Schloß zur Hoftafel geladen. Neben ihm saß ein Minister, der für einen großen Spötter galt. Die Exzellenz wollte sich an dem Geistlichen ein wenig reiben und redete ihn folgendermaßen an: „Herr Propst, Sie sind ein grundgelehrter Herr und wissen mir sicherlich Aufschluß zu geben über eine Frage, über die mir bis jetzt noch niemand hat Auskunft geben können: Wissen Sie etwas ganz Gewisses darüber zu sagen, wie es mit dem Menschen nach seinem Tode sein wird?"

„Freilich, freilich," erwiderte, ohne sich auch nur einen Augenblick zu besinnen, der alte Steinlein, „darüber weiß ich etwas ganz Gewisses, Exzellenz!"

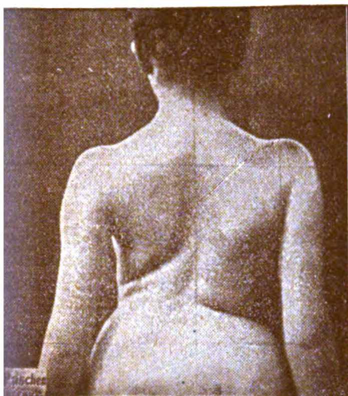
„Es muß aber auch wirklich ganz gewiß sein!" sagte der Minister.

„Freilich, es ist ganz gewiß!" bekräftigte Steinlein. „Glauben Exzellenz, daß, wenn Sie tot sind, Sie dann in der anderen Welt auch noch Minister sein werden?"

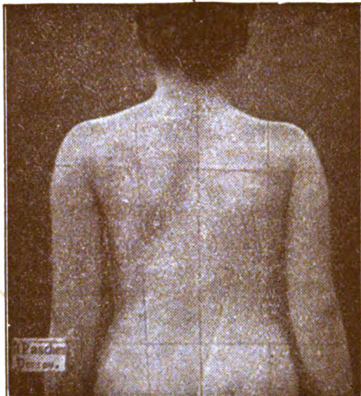
„Nein," erwiderte der Minister, „das Ministersein hört dann auf — das versteht sich ja ganz von selbst."

„Nun," sagte Steinlein, „dann wissen Exzellenz wie ich auch also etwas ganz Gewisses, und zwar etwas sehr Erfreuliches." W. K.

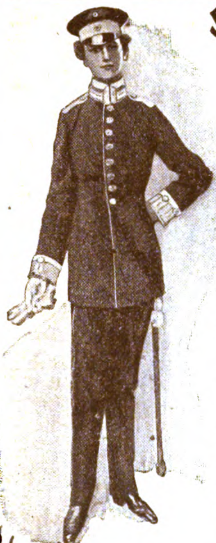
Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.



Bei der Aufnahme.



Nach der Behandlung.




UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 241 945 I